Schmidt
AB

Biographische

Skizzen und Charakternovellen.

Biographische

Skizzen und Charakternovellen.

Von

Schmidt-Weissenfels.

Erster Band.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

I.

Aus Deutschlands Befreiungszeit.

Erzherzog Karl und die Aspern-Schlacht.

Erzherzog Karl gehört zu den ersten Männern, welche groß da stehen in dem langen bangen Kampf gegen Napoleon. Zäh und muthig hat er mit dem Genie gerungen, ihm Wunden geschlagen mit seinem Genie, sich aufgerafft in einer seltenen Weise, wenn er erlegen war, gesiegt und gekämpft mit Ehren und für Oesterreichs Ehre, bis das Schicksal sich gegen ihn entschied. Er war zu jener Zeit der einzige General Oesterreichs, der noch Feldherrntalent besaß: wo er war und befahl, da ging's gut, meist glücklich und ehrenvoll her; wenn die anderen Feldherrn Alles verdorben hatten, dann rief man erst ihn, und er rettete, was noch zu retten war. Er war ruhmgekrönt von Siegen, die er 1796 und 1799 über die Franzosen erfochten: mit

diesem Ruhm trat er auch 1809 dem alten Feind entgegen — zum ersten Mal, daß er allein kommandirte, zum ersten Mal, daß er dem Genie Napoleon's sich Aug' gegen Auge gegenüber stand.

Unglücklich genug hatte der Feldzug begonnen. In Folge der mangelnden Einheit der Armee hatten die Franzosen in betäubender Schnelle die Oesterreicher bei Hausen, Abensberg, Eggmühl und Regensburg geschlagen und rückten der sich zurückziehenden Armee des Erzherzogs auf dem Fuße nach. Wien fiel nach einem letzten Gefecht in ihre Hände und schmerzlich durchzuckte die Kunde davon ganz Deutschland, denn überall war man fertig zum Aufstand gegen die Fremdherrschaft, überall in Deutschland hatte man auf einen einzigen entscheidenden Sieg gehofft, um vereint mit Oesterreich über den gallischen Cäsar herzufallen.

Aber noch war nicht Alles zu Schanden, noch war keine entscheidende, große Schlacht geliefert worden, und so schnell wie Napoleon Wien genommen hatte, ebenso schnell konnte ein Mißgeschick ihn auch wieder bis an den Rhein zurückwerfen.

Ein paar Stunden hinter Wien, im Marchfelde, dort, wo das eigentliche Herz der österreichischen Monarchie und der Knotenpunkt der Straßen nach Ungarn

und Mähren ist, dort sammelte Erzherzog Karl die verschiedenen Corps seiner Armee. Bis hieher und nicht weiter sollte Napoleon kommen: von jetzt an war der Erzherzog selber an der Spitze der Truppen.

Napoleon seinerseits wußte auch, daß der Besitz von Wien allein nicht viel bedeute. Auch er zog seine Armee zusammen und machte sich bereit, die entscheidende Schlacht mit dem Erzherzog zu schlagen.

Eine Meile etwa unterhalb Wien liegt im Donauflusse die lange dichtbewachsene Insel Lobau, ein trefflicher Punkt für eine Armee, welche die Donau passiren will. Der eine Arm der Donau ist hier bedeutend; der andere, nördliche, kaum 200 Schritt breit. Napoleon hatte den Vortheil, daß er Herr des südlichen Ufers war und also mit Bequemlichkeit über den schwierigen Theil des Flusses Brücken nach der Insel schlagen lassen konnte. Diese Insel sollte gewissermaßen den Sammelpunkt seiner Armee bilden, um von hier aus schnell über den schmäleren Arm der Donau nach dem Marchfelde hinüber geworfen zu werden, die ersten Dörfer nächst dem Ufer, Aspern und Eßling zu besetzen, und so eine feste Position jenseits zu gewinnen, deren Stützpunkt die mit dem Ufer verbundene Insel Lobau war. Dann sollte die

Schlacht in dem großen Kessel des Marchfeldes geschlagen werden — hier, auf derselben Wahlstatt, auf der ein halb Jahrtausend früher der Ahnherr der Habsburger seinem Hause die Herrschaft über die österreichischen Reiche erobert hatte, sollten jetzt die Erben seiner Dynastie um ihre Existenz ringen.

Vom Bisamberge aus, welcher einen Theil der nördlichen Wand des Marchfeldes bildet, beobachtete Erzherzog Karl den Uebergang der Franzosen über den nördlichen Donauarm und ihre Besetzung der Dörfer Aspern und Eßling. Sein Entschluß war gefaßt: es galt, den Feind hier zu schlagen und in die Donau zu jagen. Seine Truppen standen bereit: in einem Halbkreise umspannten die Corps von Hiller, Bellegarde, Hohenzollern und Rosenberg das Marchfeld; die Grenadiere waren die Reserve, die Kavallerie unter Liechtenstein stand mit auf dem linken Flügel bei Rosenberg.

Es war am 21. Mai 1809, Mittags, als der Erzherzog Karl den Befehl zum Angriff gab, um den Feind seine Keckheit büßen zu lassen. In fünf Colonnen rückten die Oesterreicher vor, Hiller auf Aspern, Rosenberg auf Eßling: diese beiden Dörfer sollten genommen werden. Zugleich ließ man brennende Schiffe

auf den hochgeschwollenen Fluthen der Donau herabfahren, um die Brücken nach der Insel Lobau zu verbrennen, oder doch umzureißen. Gelang Beides, der Sturm auf die Dörfer und die Zerstörung der Pontons, so war der Untergang der französischen Armee gewiß.

An siebzigtausend Oesterreicher rückten heran gegen den Feind, der wohl ebenso stark war, aber seine Streitkräfte noch lange nicht vollständig auf dem nördlichen Ufer entwickelt hatte. Das war ein Jubel in diesen Bataillonen, die unter rauschender Musik in den Kampf marschirten! Da ging's, wie nie sonst, um's Vaterland und um das Leben und mit einer Begeisterung, welche die Söldnertruppen früherer Zeiten nie gekannt. Im Nu wurde der erste Feind übermannt und der Sturm auf die Dörfer unternommen. In Aspern brachen sie ein, die Oesterreicher, und jagten die Franzosen bis an den Kirchhof. Aber hier war's aus, hier rührten die Feinde sich nicht vom Fleck; hinter den Mauern hervor, aus den Häusern schossen sie, und vergebens stürmten die Oesterreicher darauf los — ihre Bravour prallte immer und immer wieder an der Verzweiflung der Franzosen ab. Der Erzherzog schickt zwei frische Colonnen zur Unterstützung —

von Neuem beginnt der Sturm, von Neuem staut er sich in einem mörderischen Handgemenge. Aber die Uebermacht der Oesterreicher ist zu bedeutend; wenn nicht ein entscheidender Schlag sie trifft, haben sie am Abend das Dorf Aspern.

Da, um diesen entscheidenden Schlag zu führen, rafft Napoleon die acht Regimenter Kavallerie, Kürassiere und Lanciers, zusammen, welche bisher zwischen den Dörfern gestanden hatten. Sie sollen die Mittelcolonne der Oesterreicher zusammenhauen, das Centrum durchbrechen und dadurch den Rückzug der Gegner von Aspern und Eßling, vielleicht die volle Flucht erwirken. Ein großer, wundervoller Moment der Schlacht ist's. An 5000 französische Reiter mit wehenden Büschen, blitzend und blinkend, den Pallasch hoch in der Luft, jagen durch die Wolken, welche die Hufe ihrer Rosse aufwirbeln, über die weite Ebene gerade auf die Colonne Bellegarde's und Hohenzollern's zu, welche in Carrée fest wie Mauern und starr wie eherne Figuren, das Bajonnet gefällt und schußfertig, den fürchterlichen Stoß der Kürassiere erwarten. Vor ihnen stehen zwei Reiterregimenter zum Schutz der Kanonen, welche ihre Ladungen in die heranbrausenden Schwadronen speien. Doch vergebens. Der ge-

waltige Anprall der Franzosen jagt diese mörderische Vorhut zurück und in Carriere stürzen die Reitercolonnen auf die österreichischen Carrée's. Bis auf zehn Schritt lassen diese die Kürassiere heran, dann dröhnen die Salven ihrer Glieder auf Kommando, in regelmäßigem Tempo, tiefe, weite Lücken in den Reiterreihen reißend. Und nun d'rauf mit dem Bajonnet beim Herzschlag der Trommeln, fest im Glied und doch wild wie getrieben von dämonischer Macht! Sie dringen mit donnerndem Hurrah in die Schwadronen, zerreißen sie, zersprengen sie, werfen sie übereinander, und immer bleibt ihre Colonne fest wie mit Ketten geschlossen, rückt vor und bringt Tod und Schrecken unter die wundervolle Reiterpracht. Und als ihnen der Athem des Siegens ausgeht, da bricht von allen Seiten die österreichische Kavallerie hervor und vollendet die Niederlage der Franzosen. In wilder Verwirrung fliehen diese zurück, überrennen ihre hinter ihnen stehende Infanterie, und Alles, Roß und Mann, rettet sich vor der fürchterlichen Attaque nach der Donau. Diesen Moment benutzen die Oesterreicher und erobern Aspern.

Und als es Nacht ward, da stehen die Oesterreicher als Sieger in Aspern. Aber Eßling ist nicht in ihren

Händen, alle Stürme waren hier vergebens; die Franzosen hielten dies Dorf in dem Bewußtsein, daß ihre Rettung davon abhänge, mit Verzweiflung fest.

Die Nacht war keine Ruhe, nur eine Pause; beide Armeen schöpften Athem, beide verstärkten sich mit frischen Kräften. Napoleon ließ alle seine Truppen vom jenseitigen Ufer herüberkommen und stand mit dem Grauen des Tages mit neunzigtausend Mann bereit. Kaum auch, daß der Horizont sich gelblich färbte, als das Stürmen wieder begann. Die Franzosen stürzten sich auf das verlorene Aspern, die Oesterreicher auf das hartnäckige Eßling. Und so wogte der wüthende Kampf, besonders um Aspern: bald daß die Franzosen das Dorf eroberten, bald daß die Oesterreicher sie wieder daraus vertrieben. Stund' auf Stunde änderte sich das Bild, und doch war und kam Keiner zu Vortheil und ward des Anderen Meister.

Da nahm Napoleon den Angriff auf das Centrum, der am Tag vorher so unglücklich geendet, wieder auf. In der Ebene zwischen Aspern und Eßling lag die Entscheidung; hier stand, mit dem Rücken an die Berge gelehnt, die Hauptmacht mit dem Erzherzog Karl. Ihm galt der furchtbare Choc, den Napoleon

jetzt unternehmen wollte: es war sein letzter Trumpf, den er auszuspielen hatte.

An 200 Geschütze rollten der mächtigen Angriffscolonne von über zwanzigtausend Franzosen voran, gedeckt in den Flanken von Reiterei. Ein furchtbares Feuer aus den Kanonen begann, erwidert von einem fast gleich starken aus den Reihen der Oesterreicher, welche in Schlachtordnung den Feind erwarteten. Es war eine wichtige Stunde für Oesterreich, für ganz Deutschland, welche so von vierhundert Feuerschlünden eingedonnert wurde. Hüben wie drüben ahnte man, daß sie die Entscheidung dieses mörderischen Kampfes bringen würde.

Das Geschützfeuer auf französischer Seite ruhte plötzlich einen Augenblick — und aus dem Pulverdampf hervor brachen jetzt die französischen Reiter und Infanteriecolonnen, pfeilschnell in furchtbarer Wuth sich auf die Corps von Hohenzollern und auf die Liechtenstein'sche Kavallerie werfend. Ein ungeheueres Ringen begann; die Geschütze schwiegen, als warteten auch sie gespannt auf den Ausgang jenes Kampfes, wo Mann an Mann focht, zu Roß und zu Fuß, mit Pallasch und Bajonett. Schwere Viertelstunden dauerte dies ächzende Ringen zweier Armee-

Eliten; endlich brechen die Kräfte der seit zwei Tagen übermäßig angestrengten österreichischen Infanterie; die Bataillone weichen, gehen aus den Fugen, wanken vor dem immer wüthenderen Stoß der französischen Colonnen. Umsonst machen die Liechtenstein'schen Reiter die glänzendsten Chargen: die Infanterie Lannes' parirt den Choc, die Kürassiere Oudinot's werfen sie wuchtig zurück. Noch ein athemloses, letztes Ringen, und die ganze Linie geräth in Auflösung, die Oesterreicher rücken erschöpft zurück.

Da sprengt der Erzherzog, der Feldherr selber vor; er erfaßt die Fahne des Regiments Zach, stellt sich an die Spitze der weichenden Colonne, schwingt es hoch empor, das Palladium der Ehre, hoch über seinen wallenden Federbusch, daß Alle es sehen, und ruft laut aus der Brust heraus ein: „Vorwärts, meine Kinder!" in die Bataillone hinein. Rauschend in wilden Klängen fällt die Musik ein und vorwärts geht's mit frischem Muth und herrlichster Begeisterung; neue Regimenter kommen zu Hauf und nehmen die ermatteten in ihre Mitte. Und es spielt die Musik und es knallt und donnert wieder lustig aus den Feuerrohren — durch die Pulverwolken hindurch rückt die Colonne der Oesterreicher, hoch zu Roß ihr voran,

die Fahne erhoben, Karl, der Erzherzog. Vorwärts geht's, immer fort; die Franzosen weichen jetzt, sie müssen zurück, zurück bis an die Donau! — Der furchtbarste Schlag war abgewendet und die Kraft des Feindes schwer gebrochen.

Das war die Höhe der blutigen Schlacht, eine der schönsten, die je geschlagen, eine der wenigen, welche ganz Deutschland in höchster Spannung verfolgte. Es war ein Sieg, den Oesterreich erfochten, ein schwerer, blutiger Sieg, dessen weitgreifendere Folgen das Genie Napoleon's freilich zu verhüten wußte.

Aber er, der Cäsar, der noch nie geschlagen, noch nie besiegt worden, wo er sein Alles d'ran setzte, wie hier, um zu siegen, er gab den Tag für verloren und befahl den Rückzug. Diesen zu bewerkstelligen, diese große, erschöpfte und niedergedrückte Truppenmasse vor einem verfolgenden Feind ohne gänzliches Verderben über den Fluß zu bringen, dessen Brücken zerstört waren und eben erst in aller Hast wieder errichtet wurden — das war das Meisterstück, welches er zu leisten hatte.

Und er leistete es, oder vielmehr Massena, dem er die Lösung dieser peinlichen Aufgabe übergab, während er hastig nach dem andern Ufer eilte und

dort in Kaiserseberdsdorf in einen todtenähnlichen Schlaf versank.

Noch stürmten die Oesterreicher auf Eßling, welches allen ihren Angriffen gespottet hatte, als die französischen Reserven bereits nach der Insel Lobau zurück dirigirt wurden. Mit aller Energie ließ Massena die noch im Besitz habenden Positionen bei Aspern vertheidigen, hielt die mörderische Kanonade aus, welche Erzherzog Karl gegen das Centrum gerichtet hatte, und stand da, mit dem Degen in der Faust, bald zu Pferde, bald zu Fuß, die zurückberufenen Bataillone ermunternd, sie zusammenhaltend, ordnend und über die Brücke nach Lobau sendend. Ungeheure Verluste an Menschenleben kostete noch dieser kunstvolle, bewunderungswerthe Rückzug nach Lobau, aber den nachdrängenden Oesterreichern wurden dadurch auch nur wenig Trophäen überlassen.

Als es wieder Nacht war, da war auf dem Marchfelde kein Franzose mehr und Erzherzog Karl schlief mit seinen Braven auf dem Feld seines Sieges. Auf der Lobau aber drängte sich die geschlagene französische Armee zusammen, unfähig auf's andere Ufer zu gelangen, da die Brücke dahin noch nicht wiederhergestellt war, hungernd, an Entbehrungen reich und in

ihren Siegeshoffnungen geknickt. Erst nach zwei Tagen war sie erlöst. —

Viele, schwere Opfer hatten diese Tage gekostet, viel Hoffnungen haben sie erweckt, und nur zu bald wurden sie wieder zu Schanden, löschte den Stern von Aspern die Wolke von Wagram aus. Aber wenn auch: Aspern war ein Strahl der Hoffnung, der Deutschland traf, es war eine Schlacht der Ehre, welche unvergängliche Wohlthaten dem deutschen Geist erzeigte, ihn hinwies zur Vaterlandsliebe und Einigkeit.

Schill.

Man kennt die traurige Geschichte von Jena und Auerstädt, die Geschichte des Zusammenbruchs von Friedrich des Großen Monarchie; man kennt diese wohlthätige Bluttaufe des preußischen Staats, wenn man auch heute noch immer nicht genug daraus gelernt hat. Der alte Tick machte damals bitteres Fiasko, die alte Gottesgnädiglichkeit ward sehr prosaisch heimgesucht, die großen Herren mit ihren großen Worten zogen kleinlaut, oftmals feige wie ehrlose Buben, von dannen. Das erste Beispiel hundsföttischer Gesinnung gab Erfurt, und nur zu bald folgten ihm die meisten anderen Festungen Preußens mit ihren alten Kommandanten. Spandau ergab sich, Küstrin ergab sich, Stettin öffnete einer Schwadron Franzosen —

am 29. Oktober 1806, vierzehn Tage nach der Jenaer Schlacht — die Thore; Magdeburg, die Erzfestung, kapitulirte, Glogau kapitulirte, Breslau kapitulirte, Brieg und das feste Schweidnitz kapitulirten — kaum daß man hier und da nur den ernstlichen Versuch eines Widerstandes gemacht; nirgends, wo ein echter Heldenmuth dem Feinde Achtung eingeflößt hätte. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht;" diese berüchtigte Mahnung des Berliner Kommandanten fand ihre Seitenstücke: die großen Herren glaubten damals noch, sie wären die wahre Vorsehung und das Volk verstände gar nichts, hätte sich gar nicht darum zu kümmern, was um es und mit ihm geschehe.

So war's auch in Kolberg, der alten pommerschen Festung. Da kommandirte der alte Oberst Lukadou, ein griesgrämiger Offizier aus des großen Fritz Schule, gewissenhaft bis zur Pedanterie, ein echter Exerziergeneral, aber ohne Energie und unfähig, die Bedeutung der geschehenen Ereignisse zu würdigen. Kamen die Franzosen vor seinen Platz, so wollte er schon mit ihnen die Sache abmachen, darum brauchte sich die Bürgerschaft nicht zu beunruhigen; sie hatte sich gefallen zu lassen, was der Herr Oberst bestimmen würde. Ja, da kam er aber bei den Kolbergern schlecht an!

Die hatten den alten verwetterten, kreuzfesten Nettelbeck an ihrer Spitze, und der hatte ihnen den Standpunkt klar gemacht. Die Bürger sollten sich bewaffnen, die Schanzen wieder in Stand setzen, sie im Nothfall mit vertheidigen, so verlange es die Noth und die Ehre von Kolberg; worauf Herr von Lukadou gar grimmig die ehrbaren Bürger anschnauzte und sie daran ermahnte, daß Ruhe ihre erste Pflicht sei. Er sei dazu da, hier in Kolberg zu kommandiren, und er wisse, was er zu thun habe; die Bürger möchten bei ihrer Pfeife Tabak bleiben und sich um seine Angelegenheiten nicht scheeren.

Brummig und mit langen Nasen gingen sie ab; nur Nettelbeck ließ sich nicht einschüchtern und organisirte auf seine Hand die Vertheidigung der Festung, so viel Lukadou auch wettern und fluchen mochte. Der Lieutenant von Schill bestärkte die Bürger in ihrem Vorhaben getreulich; er hatte auch ganz andere Begriffe, als sein Herr Oberst, und kümmerte sich schier wenig um ihn. Es war ein schmucker, prächtiger Dragoneroffizier, der bei Auerstädt tapfer gefochten und, der Gefangenschaft glücklich entronnen, in Kolberg eine Zuflucht gefunden hatte. Ihn liebte Alt und Jung, denn er war ritterlich von außen — und von

innen und ein ganz eigenthümlicher Geist, der nicht in die Schablone der damals gang und gäben Offizierstournüre paßte. Lukadou hatte ihn schon längst auf dem Strich, denn Schill spielte den Lieutenant auf eigene Rechnung. Mit etlichen seiner Reiter pflegte er die Kolberger Umgegend zu durchstreifen, oft weit hinaus in's Land, entführte bedrohte Kassen, Pferde, Waffen, trieb den Franzosen Transporte von Schlachtvieh ab, und kamen ihm hin und wieder kleine Streifcorps von Franzosen in den Weg, so hieb er muthig drein und sie fast immer gehörig zusammen. Patriot durch und durch und ein phantastischer Kopf dabei, lockte ihn die Gefahr und Kühnheit solcher Handstreiche zu Unternehmungen, aus denen ihn oft nur sein Muth und seine Geistesgegenwart retteten. Schon manches Mal war er deßhalb hart mit Oberst Lukadou, den diese Streifzüge ohne seinen Auftrag erbittert hatten, zusammengerathen; aber Schill, eigensinnig und von seinem Geist erfüllt, war nach wie vor in's Land gezogen mit seinen zwei, drei Dutzend Reitern und hatte seine Thaten verübt. Da schickte ihn denn eines Tages Lukadou in Arrest. Nun aber stieg's den ehrsamen Bürgern zu Kopfe. Ihnen war Schill der echte rechte Soldat, dessen wagnißvoller Muth dem ihrigen mehr

entsprach, als die mattherzige Superklugheit Lukadou's. Sie liebten ihn, wie Jeder denn bald das Kühne und Hochherzige liebt; sie rückten, der stramme Schiffskapitain Nettelbeck vorauf, dem Kommandanten auf's Quartier, und der mußte wohl oder übel den Lieutenant Schill wieder freilassen.

Das war ein Triumpf für den kühnen Reitersmann und spornte seinen Ehrgeiz und damit seine Verwegenheit bedeutend an. Es zog sein Name ruhmvoll durch das Land; Freiwillige kamen und schlossen sich ihm an, und er streifte mit ihnen umher, verübte mit ihnen Thaten, welche durch ihren tollen Heroismus so unendlich gegen die Schlaffheit der preußischen Kriegsführung im Ganzen abstachen. In der Nacht vom 7. und 8. Dezember, überfiel er z. B. mit zehn Reitern und ebensoviel Infanteristen eine fünfzig Mann starke Kolonne und nahm ihr Gepäck, ihre Waffen und Vorräthe weg. So etwas entzündete überall, wohin die Kunde drang, neuen Muth, neues Leben; solche unerschrockene Männer — ach, hätte man nur deren in den Festungen gehabt, anstatt der alten Offiziere mit ihrer souverainen Verachtung alles dessen, was keinen bunten Rock trug! Hätte man deren nur mehr an der Spitze gefunden, als der Krieg begann!

Und trotzdem, daß an Rettung kaum noch zu denken war — denn die preußische Armee war theils kriegsgefangen, theils versprengt — richtete sich an diesem einzelnen kühnen Parteigänger doch momentan die Hoffnung der Besseren auf. Noch waren ja die Russen da, um Napoleon zu bekämpfen; noch sammelte man ja in Preußen die Rudera der Armee — wenn man einen Mann von solchem Glück und solcher Kühnheit wie Ferdinand von Schill unterstützte, wie leicht, daß sich dann das Blatt noch wendete! Und so zogen die Tapfersten und Abenteuerlustigen nach Kolberg, um unter Schill zu dienen, mit ihm Thaten zu vollbringen, die schon im Munde des ganzen Volkes lebten. Ja, am 12. Januar ermächtigte ihn eine königliche Kabinetsordre sogar, in Pommern ein Freicorps zu organisiren und nach Ermessen der Umstände und in Uebereinstimmung mit der Kommandantur zur Deckung des Landes mitzuwirken. Man kann sich denken, wie schwer dies den Obersten Lukadou ärgerte. Kopfschüttelnd, als begreife er nicht, welche Ideen man sich von solchen zusammengelaufenen Haufen mache, ließ er zuletzt die Dinge, wie sie gingen; er ließ den Nettelbeck gewähren, so lange es nicht in der Festung geschah — denn da wenigstens wollte er

allein befehlen — er ließ die Bürger nach Herzenslust vor den Wällen schanzen und Schill seine Züge unternehmen.

Gerade zu jener Zeit rückten die Franzosen in stärkeren Haufen nach Pommern, um auch hier tabula rasa zu machen und Kolberg zu nehmen. Schill hatte wohl Leute genug, aber ihre Bewaffnung war schwer zu ermöglichen, besonders da Lukadou nicht eine Säbelklinge aus dem Kolberger Arsenal herausgab. Man bekam zum Glück aus Stralsund Gewehre, Säbel, ein paar Kanonen, und den verschiedenen überfallenen Franzosencorps nahm man auch ein gut Theil Waffen ab. So war es Schill denn in merkwürdig kurzer Zeit gelungen, ein kleines Bataillon Infanterie, ein paar schwache Schwadronen, eine Jägerkompagnie und etwas Artillerie zu formiren. Damit ging's denn hinaus, drauf auf den Feind. Tagtäglich liefen Nachrichten von den tollen Thaten des Schill'schen Freicorps ein, manchmal freilich auch üble. So hatte Schill, von Verwegenheit geblendet, sich auf ein starkes Corps Franzosen bei Naugardt geworfen (17. Febr.) und war dort in sehr herber Weise zurückgeschlagen worden. Aber solche mißlungene Unternehmungen standen doch weit hinter dem Eindruck zurück, den die

Kühnheit dieses Reitersmannes überall hervorgerufen, und wurden überdies bald und gar oft von glänzenden Erfolgen des Freicorps vergessen gemacht. Da sank keines Einzigen Muth, wenn's einmal fehlschlug, und die Leute hingen mit unendlicher Liebe an ihrem Führer, der in Tapferkeit und Ausdauer mit seinen Offizieren freilich das beste Beispiel gab. Wohin er befahl, da zog die lustige Schaar mit; durch's Feuer liefen die Kerle, als seien sie gefeit; Schill selbst immer mit dem Säbel dazwischen, fechtend wie ein Löwe.

Ende Februar 1807 hatten die Franzosen Kolberg umzingelt. Nun wußte Lukadou gar nicht, wie er sich zu benehmen hatte, und in Wirklichkeit leiteten Nettelbeck und Schill die Vertheidigung des Platzes. Lukadou wollte still abwarten, was die Franzosen unternehmen würden; Schill aber, der brennende Geist, der rückte fast allnächtlich über die äußersten Werke Kolbergs hinaus und überfiel die als schwach erkannten Stellungen des Feindes. So bereitete er ihm, unterstützt von der Kolberger Besatzung, am 21. März bittere Verluste, und am 12. April lieferte er ihm ein hitziges Gefecht, welches in eine vollständige Niederlage der Franzosen auslief. Es waren dies immerhin bedeutende Erfolge, insofern, als durch diese reichen

Verluste die Franzosen abgehalten wurden, zu einer energischen Belagerung zu schreiten, der Muth und das Vertrauen der Kolberger sich dadurch erhöhte und zwei Monate Zeit gewonnen ward, wodurch das Schicksal des Platzes sich entschied. Denn während Schill mit seinen Reitern, überdrüssig der Lukadou'schen Bedenken und Widerspänstigkeit, nach Schwedisch-Pommern aufbrach, um dort wirksamer aufzutreten, kam Gneisenau an Lukadou's Stelle und setzte die Vertheidigung Kolbergs mit einer Energie und Umsicht in's Werk, welche seinen Namen weit berühmt machte. Mit unendlichem Heroismus hielt er die vom Mai ab energisch betriebene Belagerung aus; er und Nettelbeck waren Tag und Nacht auf den Beinen, mitten in dem furchtbaren Bombardement, welches das fast aller Vorwerke beraubte Kolberg vom 1. Juli an zu erleiden hatte. Der endliche Untergang war unvermeidlich; da erschien, im höchsten Drange des Kampfes und der Noth, als der entscheidende Sturm schon vorbereitet war, ein preußischer Offizier und brachte die Nachricht vom Waffenstillstande. Kolberg war gerettet, und die zwei Monate, während welcher Schill's Heldenmuth die Franzosen beschäftigt und auf ihre Vertheidigung als Belagerer angewiesen, hatten

dies Resultat allein ermöglicht. Es war eine glänzende Waffenthat, die Vertheidigung von Kolberg, um so glänzender, als sie allein dastand, keine andere preußische Festung ähnlich gehandelt hatte. Das belehrte wohl darüber, daß Muth und Tapferkeit auch unter ungünstigen Umständen zu siegen wissen, daß die Ehre nicht im Rock, sondern im Herzen lebt, daß auch der Bürger seine Stelle haben soll, wenn sich's um's Wohl des Landes und seines Heerdes handelt. Aus der feigen Klugheit und Unterwürfigkeit jener Zeit hebt sich diese Waffenthat einzig groß hervor, und Gott sei Dank, daß sie innig mit dem Volk verbunden ist.

Nach dem Tilsiter Frieden und der Reduktion des preußischen Heeres wurden die vier Reiterschwadronen, welche Schill sich gebildet und die er geführt, als Husaren ausgerüstet und erhielten den Namen des „zweiten brandenburgischen Husarenregiments." Der Inhaber dieses neuen Regiments ward Ferdinand von Schill, den der König außer der Reihe, in Anerkennung seiner hervorragenden Tapferkeit, zum Major erhoben hatte. Die Infanterie, welche er geführt und die größtentheils in Kolberg geblieben war, wurde in ein leichtes Bataillon umgewandelt und durfte zur ehrenden Erinnerung an seinen einstigen Chef den Namen

„Bataillon Schill“ fortführen. Ja, eine andere Auszeichnung ward der tapferen Schaar dadurch zu Theil, daß der König verfügte, sie solle zuerst in die von den Feinden wieder geräumte Hauptstadt ihren Einzug halten; stand sie ja doch mit ihrem Schill als die erste Truppe der preußischen Armee da, was Bravour, Muth, Ausdauer, Ruhm und Beliebtheit, ja Enthusiasmus beim Volke betraf.

Aus Pommern herunter rückte diese neugeformte Truppe nach Berlin. Es war ein Triumphzug; in jedem Weiler, jedem Dorf, in jeder Stadt empfing lauter, stürmischer Jubel den Reitersmann Schill und seine Schaar. Blumen und Kränze flogen ihnen entgegen, Ehrenpforten waren ihnen errichtet, stundenlang ging das Volk in Begeisterung unter Klang und Sang mit ihnen, bis die Bewohner des nächsten Ortes kamen, um sie einzuholen. Am 10. Dezember 1808 fand der feierliche Einzug in Berlin statt. Fast zwei Jahre lang hatten hier die Franzosen regiert, und keine preußische Uniform war dort, wo sie sonst mit zur Dekoration des Straßenlebens gehörten, gesehen worden. Der Enthusiasmus des Volks war unbeschreibich. Man denke sich diese Berliner, die mit Leib und Seele an ihre Soldaten gewachsen sind, von denen,

wie Rahel schreibt, „jeder bis auf die albernste Demoiselle wußte, was gut marschiren, aufsitzen und dergl. war,“ welche ohne preußische Soldaten nie gewesen, beim Wiederanblick derselben nach zweijähriger Entbehrung Ströme von Freudenthränen vergossen!

Und nun kamen ja zu allererst die Schill'schen Truppen, deren Thaten in aller Munde lebten, welche von der Bevölkerung mit Verehrung und Stolz genannt wurden, für welche alle Frauen in Entzücken schwärmten. Unermeßlicher Jubel begrüßte sie, als sie einrückten unter ihrer frischen, lustigen Jagdmusik; die Begeisterung für die tapfere Schaar und ihren Führer vermischte sich mit der Freude, von dem verhaßten Anblick des Feindes befreit zu sein, und ein Taumel des Jubels empfing sie, der nahe an Abgötterei grenzte. Man illuminirte am Abend die Stadt und gab Freikomödie, Festmahle und Bälle. Ueberall, wo Schill erschien, im Theater, in den Salons, auf der Straße wurden ihm Huldigungen bereitet; es ward ein Kultus mit ihm getrieben, der auf diesen phantasiereichen, lebhaften Geist betäubend wirken mußte. Seine ganze Erscheinung rief überdies zu solchen Huldigungen auf — kein Soldat, der schöner, imponirender sein konnte, als Schill, diese martialische und doch

so liebenswürdige Erscheinung mit ihren feurigen schwarzen Augen und umhüllt von der malerischen Husarentracht. Er war damals 36 Jahre alt und wohl der berühmteste Mann in Preußen, getragen von der Gunst seines Königs, von der Verehrung der Soldaten und der Bevölkerung. Wohlwollend und freundlich, mäßig in seinen Bedürfnissen, großmüthig und freigebig, dabei jungblütig, rasch und lebhaft — wie konnte es fehlen, daß er der Abgott des hoffenden Volks war? Man beschrieb sein Leben, seine Thaten; man erzählte überall von ihm und seinen Streichen, man verkaufte Portraits von ihm an allen Orten, — das mußte wohl eine solche Natur zu einer Ueberschätzung ihrer Kraft verleiten. Wohl sagte er damals, betroffen über den Rausch der Huldigungen, dem er unaufhörlich begegnete: „man macht zu viel aus mir;" aber die Vorsehung trat zu stark an ihn heran, er begann sich als den zu fühlen, den die patriotische Begeisterung der Welt in ihm sah, er wiegte sich in Unruhe und phantastischen Unternehmungen und dies mit einem Starrsinn, der stark an seine ungarische Abstammung mahnte. Dabei benutzte er seine herrliche Gabe populärer Beredsamkeit bei allen Gelegenheiten, um den erwachenden Patriotismus zu schüren, auf die

nahe Zeit der Befreiung des Vaterlandes hinzuweisen.

Wohl gab es Engherzige unter seinen Kameraden, die mit Neid und Scheelsucht auf den jungen Helden blickten; wohl Solche, die von seiner Selbstüberschätzung und lebhaften Neigung zu kecken Handstreichen Unheil für ihn und die geheim betriebene Sache der Erhebung fürchteten; aber im Allgemeinen war er ausgesprochener Liebling und wurde für denjenigen Mann gehalten, dem demnächst die Leitung der Nationalerhebung zufallen werde. Selbst ein Gneisenau, dem Schill ohne Willen einen Theil des Ruhmes der Vertheidigung von Kolberg entführt hatte, schrieb damals über ihn: „Mag die Welt immerhin glauben, daß er Kolberg vertheidigt hat, für den Staat ist das desto besser. Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten; durch seine Popularität und seinen allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden; wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können.“ Und zu Schill sagte er selbst einmal: „Fahren Sie fort, die Gemüther zu erfrischen, wo das Blut etwas stocken will. Meine treue Mitwirkung für Ihre Pläne sage ich Ihnen von Herzen zu.“ Aehnlich sprach sich Scharnhorst in einem

noch ungedruckten Brief an ihn aus. „Sie sind auf einem guten Posten,“ heißt es darin, „und die Zeit ist nahe, wo wir auf kräftige Handlungen rechnen müssen. Haben Sie ein gutes Auge auf die Dinge in Oesterreich; der Krieg wird dort ganz wahrscheinlich noch in diesem Jahre (1809) ausbrechen, vielleicht schon zum Frühjahr. Wir müssen alsdann überall fertig sein, um den kleinen Krieg zu unternehmen, und auf Sie rechne ich dabei am meisten. Es wäre gut, wenn Sie sich alsdann Magdeburgs zu bemächtigen suchten und Mitteldeutschland insurgirten. An Theilnahme wird es Ihnen unter der dortigen Bevölkerung nicht fehlen. Doch warten Sie das Zeichen ab und übereilen Sie nichts.“

Wie merkwürdig, wie folgenschwer! Scharnhorst selbst weist dem kühnen Offizier das Ziel, dem dieser bald darauf nachstrebte und das er verfehlen sollte, weil er den wohlgemeinten Rath, nichts zu übereilen, vergaß und, über die Wirklichkeit der Dinge im Irrthum, sich nur seinen patriotischen Täuschungen hingab!

Die große Nationalverschwörung in Deutschland gegen Napoleon war damals in ausgebreiteter Weise organisirt. Bis tief nach Oesterreich hinein, ja bis an

den kaiserlichen Hof reichten die Fäden, und Stadion wie Gentz unterhielten eine bedeutende geheime Verbindung mit Preußen und den dortigen Patrioten Scharnhorst, Gneisenau und Hauptmann Bauer. Der Tugendbund bildete die Vereinigung der patriotischen Ideen; von hier aus gab man die Winke und Zeichen, ihm ließ man verstohlen die Pläne der Häupter der Bewegung zugehen, um für sie Propaganda zu machen. Daneben existirten andere geheime Vereine, wie z. B. die Gesellschaft der Vaterlandsfreunde, welche in gleicher Weise für die Erhebung arbeiteten und Geldmittel sammelten, um im entscheidenden Moment mit ihnen die Ausrüstung der vorbereiten Guerilla-Banden zu ermöglichen. Zwischen allen bestand ein gewisser, wenn auch loser Zusammenhang, und alle erwarteten die allgemeine Erhebung Deutschlands in dem Augenblick, wo Oesterreich den Krieg gegen Napoleon unternehmen würde.

Ferdinand von Schill war eingeweiht in diese Verhältnisse: er stand mit dem Tugendbund in Verbindung, noch inniger mit der Gesellschaft der Vaterlandsfreunde. Hirschberg und Dörnberg waren seine Vertrauten, sogar von Oesterreich her hatte man mit ihm angeknüpft. Andere Patrioten, mehr leidenschaftlich als vorsichtig,

forderten ihn auf, auf eigene Faust zu handeln, wenn es so weit sei; man brachte ihm fast gewaltsam die Meinung bei, daß er sich nur zu zeigen brauche, um ein Volk in Waffen um sich zu sehen. Schill selbst gab sich, phantastisch wie er war, und leidenschaftlich, mit außerordentlichem Eifer, aber auch mit Unvorsichtigkeit diesen Hoffnungen, die man auf ihn setzte, hin. Die übertriebenen Schilderungen der Vorbereitungen, der vorhandenen Mittel täuschten ihn und ließen ihn sowohl die Kampfslust des Volks, als auch seine eigene Bedeutung überschätzen. Katt und Dörnberg drängten ihn überdies, mit ihnen gemeinschaftlich loszubrechen, ja, der zum Kampf bereiten Bevölkerung in Westphalen ein Zeichen zu geben, daß er ihr Führer sein werde. Geheime Agenten kamen und drängten auch, und Schill gab Briefe an die Eingeweihten mit und Proklamationen, welche das Volk heimlich bearbeiten sollten. Nun brach auch der Krieg Oesterreichs gegen Napoleon aus; die Oesterreicher rückten nach Baiern vor, das Volk in ganz Deutschland rüstete sich: ein Funke, und die Flammen der Erhebung mußten hoch und gewaltig emporschlagen.

Katt hatte unvorsichtiger Weise im Anfang April das Signal zum Aufbruch gegeben, während all=

gemein angenommen war, dasselbe sollte der erste entscheidende und zuversichtlich erwartete Sieg der Oesterreicher sein. Er hoffte im Einverständniß mit Bewohnern Magdeburgs diese Festung zu überrumpeln; aber die Vorschnelligkeit seines Beginnens warnte den Feind, und der Handstreich auf Magdeburg, sowie der ganze Katt'sche Aufstand mißlangen gänzlich. Nun begann die wachsame Polizei König Jerome's ihr Werk, und das Mißgeschick wollte, daß man in Magdeburg den westphälischen Landmann aufgriff, der Schill die Botschaft gebracht, sich an die Spitze der Insurrektion zu stellen, und dem der unvorsichtige Husarenmajor seine Briefe und Proklamationen anvertraut. Man sandte diese Papiere nach Kassel, legte sie dort dem preußischen Gesandten vor, und der mußte wohl oder übel darüber an seine Regierung berichten. Ein vertrauter Freund und Patriot, der spätere hannöversche General von Bothmer, setzte Schill von dieser unerwünschten Enthüllung im Geheimen in Kenntniß.

Schill sah sich bedroht; das Mildeste, was er zu erwarten hatte, war das Schicksal des Freiherrn vom Stein, der ein halbes Jahr früher aus Preußen nach Oesterreich geflüchtet war. Aber damit wurde die Erhebung, deren Erfolg ja so sicher schien, einer kräf-

tigen Stütze beraubt, Schill selbst um alle seine Hoffnungen betrogen. Der lebhafte Mann war eine Beute der Unruhe und Unentschlossenheit; sollte er gehen, sollte er bleiben, sollte er versuchen, auf eigene Hand die Insurrektion zu bewirken? Das letztere schien ihm nach Allem, was man ihm berichtet, leicht zu sein, und dann war's ja kühn, verwegen, ein echter Husarenstreich, wie er zu Schill paßte! Die eingehenden Nachrichten bestärkten ihn überdies in diesem Entschlusse. Es kam ein Bote von Dörnberg, der ihm meldete, daß er am 21. April mit seinen Haufen losgegangen sei und nun auf seine Unterstützung rechne; es gelangte das falsche Gerücht nach Berlin, Erzherzog Karl habe bei Hof gesiegt, und man glaubte, weil man es so heiß erwünschte, so fest daran, daß Chazot, damals Kommandant von Berlin, für den 27. April die Parole „Karl und Hof" gab.

Nun hielt's den kühnen Reiterführer nicht länger. Mag's kommen wie es will, jetzt oder nie mußte er losschlagen! Ohne eine Absicht zu verrathen, machte er schnell seinen Plan; nur Adolph von Lützow, den späteren Freischaarenheld, und Lieutenant Laresch, seinen Freund, weihte er in das Geheimniß: er wollte nach Magdeburg. Auf seine Leute konnte er

zählen; die gingen, das wußte er, mit ihm, und wär's in die Hölle.

Am Nachmittag des 24. April zog Schill mit seinem schmucken Husarenregiment zum hallischen Thore hinaus, anscheinend um wie gewöhnlich dasselbe exerzieren und mit Sack und Pack manövriren zu lassen. Und richtig, hinter Berlin fanden mehrere Evolutionen des Regiments statt. Dann aber zog man stracks in der Richtung nach Potsdam los; auf dem Wege dahin ließ Schill plötzlich Halt machen und verkündete in begeisterter Rede, so wie's ihm eigen war, seinen Entschluß, den Kampf aufzunehmen gegen die Gewalt des fremden Tyrannen. Unterstützung sei ihm sicher, schon sei der Aufstand in Hessen losgebrochen. Wer ihm aber nicht folgen wolle, der möge sich nicht scheuen, es zu sagen, und heimreiten. Aber es rückte sich kein Mann; Alle, vom Ersten bis zum Letzten, jubelten ihrem Führer zu und so ging's denn unter lustigem Trara fort über Potsdam nach der Elbe.

In Berlin glaubte man indessen, Schill habe einen unerwarteten Uebungsmarsch unternommen. Man sandte ihm einen Offizier nach, um ihm diese Eigenmächtigkeit zu verweisen und ihn zurückzubeordern; Schill zog ihn in's Vertrauen, und der Offizier kehrte

nach Berlin zurück. Dies Ereigniß bestärkte die Husaren wohl auch in der Meinung, ihr Führer handle im Einverständniß mit der preußischen Regierung.

Schon am letzten April erfuhr Schill, daß auch Dörnberg's Handsteich mißlungen sei. So war denn an einen Ueberfall Magdeburgs nicht mehr zu denken, und die Schaar rückte deßhalb auf Wittenberg zu. Der dortige sächsische Kommandant setzte keinen Widerstand entgegen, ließ die Husaren vielmehr ruhig durch die Stadt ziehen. Am 2. Mai gelangte Schill nach Dessau. Ein feuriger Aufruf sollte die gehoffte Insurrektion jetzt in's Leben rufen. „Alles," sagte der kühne Offizier, „greife zu den Waffen; Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten ... Wer feig genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung." Er, der's nicht besser wußte, rief jubelnd in die Welt hinein, daß die Oesterreicher gesiegt, die Hessen im Aufstand seien. „Auf zu den Waffen! Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlands wieder hergestellt sein. Auf zu den Waffen!" Und nun ging's weiter, überall auffordernd zum Kampf, überall das zagende Volk begeisternd. Man kam nach Sternberg; Streifpikets des schon durch Zulauf ver=

mehrten Corps wandten sich in's Land hinein, nach Halle; Schill selbst zog auf Cöthen los, wo man dem franzosenfreundlichen Fürsten den Marstall leerte, die vorhandenen Waffen wegnahm, dessen Leibgarde auflöste und einen Theil derselben zum Uebertritt in das Schill'sche Corps bewog.

Da trafen Hiobsposten ein, welche den kühnen Mann an sich selber irre werden ließen. Die Dörnberg'sche Schilderhebung war vollständig gescheitert; die Oesterreicher, anstatt gesiegt zu haben, waren an der Donau geschlagen worden und auf dem Rückzug nach Wien; ein Kourier von Berlin brachte ihm die ernste und drohende Mahnung, sofort umzukehren. Schill war wie gebrochen. War es denn jetzt noch möglich, umzukehren, mit Spott und Hohn zurückzugehen, um sich dem Kriegsgericht zu stellen? War denn durch diese Nachrichten mit einem Male Alles verloren, keine Aussicht mehr auf die so eifrig betriebene Erhebung? Das letztere mußte sich Schill mit Trauer eingestehen; hatten ihn die Tage bisher schon belehrt, daß man ihm den Kampfmuth der Bevölkerung übertrieben geschildert hatte, und daß diese lange noch nicht zur Erhebung vorbereitet war, so sah er ein, daß nach dem mißglückten Aufstand der Hessen und den

niederdrückenden Nachrichten aus Oesterreich vollends nicht mehr auf eine rege und aufopfernde Theilnahme des Volkes zu rechnen war. Er berief seine Offiziere und hielt Kriegsrath mit ihnen über das, was zu thun. Die Genossin des Unglücks, die Uneinigkeit, hatte bereits Erfolge gemacht, um so mehr, als Schill, gebeugt und unschlüssig, mit seinem kühnen Selbstvertrauen nicht mehr Alle mit sich fortriß. Ein Jeder hatte seinen Plan. Von vielen mehr oder weniger abenteuerlichen Projekten absehend, boten sich vier einer ernsteren Prüfung dar. Der Vorschlag der Kühnsten war, sich bloß auf Pferd und Degen verlassend, frisch in's deutsche Reich hineinzureiten, schwächere Feinde zu vernichten, stärkeren auszuweichen, und dem Glück anheim zu geben, ob man auf diese Weise unterging oder bei einem Wechsel des französischen Kriegsglücks doch noch den Kern zu einer Volkserhebung bilden könnte. Ferner konnte man, die Elbe hinauf, auf ihrem rechten Ufer und durch den Strom gedeckt, nach Böhmen eilen und sich dort der österreichischen Armee anschließen. Ein dritter Vorschlag rieth zu einem Marsche die Elbe abwärts, um das Mecklenburgische zu erreichen; auf diesem Wege blieb im äußersten Fall immer noch eine Einschiffung nach England möglich.

War der erste Plan chimärisch, die beiden anderen zu gefahrlos und deßhalb nicht würdig genug, so verband der vierte Entwurf Kühnheit und Klugheit zu gleichem Maße. Lützow schlug vor, für den Moment über die Elbe zurückzugehen, sich aber dann quer durch die Altmark und das Hannöverische über die Weser nach Ostfriesland zu werfen. Das Land sei reich und fruchtbar und durch das große Burtanger Moor gegen jeden Angriff trefflich gedeckt; sein durchschnittenes Terrain hindere den Marsch größerer Truppenabtheilungen, und die Ostfriesen, ein tapferes Kernvolk, hingen noch immer ebenso enthusiastisch an der alten preußischen Regierung. Hier, wenn irgendwo, sei der Heerd für einen Volksaufstand anzulegen, von hier würde man die Flamme über Westphalen emporlodern lassen können, denn es sei noch außerdem jeder ostfriesische Mann ein trefflicher Scharfschütze, nicht hinter dem Tiroler zurückstehend. Für die letzte Zuflucht hatte man das offene Meer und den englischen Waffenplatz Helgoland.

Aber Schill ging darauf nicht ein. Im entscheidenden Moment gerade trat es hervor, daß Schill durch unruhigen, krankhaften Starrsinn umdunkelt und irregeleitet, nicht mehr in der Lage war, weder eine eigene Idee hervorzubringen noch sich eine fremde zu

eigen zu machen. Ein inneres, düsteres Feuer schien ihn zu verzehren; unähnlich sich selbst zersplitterte er seine Zeit an mit rastloser Heftigkeit und Ungeduld betriebenen Kleinigkeiten; es wird versichert, daß er an einem Tage 38 Mal zu einem Büchsenmacher geritten sei, um einige unwesentliche Waffenreparaturen zu beschleunigen.

Inzwischen war ein Corps rheinländischer Truppen von Magdeburg her herangerückt, um die Schill'sche Schaar zu versprengen. Das kam dem Husarenmajor, der Feuer, Muth und Kämpfe bedurfte, gerade recht, und er zog ihnen mit seinen Reitern frischweg entgegen. Sein Corps bestand jetzt aus 400 Husaren, 60 reitenden Jägern und etwa 50 Mann Infanterie.

Am 5. Mai stieß er bei Dodendorf, unweit Magdeburg, auf den Feind, der, 6 Kompagnien und zwei Geschütze stark, in drei Carrées aufgestellt hatte. Vier Kompagnien darunter waren westphälische Truppen, und Schill versuchte deßhalb, sie zum Ueberlaufen zu bestimmen. Aber vergeblich. So geschah denn der Angriff. Im Nu sprengten die Schill'schen Husaren die Carrées, warfen den Feind zurück, nahmen 170 Mann gefangen und erbeuteten eine Menge erwünschten Gepäcks, Waffen und Fahnen. Freilich war der Sieg

theuer erkauft; sieben Offiziere waren erschossen, drei schwer verwundet — worunter Lützow — zwei gefangen. Der Verlust der Mannschaft betrug über hundert Mann. Ueberdies konnte der Sieg, bei der Schwäche des Corps, in nichts ausgebeutet werden, und Schill mußte nach wie vor an Rettung vor der Gefahr denken.

Hoffnung zu fassen für ihn und seine Unternehmung war fast unmöglich. Ein Dekret König Jerome's bezeichnete Schill's Corps als eine Räuberbande, befahl „darauf Jagd zu machen" und setzte auf Schill's Einlieferung einen Preis von 10,000 Francs. Ein Parolebefehl des Königs von Preußen vom 8. Mai mißbilligte Schill's „unglaubliche That" in den strengsten Worten und legte jedem preußischen Soldaten die unbedingte Verpflichtung auf, sich ruhig zu verhalten; zugleich wurde eine Untersuchung über die eigenmächtige Handlungsweise des kühnen Majors eingeleitet; Napoleon endlich bezeichnete Schill in einem Bülletin vom 9. Mai als „brigand," sein Unternehmen als ein „lächerliches;" zugleich wurde ein 10,000 Mann starkes Observationscorps an der Elbe gegen dieses „lächerliche Beginnen" aufgestellt, und der General Gratien mit meist holländischen Truppen zur Verfol-

gung Schill's abgeschickt. Und nun noch der Sieg der Franzosen über die Oesterreicher! Wie sollte da noch ferner auf Theilnahme der Massen gerechnet werden können? Wie war es möglich, an einen Erfolg einer solchen handvoll Leute, mochten sie auch noch so kühn sein, zu glauben?

Und Schill selbst glaubte nicht mehr daran; die Verzweiflung bemächtigte sich seiner, und er spähete nur noch, wohin er sich zu retten vermochte. Er hatte sich nach dem Gefecht bei Dodendorf nach Stendal und Arneburg gewandt, und hier waren 160 Mann mit vier Offizieren unter Quistrop's Kommando zu ihm gestoßen. Es waren Truppen des leichten Infanteriebataillons, das seinen Namen führte und unter ihm bei Kolberg gefochten. Begeistert für Schill waren sie heimlich, noch ehe der Parolebefehl des Königs erlassen war, aus Berlin gezogen, um unter ihrem alten Führer zu kämpfen. Wohl richtete dies Schill's Hoffnung für einen Augenblick auf; aber nur zu schnell sank sie wieder im Angesicht der Unmöglichkeit des Erfolges. Und damit ward der kühne Mann unschlüssig, hartnäckig, verbittert. Grolmann war zu ihm gekommen und hatte ihn beschworen, nach Westphalen aufzubrechen, wo für den Aufstand am meisten

vorbereitet sei; er weigerte sich, zog planlos umher, verschwendete kostbare Tage mit nutzlosen Märschen, während sich die Franzosen in Uebermacht zu seiner Verfolgung aufmachten. Endlich, gedrängt und von drohenden Gefahren umgeben, entschloß er sich, nach Pommern aufzubrechen, um von Stralsund aus mit den britischen Schiffen in der Ostsee in Verbindung zu kommen, sich vielleicht mit seinen Getreuen nach Spanien zu retten.

Am 13. Mai brach er nach Mecklenburg auf, besetzte Dönitz und indem er dort seine Infanterie zurückließ, damit sie den verfolgenden Feind aufhalte und über den von ihm eingeschlagenen Weg irre führe, zog er mit seinem Corps gegen Wismar und Stralsund, benachrichtigte auch zu gleicher Zeit den Admiral der englischen Ostseeflotte von seinem Vorhaben. Während nun die Dönitzer Infanterie, kaum 400 Mann stark, sich weidlich mit den Truppen Gratien's herumschlug und sich dann glücklich nach Rostock zurückzog, war Schill mittlerweile in Eilmärschen auf Stralsund marschirt. Am 24. Mai stieß er bei Damgarten auf eine Abtheilung Truppen, welche der französische Gouverneur ihm entgegenwarf. Schill vernichtete dieses

weit überlegene Corps fast vollständig, und nun hatte er den Weg auf Stralsund frei.

Es war am 25. Mai; die Artillerie Stralsund's feierte eben mit Kanonensalven den siegreichen Einzug Napoleons in Wien. Da sprengte plötzlich Schill mit dreißig Jägern und fünfzehn Husaren in die Stadt, hinter ihm kam die übrige Schaar; und nun ging's flugs über die Kanoniere her, die nach verzweifelter Gegenwehr zusammengehauen wurden. Stralsund war wirklich von Schill erobert. Noch einmal flammte der alte Muth und das alte Selbstvertrauen in dem kühnen Reitersmann auf; aber ein Prüfen der Umstände ertödtete es schnell. Woher sollte man Mannschaften nehmen, die Wälle zu vertheidigen, die Festungs-Artillerie zu bedienen, Schanzen zu errichten? Das ganze Corps war höchstens sechszehnhundert Mann stark und zur Hälfte Reiterei! Auch gab es schon Zaghafte und Unzufriedene unter ihnen, und noch mehr solche, welche die Thorheit des ganzen Unternehmens einsahen.

Schill klagt in einem Parolebefehl darüber: „es sei der sehr unglückliche Ton im Corps eingerissen, seine Befehle willkürlich abzuändern oder gar nicht zu befolgen." Und doch that er, als wenn er sich in

Stralsund zu halten vermöge, freilich mit dem Hintergedanken, daß die Engländer in Rostock landen und ihm zu Hülfe eilen würden. „Meine Arbeiten an der Wiederherstellung der Werke," schrieb er damals an Erzherzog Karl, „sind von einem solchen Erfolge, daß ich dreist behaupten kann, das demolirte Stralsund werde sich, gleich einem anderen Saragossa, nicht allein gegen den anrückenden Feind, sondern auch noch größeres Corps auszeichnen." War dies Selbsttäuschung oder wirkliche Ueberzeugung?

Am 31. Mai kam Gratien mit 6000 Mann meist holländischer und dänischer Truppen vor Stralsund. Auf alle drei Thore der Festung begann der Angriff; die Vorwerke wurden erstürmt, die Wälle erstiegen, die dort aufgestellten Geschütze genommen. Ueberall zurückgeworfen, sammelte Schill seine Reiterei auf dem Marktplatz; aber der Feind ließ ihm nicht Zeit dazu, er stürmte aus den Straßen heran, warf sich auf die ungeordneten Reiterschaaren und versprengte sie nach allen Richtungen. Jetzt hieß es: rette sich wer kann! Schill selbst, vom verzweiflungsvollen Muth erfüllt, brach mit einem Reiterhaufen in die Feinde, hieb Alles vor sich nieder, ohne doch vor dem Uebermaße der Feinde Luft zu bekommen. Ein wüthendes Handge-

menge entspann sich, Mann gegen Mann focht und mit einer Erbitterung ohne Gleichen. Schill's Säbel blitzte unaufhörlich in der Luft; sein Roß bäumte sich hoch auf, erdrückte einen Haufen Dänen und setzte über ihn fort in eine Seitenstraße hinein. Auch hier drang der Feind vor. Verzweifelt stürzte sich Schill auf die ihm entgegenkommenden Holländer. Ein Schuß traf seine Brust, er sank herab, und die Bajonnette der dänischen Musketiere bohrten sich in seinen Leib, — der kühne Reitersmann war todt! In ein Haus, gegenüber dem Rathhause, brachte man ihn und ließ ihn dort entkleidet auf dem Boden eines Zimmers liegen. Er war unentstellt; selbst in den Wangen war noch das Roth des Lebens, so kurz und schnell hatte er geendet!

Furchtbar war der Kampf gewesen in Stralsund; der Feind hatte grausame Verluste erlitten, das Schill'sche Corps sein Leben theuer verkauft.

Aber es war fast gänzlich erschlagen, erschossen oder gefangen; kaum zweihundert davon retteten sich aus diesem Gemetzel nach Preußen. Napoleonische Grausamkeit richtete über die Unglücklichen, welche lebendig in die Hände der Häscher gefallen waren. Man brachte sie nach Braunschweig, an 600 Mann; deutsche Offi-

ziere verurtheilten sie, meist zur Galeere, viele zum Tode. Die elf gefangenen Offiziere indessen wurden nach Wesel geschafft und als „zur Bande von Schill" gehörig am 16. September vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und laut eines Gesetzes aus der Revolutionszeit wegen Diebstahls mit Einbruch oder Straßenraub zum Tode verurtheilt. Noch am selben Vormittage wurden diese elf Helden, von denen nur einer das dreißigste Jahr überschritten hatte, auf einer Wiese bei Wesel erschossen. Es waren zwei Brüder von Wedell,*) der eine zwanzig, der andere drei und zwanzig Jahr alt; ein Herr von Keller, Jahn, Gabain, von Flemming, von Kessenbringk, von Trachenberg und drei von Schill zu Offizieren ernannte junge Leute aus Berlin, Schmidt, Felgentreu und Galle. Zwei und zwei zusammengebunden gingen sie dem Tode entgegen; sie brachten ihrem Könige noch ein Hoch aus, dann kommandirten sie selber Feuer. Nur

*) Ein dritter Bruder, Heinrich von Wedell, der schon bei Dodendorf gefangen worden, wurde zur Galeere verurtheilt und schmachtete vier Jahre im Bagno. Nachdem er durch den Sturz Napoleon's, wie so viele andere seiner Schill'schen Schicksalsgenossen, seine Freiheit wieder erhalten, trat er in preußische Dienste und bekleidete später als General die Gouverneurstelle in Luxemburg.

Einen hatten die Kugeln nicht getödtet; er riß sein Kleid auf und rief auf sein Herz deutend: „Hierher, Grenadiere!" Und sie schossen ihm in's Herz. Es war Blut der Märtyrer, das hier floß, und als Same erstand daraus ein Haß gegen das napoleonische Regiment, durch den vor Allem der Thron des Usurpators zertrümmert wurde. Sie hatten für's Vaterland, für die Freiheit gefochten, muthig ihr Leben dafür hingegeben, das war ein Beispiel, welches nicht ohne Früchte blieb und den Heldenmuth der Schill'schen Schaar frisch im Gedächtniß Aller erhielt, mit sammt dem Haß gegen deren Mörder, mit sammt der Hoffnung auf Befreiung Deutschlands. Max von Schenkendorf, als er Schill's Tod besang, weissagte diese Stunde:

Tag des Volkes! Du wirst tagen,
Den ich eben feiern will,
Und mein freies Volk wird sagen,
„Ruh' in Frieden, treuer Schill!"

Schill's Leichnam wurde in Stralsund begraben, man weiß nicht wo. Man hatte das Haupt vom Rumpf getrennt und in Weingeist nach Kassel gesandt, damit sich König Jerome „lustik" darüber mache. Nachdem Se. westphälische Majestät dies gethan, schenkte er den Kopf des „Räubers" dem Naturforscher Brugmanns in Leyden, und dieser ließ ihn

im naturhistorischen Museum unter Ungeheuern und Mißgeburten in einem Glase aufbewahren. Umsonst hatte der wackere Nettelbeck im Jahre 1820 Hardenberg gebeten, die Auslieferung dieser patriotischen Reliquie zu erwirken; vergeblich hatten sich andere Freunde des Helden deshalb verwandt — erst am 24. September 1837 wurde dieser patriotische Wunsch erfüllt, nachdem zwei Jahre zuvor schon, am 31. März 1835, die preußische Armee den zu Wesel Erschossenen ein Denkmal errichtet hatte. Ferdinand von Schill's Haupt wurde feierlich bei seinen gemordeten Waffengefährten zu Braunschweig beigesetzt. „Ihm war kein Stein zum Gedächtniß gestellt!" So sang klagend der ehrwürdige selige Arndt schon vor 47 Jahren, und bis heute hat Deutschland dem Vorkämpfer für seine Freiheit, dem Bahnbrecher der Heldenzeit von 1813—1815 die Ehrenschuld noch nicht abgetragen!

Scharnhorst.

In einem Zimmer des Schlosses zu Breslau saß König Friedrich Wilhelm III. und hielt nachdenklich ein Aktenstück in seiner Hand. Neben ihm stand ein großer, ziemlich schlanker Mann von etwa sechs und fünfzig Jahren in preußischer Generalsuniform.

Es war Scharnhorst, der den noch immer zagenden und zögernden, bangenden und unschlüssigen Monarchen auf's Neue zum thatkräftigen Handeln zu bestimmen suchte, ihm von Neuem alle die Hülfsmittel vorhielt, welche die Patrioten, welche er und seine Freunde, ein Stein, ein Gneisenau, ein Boyen, Grolmann, Klausewitz, York und Dohna seit Jahren und in der Stille zum Kampf gegen den Unterdrücker mit Mühe und unsäglicher Ausdauer vorbereitet hatten.

Friedrich Wilhelm schüttelte mit dem Kopfe; er bezweifelte des Generals Angaben und die allgemeine Erhebung des Volks für den Thron. Nicht allein, daß er mißtrauischer als je auf diese von Scharnhorst fast mit Gewalt durchgeführte Volksbewaffnung blickte und allen Ernstes glaubte, er bewaffne selber die Revolution gegen sich und seine Dynastie: er konnte auch den Gedanken nicht fassen, daß so schnell bewaffnete, undisciplinirte Volkshaufen irgend etwas gegen die kriegsgeübten Truppen eines Napoleon ausrichten würden.

Das Aktenstück, daß er jetzt in den Händen hielt und mit zweifelnder Miene durchblätterte, enthielt die Aufzeichnung der preußischen Streitmittel, wie sie Scharnhorst vorbereitet hatte: 120,000 Mann Truppen, eine Landwehr, die auf 100,000 Mann veranschlagt war; freiwillige Jäger, die der General zu 10,000 Mann berechnet hatte. Der König glaubte nicht daran. Sein Land hatte kaum noch fünf Millionen Seelen; Napoleon hatte ihn gezwungen, nur 42,000 Mann zu halten; französische Truppen und Behörden hatten seinen Staat überwacht — und Scharnhorst versicherte trotzdem, es sei eine Armee von über 300,000 Mann bereit, auf den ersten Ruf des Königs sich zu erheben und

über die Franzosen herzufallen. Fast war dies so unmöglich, daß der Zweifel wohl berechtigt war.

Und dennoch war Wahrheit, was in dem Aktenstücke stand. Ein glühender Haß gegen die Unterdrücker, eine feurige, alle Hindernisse überspringende Vaterlandsliebe hatte geschaffen, was gewöhnlichen Kräften unmöglich gewesen wäre. Scharnhorst war es, der sechs Jahre gesorgt und gearbeitet hatte, unbemerkt und angefeindet, im Stillen und oft trotz des Königs Befehl. Er hatte, wie Stein, ein neues Preußen auf den Ruinen des alten erbaut, einen neuen, großen, bewunderungswürdigen Militairstaat; wunderbar genug war er noch hinter dem Vorhang verborgen. Ein Wort des Königs, und der Vorhang fiel, ein ganzes Volk in Waffen entstieg dem Erdboden! Scharnhorst war es, der am Lager des schwerverwundeten Löwen gewacht, ihn gepflegt und gestärkt und die Krallen der Tatzen gestählt hatte. Mit unbegreiflicher Energie hatte er, trotz der Argusaugen der Feinde, eine Armee geschaffen, die dreimal stärker war, als sie sein durfte, versehen mit allem Rüstzeug, ohne daß die erschöpften Finanzen des Staates ihm die Mittel dazu gegeben hätten. Daß er es gekonnt, das ist sein Genie, das ist die Größe, die Unsterblichkeit verdient.

Er war ein Bauersohn aus Hannover und hatte das Glück, in die Militairschule des als wissenschaftlichen Querkopf hochberühmten Grafen von Schaumburg-Lippe auf Schloß Wilhelmsstein zu kommen. Als einer der besten Zöglinge dieser trefflichen Anstalt kam er darauf als Lehrer an die Kriegsschule zu Hannover und machte später als Hauptmann den Krieg in Flandern mit. Die von ihm erdachte und ausgeführte Befreiung der Garnison der kleinen Festung Menin ist eine der wenigen Heldenthaten des ersten Koalitionskrieges gegen die französischen Republikaner, welche auch der deutsche Kaiser und der König von England als Churfürst von Hannover nicht hoch genug zu rühmen wußten.

Die militairischen Schriften Scharnhorst's hatten ihn überdies zu einer Autorität gemacht, und der Herzog von Braunschweig berief ihn deshalb 1801 in preußische Dienste, um an der schon damals beschlossenen Reorganisation der Armee sich zu betheiligen. Er wurde Direktor der Berliner „Akademie für junge Offiziere," die er zu der jetzigen Kriegsschule umgestaltete; seine Vorträge erwarben ihm die Liebe seiner Schüler, von denen besonders Klausewitz den Lehrer am meisten verstand. Vorträge wie Schriften erregten

jedoch wegen der Kühnheit ihrer Ideen den Haß der zöpfigen Generäle und bereiteten dem einfachen, schlichten Major der Kabalen so viele, daß er schon 1804 um seinen Abschied bat. Der König indessen bewilligte ihm denselben nicht, versetzte ihn vielmehr zum Generalstab und verlieh ihm den Adel. Vergeblich suchte Scharnhorst hier reformatorisch zu wirken — es ist bekannt, daß der Generalstab nach jahrelanger Berathung über die Reformen in der Armee endlich das weise Gutachten abgab: „man könne allenfalls ein Packpferd bei jeder Kompagnie eingehen lassen.“

Nach der Schlacht von Auerstädt, in der er leicht verwundet wurde, schloß er sich als Generalquartiermeister dem Blücher'schen Corps an und leitete, verstanden von dem bravsten Haudegen der Armee, die berühmte Retirade nach Lübeck, wo dies letzte und tapferste preußische Corps endlich kapituliren mußte. Scharnhorst wie Blücher wurden gegen französische Offiziere ausgewechselt und gingen nach Ostpreußen, wo sich damals die Russen und der letzte Rest der preußischen Armee befanden. Scharnhorst kam zum L'Estocq'schen Corps, welches in der Schlacht bei Eylau die preußische Waffenehre wieder herstellte. Nach dem unglückseligen Frieden von Tilsit wurde er Mit=

glied der Militairorganisations=Kommission, welcher auch Gneisenau, Grolmann, Boyen und Klausewitz angehörten, und bald nachher intermistischer Kriegsminister.

In dieser Stellung legte Scharnhorst, im Verein mit seinen militairischen Freunden und dann mit dem Minister von Stein, den Grund zu der Neugestaltung Preußens. Das Werben wurde abgeschafft, ebenso die Stockschläge und die Bevorzugung durch die Geburt. Schon im Juli 1807 schlug Scharnhorst die Errichtung einer Landwehr vor, sowie die Organisation einer großartigen Vertheidigung. Mehr und mehr, und fast allein, sorgte von nun an der sinnende General um diese Organisation des Volkskriegs, auf die militairische Revolutionirung des ganzen Landes, wenn man so sagen darf.

Die Art und Weise des spanischen Krieges bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß man neben einem stehenden Heere auch hier im Norden Guerillabanden organisiren müsse, die vornehmlich im Stande seien, eine überlegene Armee zu schwächen und aufzureiben.

Als der Krieg mit Oesterreich 1809 ausbrach, war diese militairische Umgestaltung schon so weit gediehen, daß Scharnhorst in Verbindung mit Stein und

Gneisenau den König beschwor, sich aus der Furcht und Vorsicht aufzuraffen, die Ketten des Eroberers abzustreifen, mit Oesterreich vereint und mit der über ganz Deutschland verzweigten Insurrektion zusammen den Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Der König scheute diese Energie — vielleicht zu seinem Glücke. Oesterreich ward von Neuem besiegt, die große, von Stein hauptsächlich geleitete Insurrektion Deutschlands verpuffte in den Schilderhebungen Dörenberg's und des Herzogs von Braunschweig.

Das Volk war noch nicht reif zur Befreiung, der Druck noch nicht schwer genug, die Noth noch nicht in's Herz gedrungen, die Vaterlandsliebe war im Haß und in der Ehre noch nicht stark geworden. Vier Jahre noch, vier lange, schwere Jahre — und das Unglück hatte die Deutschen einig gemacht, einig, leider nur auf wenige Jahre!

Den Feuereifer eines Scharnhorst freilich erbitterte, wie alle Patrioten, diese Zaghaftigkeit des Königs damals; aber er blieb auf seinem Posten. Und als Alle gingen, als ein Stein geächtet war, ein Gneisenau nach England ging, ein Blücher sich fluchend in Pommern verbarg; als das schwache, franzosenfürchtende Ministerium Altenstein zur Herrschaft kam und mit

ihm die Patrioten aus dem Kabinet des Königs gehen mußten, — da wankte Scharnhorst nicht; er blieb an der Spitze der Militairangelegenheiten, ob angefeindet und ob scheel angesehen, ob von des Königs Thatenscheu und Mißtrauen gekränkt: er blieb, eine, eine einzige Hoffnung des aus dem Schlafe erwachten Volks, ein Atlas, der auf seinen Schultern allein damals das neue Preußen trug! Still, fast unbemerkt war er da, um fortzuarbeiten, was so energisch angefangen worden: Keiner unterstützte ihn, selbst Hardenberg nicht, der höfische Minister, der seit dem Juni 1810 zum preußischen Staatskanzler ernannt worden war.

Aber gerade in dieser Zeit des politischen Lavirens und der vollständigen Demüthigung Preußens vor der brutalen Gewalt Napoleons, von 1810 bis 1812, da schuf Scharnhorst unbemerkt und in der Stille jene furchtbaren Streitmittel, die 1813 die Welt in Erstaunen setzten. Ganz Preußen wurde von ihm insurgirt; die „tausend Vendeen," welche Napoleon gefürchtet, wurden von ihm in Verbindung mit den Getreuen jetzt wirklich geschaffen. Er theilte das Land in kleine Bezirke, in dem alle waffenfähigen Mannschaften in den Waffen geübt und dann wieder entlassen wurden; Agenten gingen umher und kauften Waffen auf; die

Berliner Gewehrfabrik mußte 1000 Stück Gewehre im Monat liefern; in die verschiedenen Kantons wurden junge, fähige Offiziere als Civilbeamte geschickt, aber um die militairische Organisation zu vollenden; drei große verschanzte Lager bei Pillau, Kolberg und Glatz wurden errichtet, um als Hauptpunkte der Vertheidigung zu dienen. Die Kanonen wurden umgegossen, um aus dem verschlechterten Metall deren mehrere zu gewinnen. Die stehende Armee selbst hatte durch die neuen Kriegsgesetze einen neuen Geist erhalten; der Soldat achtete sich selbst und hatte Ehre und Vaterlandsliebe. Jedes Gesetz, welches zu dieser neuen Organisation nothwendig war, hatte Scharnhorst dem Könige, oft fast gegen dessen Willen, entwunden; Mißmuth und Laune des Monarchen hatten ihn nicht ermattet, er blieb immer ruhig und fest, und der König, der ihn hochachtete, gab zuletzt den unaufhörlichen und bestimmten Vorstellungen des Generals nach. So war nach und nach eine Reihe von Verordnungen unterzeichnet worden, die Scharnhorst noch sorgfältig in seinem Schreibpult verborgen hielt, um zu gelegener Zeit von ihnen Gebrauch zu machen.

Und diese Gelegenheit schien endlich da zu sein. Als der Krieg mit Rußland bevorstand und Napoleon

Preußen zum Bündniß zwang, da traten die alten, hochherzigen Eisenmänner wieder vor den Thron und beschworen den Neffen Friedrichs, des Großen um die Ehre des Staats das Letzte zu wagen.

Jacta est alea — entweder, oder! Mit den Russen ein Bündniß schließen, das Volk, das Volk, welches Scharnhorst in Waffen geübt und mit Rachelust erfüllt, aufzurufen gegen den Tyrannen — wer konnte zweifeln, daß man siege? Und besser, ganz zu Grunde gehen, als so ehrlos weiterleben, geschleift von dem Hermelin eines unersättlichen Cäsar, ruhmlos und als Vasall!

„Es ist Alles kampfbereit, Majestät, schlagen Sie zu!"

Scharnhorst rief es, und der König, von Allen Seiten gedrängt, blieb schwankend. Napoleon machte endlich kurzen Prozeß; er ließ ein Armeecorps auf Berlin rücken.

Da unterzeichnete der König das Bündniß mit Frankreich und ließ seine zornigen Soldaten nach Rußland ziehen.

Man hatte so fest das Gegentheil erwartet und mit so außerordentlichem Eifer dazu gerüstet, daß diese Wendung der Dinge überall den schmerzlichsten Ein=

druck erregte. Scharnhorst war betäubt von Schmerz, und Thränen rollten aus den Augen dieses ehernen Mannes, der die Mühen von fünf Jahren nun mit einem einzigen Federstrich vernichtet sah.

„Wer jetzt noch hoffen kann," meinte er zu Gneisenau, „ist unendlich glücklich. Gebe Gott, daß ich es nicht verlerne!"

Die besten der preußischen Offiziere nahmen ihren Abschied und gingen in russische Dienste. Gneisenau ging, Graf Chazot ging, Golz, Gruner, Lützow, Graf Dohna, Klausewitz — Alle und hundert Andere gingen!

Auch Scharnhorst bat um seinen Abschied.

Der König weinte und ernannte ihn zum Inspektor der schlesischen Festungen, eine Stellung, welche den General selbständig ließ, zugleich aber auch, wie er meinte, ihm den Fuß im Bügel erhielt, um noch in dieser verzweiflungsvollen Zeit der Mittler zwischen dem unglücklichen Könige und dessen Volk zu sein.

Und er that auch in dieser Stellung viel für die kommenden Ereignisse. Nicht allein, daß er jetzt beim König durchsetzte, daß General York, der murrköpfige, eigensinnige, aber kerndeutsche, brave und tollkühne Soldat, dem General Grawert als zweiter Befehls-

haber des preußischen Hülfscorps gegen die Russen beigegeben wurde; er blieb auch mit den preußischen Offizieren in russischen Diensten in Verbindung und erleichterte deren so folgenschwere Anknüpfungen mit den Preußen unter York. Es lebte eine Ahnung in ihm, daß Napoleon an den großen Dimensionen des russischen Reichs zu Grunde gehen müsse, und diese Ahnung betrog ihn nicht.

Hoch oben im Norden, an den ostpreußischen Grenzen bereitete sich zu derselben Zeit, wo die halbe Million Streiter Napoleons von der Kälte, den Russen und den Elementen vernichtet ward, die lange angestrebte Befreiung Preußens, Deutschlands — ganz Europa's vor, ohne daß der König es ahnte. York war in Folge der Krankheit Grawerts alleiniger Kommandant des preußischen Hülfscorps geworden und hatte jeden ernstlichen Kampf mit den Russen zu vermeiden gewußt. Im Dezember 1812 waren die Russen unter Wittgenstein auf ihn losgerückt, und die deutschen Offiziere dieses Corps, worunter Klausewitz, suchten York zu bestimmen, von den Franzosen abzufallen, um so mehr, als sie ihm bestimmt die schreckliche Niederlage Napoleons melden konnten.

Ein guter Genius verleitete den General York seine

Pflicht zu vergessen, um das Vaterland zu retten. Er schloß ohne Vollmacht des Königs den Vertrag von Tauroggen, just in der Weihnacht, und sagte sich von den Franzosen los.

Die Revolution begann damit.

Die letzten, dezimirten Corps der Franzosen zogen sich vor den in Ostpreußen einrückenden Russen zurück; Stein kam nach Memel und übernahm im Namen des russischen Kaisers die Regierung der Provinz; Schön und Dohna organisirten die Volksbewaffnung im Sinne und mit den Mitteln Scharnhorst's; die ostpreußischen Stände wurden berufen, und die Schriften des braven Arndt über Landwehr und Landsturm gingen durch's Land und riefen das Volk zur Befreiung des Vaterlands auf.

Der König war außer sich, als er Nachricht von diesen gewichtigen Ereignissen erhielt. Sein dynastischer Stolz empörte sich darüber, daß man ohne seinen Willen dies Alles gethan, daß man ihn zwingen wollte, die russische Partei zu ergreifen, daß Stein eine preußische Provinz im Namen Alexanders verwaltete! Und nun die Angst um den Thron, um die Zukunft! Noch standen die Franzosen im Lande, in Berlin selbst; Preußen war mit Frankreich alliirt —

welche Gefahr rief nicht dieser Bruch der Verträge durch York hervor! Welches Verderben mußte nicht über das Land und die Dynastie hereinbrechen, wenn Napoleon wieder Sieger wurde?

York wurde daher abgesetzt, der Vertrag von Tauroggen annullirt — — es geschah wahrlich nur, um die Franzosen zu täuschen, denn der König war unmerklich anderer Ansicht geworden.

Scharnhorst hatte ihn — endlich! gewonnen.

Er war gleich nach dem Eintreffen der wichtigen Nachrichten zum König geeilt und hatte ihn beschworen, jetzt endlich sich aufzuraffen, diese günstige Gelegenheit, vielleicht die letzte, wie einen Wink des Himmels zu betrachten, um das Joch abzuschütteln.

Es gelang in der That, den König zu bestimmen; nicht frohen Muthes ließ er geschehen, was die Getreuen thaten, sondern rathlos und bangend, bald von Napoleon um neue Hülfstruppen bestürmt, bald vom Caren zum Bündniß aufgefordert, von Stein, von York und Scharnhorst und den Besten seines Landes bestürmt. Düster und zagend sah er in die Zukunft, ohne Vertrauen und ohne Hoffnung; aber er folgte willenlos dem mächtigen Rauschen, das durch's Land ging und im Nu die dumpfe Masse des Volks mit

Begeisterung für den Kampf und für die Freiheit erfüllte.

Am 12. Januar 1813 flüchtete der König von Berlin nach Breslau; — am 3. Februar erlangte Scharnhorst den Aufruf zur Bildung der freiwilligen Jäger-Corps, in den folgenden Tagen andere Verordnungen, welche die Entpuppung seiner seit Jahren betriebenen militairischen Schöpfungen ermöglichte. Friedrich Wilhelm glaubte nicht anders, als daß die Revolution, die losgebrochen war, gegen ihn gerichtet sei; er sah mißtrauisch und bange drein und verdrossen darauf, daß die Gewalt der Umstände „das Volk an die Seite seines Souverains“ setzen wollte!

Vergeblich suchte Scharnhorst den König mit diesem Gedanken vertraut zu machen; der Monarch blieb zweifelnd, mißtrauisch und düster, ja, er betrachtete den biedersten aller Generäle wohl selber mit Argwohn.

Jetzt saß er im Schlosse zu Breslau und blätterte ungläubig in dem Aktenstücke, das ihm Scharnhorst gegeben hatte. Immer und immer schien er zu sagen: „Ich glaube nicht an diese Zahlen; ich glaube nicht, daß das Volk für mich sich erhebt, ich traue ihm nicht!“

Da plötzlich tönt ein brausender Lärm von der

Straße herauf; Hurrah und Jubelgeschrei erfüllt die Luft, die Fenster klirren vom Gerassel der Wagen und dem Vivatruf einer sich heranwälzenden Menge ...

Der König horcht erschrocken auf; Scharnhorst geht zum Fenster und meldet, vor Freude zitternd, daß die Freiwilligen von Berlin vor dem Schlosse ihres Königs vorüberziehen!

Friedrich Wilhelm sieht selbst herab. Eine lange Reihe Wagen mit jungen blühenden, freudigen Männern zieht vorüber, jubelnd und zum Schlosse hinauf die Hüte schwenkend, gefolgt und begleitet von zahllosem Volk. Und der König steht da gerührt und mit nassem Aug'.

„Majestät," ruft jetzt Scharnhorst, „glauben Sie noch nicht an die Liebe Ihres Volkes?"

Ja, jetzt glaubte er daran, dieser König! Die Thräne sagt's, die über die Wange rinnt; die Hand zeigt's, die zitternd und lebhaft herabgrüßt. Die Rinde des Mißtrauens, welche Erziehung und bittere Leidensjahre um sein Herz gelegt, begann sich zu lösen. Was hatte denn diese Nation auch gethan, daß ihr Fürst so schwer an ihre Tugendgröße glaubte? Aber das ist das alte Unglück der Könige, daß sie nicht an die freie Liebe ihrer Völker glauben können, daß sie nur Unter-

thanen, keine freien, selbständigen Staatsbürger wollen! Was konnte ein König denn geben für so viele Liebe, so viel Treue, so viel Opfer?!

Noch immer war es nicht ausgesprochen, daß dieser preußische Aufstand gegen die Franzosen gerichtet sei, obwohl Niemand daran zweifelte. Alexander bat um diese Zeit den König, ihm den General Scharnhorst zu senden, mit Vollmachten zu einem Bündniß. Am 23. Februar reiste Scharnhorst nach Kalisch, wo dann am 28. der von allen Patrioten heißersehnte Vertrag mit Rußland abgeschlossen wurde, der den Kampf gegen Napoleon mit allen Kräften bestimmte. Am 15. März zog der Car, begrüßt als Befreier, an der Spitze seiner Garden in Breslau ein; Preußen übersandte an demselben Tage Frankreich die Kriegserklärung.

Und nun folgte Schlag auf Schlag: die Russen trieben die Franzosen aus Berlin; York nahte sich mit der durch Landwehren verstärkten ostpreußischen Armee. Am 17. März erschien der berühmte Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk;“ am gleichen Tage ließ Scharnhorst die Errichtung der Landwehr und des Landsturmes verkünden. Proklamationen und Aufrufe folgten in betäubender Schnelligkeit und riefen es laut unter die

Völker und in den Himmel hinein, daß der Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit begonnen habe!

Jetzt zeigte sich, was Scharnhorst geschaffen, auf was für festen Grund er gebaut. Außer der stehenden Armee konnte man im Nu schlagfertige Reservebataillone, 52 an der Zahl, aufstellen, lauter Männer, die Scharnhorst seit 1808 im Stillen als sogenannte Krümper hatte in den Waffen üben lassen. Sämmtliche Garnisonskompagnien gestalteten sich plötzlich zu Bataillonen; die Kavallerie bildete sich im Nu, da das Land die Pferde unentgeltlich stellte. Schon Ende März hatte dieser kleine preußische Staat 110,000 ausgebildete Truppen im Felde. Und die Landwehren! Wer wüßte es nicht, wie sie auszogen, als der König gerufen, und Weib und Kind, Haus und Hof verließen, um sich vom Pfarrer für den kriegerischen Beruf segnen zu lassen! Buntscheckig, ohne Uniform, der Eine im Bauerkittel, der Andere im Stadtrock, der Dritte mit halber Uniform, schiefe Hacken am Stiefel und geflickte Jacken auf dem Leibe, so kamen sie zu den Waffenplätzen, nahmen die Mütze mit dem Kreuz von weißem Blech „Mit Gott für König und Vaterland,“ alte Piken, schlechte Kuhfüße, verrostete Säbel — ein paar Groschen im Sack und scharfe Patro-

nen. Was thut's, ob sie schön und gedrechselt aussehen — schlägt doch ein schönes Herz unter diesen Lumpen und führt doch die herrlichste Begeisterung die schlechten Waffen! Scharnhorst hatte sich nicht getäuscht: die Vaterlandsliebe stellte eine unglaubliche Menschenzahl; binnen sechs Wochen waren 271,000 Streiter auf den Beinen; d. h. von achtzehn Einwohnern Preußens war immer einer im Felde!

Die Würfel waren gefallen, der Krieg stand vor der Thür. Schon rückten die zusammengerafften Corps der Franzosen heran, um „diesem schlechten Gesindel" den Garaus zu machen. Scharnhorst flog von Stadt zu Stadt; er organisirte selber die Landwehren, half dem Fehlenden ab und sorgte besonders für Proviant, Munition und zweckmäßige Vertheilung der mangelnden Offiziere. Am 4. April ging er zur Armee Blüchers nach Sachsen ab. Er war der Generalquartiermeister dieses braven Helden, der Kopf zu diesem nervigen Arm, den Blücher noch in Gneisenau, dem Schüler und Nachfolger Scharnhorst's, nach dem Ende der Siege verehrte.

Bei Großgörschen, am 2. Mai — 's war just die erste Schlacht mit dem Kaiser Napoleon selber — da haben die Blücher und Scharnhorst, die York

und Gneisenau, die Heldendegen mitsammen erprobt. An der Spitze der Schwadronen fegten sie ein, zwei, drei Mal über's leichenbesäete Schlachtfeld auf das brennende Kleingörschen und Rahna los, zuletzt noch Scharnhorst allein, im dichtesten Kartätschenfeuer mit einer halben Schwadron halber Leichen im Bügel, die endlich, von der Natur überwunden, von den Pferden heruntersanken. Bei dieser letzten Charge dieses heißen und glorreichen Tages traf eine Kugel Scharnhorsts Bein — es war der Pfeil des Todes, der hiermit in's Fleisch gedrungen.

Der General mußte nach Zittau, um die Heilung der Wunde abzuwarten. Seine Ungeduld ließ ihm nicht Ruhe, besonders als er erfuhr, daß der König, wegen der Zögerung Oesterreichs und der Erfolglosigkeit der bisherigen mörderischen Kämpfe, zaghafter denn je geworden war. In der Heißbegierde eines Patrioten edelster Art flog er vom Krankenlager, aus den Armen seiner ihn pflegenden Tochter zum Könige, um sich die Mission nach Wien zu erbitten. Er erhielt sie, und sie ward sein Tod. Ohne sich Ruh' und Rast zu gönnen, war er nach Wien und wieder zurückgeeilt. In Prag mußte der General bleiben; seine noch nicht vollständig geheilte Wunde war wieder aufgebrochen. Am 28. Juni, inmitten des Friedenskon-

gresses zu Prag, der die Aera der großen Völkerkämpfe vorbereitete, die Aera der preußischen Landwehr, seiner Landwehr, an demselben Tage, als Metternich in der berühmten Audienz bei Napoleon in Dresden Oesterreich frei und zum Bundesgenossen der Befreiungssache machte, starb Scharnhorst, kaum 57 Jahre alt. Ihm hatte das aufopfernde Bemühen um dieses Bündniß den Tod zugezogen — einen Tod, schmerzlich und doch beneidenswerth, da er kam, als dieser herrliche Geist die Blüthen seines Wirken in aller Herrlichkeit aufgehen sah, und bevor eine Täuschung späterer Tage ihm den Frühling deutschen Erwachens verbitterte.

Scharnhorst! Ein preußischer, ein deutscher Held, ein Vorbild männlicher und kriegerischer Tugenden: nicht um ihn trauern gilt's, nein, an seinem Andenken sich aufraffen, erheben, begeistern und stählen! Es wird die Strafe kommen für das Unrecht, das die Fürsten ihren Völkern gethan; es naht die Zeit, wo 1806 den Kreis beschrieben und wo das Unglück unseres Vaterlandes dessen Heil und Glück, dessen unfindbare Einigkeit und Einheit bringen wird! Habt Acht, daß ihr nicht Luft und Athem unter'm wucht'gen Knie des Feindes verliert! Ein Scharnhorst thut uns Noth, ein Horst der Schaaren aus dem Volke

und für das Volk und mit dem Volk, ein Mann, wie er, an der Spitze unserer Söhne, wenn es übermüthigen Grenznachbarn einfallen sollte, die räuberischen Hände nach unserem Vaterlande auszustrecken.

Lützow und seine Schaar.

Wer hätte nie von „Lützow's wilder verwegener Jagd“ gehört, nie einmal als Bursch' und als Mann das Lied von den „schwarzen Gesellen“ mitgesungen? Es ist eines der schönsten Soldatenlieder Theodor Körners, durch welches er jener Freischaar ein geschichtliches Andenken gab, eine Weihe desselben in die Vorstellungen der folgenden Generationen trug, welche die Thaten dieses Freicorps allein schwerlich bewirkt hätte. Und mit der dichterischen Geweihtheit der „Lützower,“ der „schwarzen Gesellen,“ der „wilden verwegenen Jagd,“ durch einen der edelsten und besten von ihnen, trat auch der Name Adolf von Lützows in einen Nimbus, der Manches von der Wirklichkeit seines Werthes verhüllt hat. Nicht als wären der

Mann und seine Schaar des Nachruhmes nicht vollauf würdig, der sie schmückt: nur zu sehr! Aber eine geschichtliche Kritik der Thatsachen wird ihn gewissermaßen menschlicher machen, als er in Folge des mystisch-gespenstigen Reiterliedes von Körner der allgemeinen Vorstellung erscheint.

Lützow, aus dem alten verzweigten Geschlechte dieses Namens, war ein Held in der Weise Ferdinand Schill's, eine leidenschaftlich, patriotisch durchglühte, kecke, wilde Soldatennatur, deren frischer kräftiger Character denen der berühmten Reiterhelden des alten Fritz, der Ziethen und Schwerin, Kleist und Seidlitz, verwandt war, und sich deshalb so außerordentlich hell von der Masse des damaligen preußischen Soldatentypus abhob. Alle solche Charactere werden schnell von den Sympathien des Volks in Beschlag genommen, denn sie haben volksthümliches Wesen in sich, sind ehrlich, brav, kühn und ohne langes Erwägen. Ihre Worte wie ihre Handlungen sind verständlich; es liegt Kraft und Natürlichkeit darin.

Nicht der Character allein, die soldatische Carriere Adolf von Lützows überhaupt bringt ihn in Verbindung mit Schill. Er hatte, kaum siebzehn Jahr alt, schon die Kriege am Rhein mitgemacht, und nach der Schlacht

bei Jena alle Kämpfe der Schill'schen Freischaar getheilt. Eine Eisennatur, wie sie nur denkbar, konnte Schuß und Säbel nicht unterkriegen; jedesmal fast, wenn er in's Feuer ging — und er stürmte hinein! — trug er Wunden davon, und niemals vermochten diese die sehnige Kraft seines Körpers zu lähmen. Bei der Vertheidigung von Kolberg ward ihm die Hand zerschlagen und der Fuß durchschossen: der schmucke Offizier mit seiner soldatischen Munterkeit ließ flicken, was zu flicken ging, humpelte und blieb schiefhändig; aber zu Pferde, da sah man ihm nichts an, und so war's auch, als er noch ein Dutzend Wunden mehr hatte, an denen ein Anderer wohl zweimal genug gehabt.

Es war anno acht; der Krieg war aus, Preußen war geknebelt. Da ging Lützow nach dem damals beliebten Bade Nenndorf, auf der jungen Brust den schönen Orden pour le mérite. Er wollte sich dort kuriren lassen und er ward krank; denn verliebt sein ist doch auch wohl so zu nennen. Wie seine Wunden am Leibe heilten, so erhielt er sie im Herzen: Elise von Ahlefeldt, eine dänische Gräfin in der Fülle der Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit, eine Blume jener Romantik, die dazumal alle Geister und besonders die der gebildeten Frauen erfüllte, besiegte

den leidenschaftlichen Lützow, der sonst doch nie um Pardon gefleht. Das Verhältniß ward so innig, wie es zwischen zwei Naturen solcher Art werden kann; ein reger Briefwechsel unterhielt es, nachdem Beide sich trennen mußten — ob aber Lützow je den Starrsinn des Grafen Ahlefeldt brechen würde, der von einer Verheirathung seiner Tochter mit dem armen Offizier nichts wissen wollte, es sei denn, er verlasse den preußischen Dienst: das schien im Laufe der Zeit mehr und mehr zweifelhaft zu werden. Und doch schwächte sich die Liebe Beider nicht ab; Elise blieb ihrem Versprechen treu, keinem Andern, als Lützow die Hand zu reichen; Lützow selbst zehrte sich in der Sehnsucht nach der Geliebten auf. „Was ein Mensch opfern darf,“ schrieb er ihr einmal und diese Zeilen characterisiren ihn, „lege ich Ihnen zu Füßen; mit Ihnen vereinigt, will ich an jedem Ort der Welt glücklich leben. Alle äußeren Verhältnisse will ich zerbrechen, bleibt mir nur die Aussicht, meinem Vaterlande noch in meinem Leben einmal nützen zu können. Was wäre ich Ihnen ohne dieses Gefühl, was wäre Ihnen ein Mann ohne feine Politur, wenn diese nicht durch einigen innern Werth ersetzt würde.“ Wie hoch sein Werth war, das wußte er und doch bangte

ihm, die feine, hochgebildete Gräfin könne über der Romantik der Liebe die Wirklichkeit seiner Verhältnisse vergessen. Er war muthig genug, sie von diesem Bangen für die Zukunft zu unterrichten: „Sie haben zuviel eigenes Verdienst," schrieb er ihr 1809, „um das Ererbte höher zu schätzen; es gehört aber viel Geistesstärke dazu, dem Fehler des Zeitalters, der Sucht zu glänzen, zu widerstehen. Wenn der Vater ein Fürst ist, wird der Tochter ein fühlend Herz genug für äußeren Glanz sein? Meine Vorfahren haben zwar das Herzogthum Verona besessen, mir aber, gute Elise, bleibt nichts übrig, als die Leiter, welche diese Stadt und ich im Wappen führe."

Um endlich die Erfüllung seines brennenden Wunsches zu ermöglichen und die Geliebte nicht länger durch seinen Willen zwischen dem Himmel der Träume und der Erde wirklichen Genusses schweben zu lassen, entschloß er sich zu dem vom Grafen Ahlefeldt begehrten Opfer. Er bat um seinen Abschied, und es wurde ihm um so leichter, als nach der neuen Niederlage Oesterreichs 1809, auf lange hinaus jede Hoffnung auf eine Befreiung Deutschlands vom napoleonischen Joche und auf eine Erhebung Preußens vernichtet schien. Das Bild, welches Lützow damals

von den Leitern des preußischen Staates entwarf, drückte vollkommen sein erschüttertes Vertrauen aus: „Die Umgebungen des Königs,“ schrieb er im September 1809 aus Königsberg, „sind mit wenigen Ausnahmen dieselben, und das herbe Schicksal hat sich umsonst erschöpft, ihnen die Augen zu öffnen; das Corps Offiziere der Garde, welches die ganze Campagne hindurch beinah nie vor den Feind gewesen, ist schwach genug zu glauben, es sei ein größeres Verdienst bei dem Könige zu leben, als für ihn zu sterben. Die Menschen sind hier in zwei Parteien getheilt, und hassen sich auf eine fanatische Art; und dennoch sind beide Theile sich völlig gleich, denn jeder liebt nur sich selbst. Die eine Partei sucht zwar durch einen sogenannten Patriotismus sich einen Werth zu geben, die andere setzt in eine kalte Klugheit ihren Werth, beide sind aber darin gleich, daß sie mit einem Heißhunger jeden einträglichen Posten zu verschlingen suchen. Keiner weiß, was ich eigentlich hier will, denn etwas für sich zu suchen und zu bitten, darum kann man nur in Königsberg sein. Daß ich mir die Sache eigentlich besehen will, wie man in die Komödie geht, ohne selbst Lust zu haben, etwas vom Gehalte des Schauspielers zu erwischen, das glauben sie nicht. Oefters

stoßen sie sich auch an, und glauben, ich sei verrückt, wenn ich deutlich zu erkennen gebe, daß fürstliche Ordenssterne himmelweit von großen Verdiensten verschieden sind."

Am 20. März 1810 heirathete Lützow endlich die Gräfin Elise von Ahlefeldt und nach Allem konnte man annehmen, daß nie eine glücklichere Ehe geschlossen sei. Denn er war ihr, und sie ein Theil seines Seins, in Wesen, Fühlen und Denken so ganz harmonisch mit ihm, daß sich selbst der Kriegsmann Lützow ohne seine herrliche, patriotische, heldenmüthige Frau nicht schildern läßt. Sie verzichtete gern auf Comfort und Reichthum, um mit dem Manne ihrer Wahl das Leben, wie es war, zu theilen. Das bewies sich glänzend, als die Zeit der schweren Noth zu Ende war, das preußische Volk aufstand, um das Vaterland zu befreien, sein Herzblut bot, um der Schmach endlich ein Ende zu machen. Sie war es, die einstimmte in den Ruf nach Rache an dem Zwingherrn, nach Freiheit, nach Kampf und Sieg; sie machte sich mit auf den Weg, als Lützow begeistert nach Breslau ging, um wieder Dienste zu nehmen und den alten Sarras zu schwingen.

Der Major Lützow war einer von denen, welche am 18. Februar 1813 die Erlaubniß zur Errichtung

von Freicorps erhielten, die aus Freiwilligen bestehen, sich selbst kleiden und remontiren sollten. Sein Name war von hellem Klang und zu ihm hauptsächlich strömten die Jünglinge und Männer, welche durch Geist, Bildung und stürmischen Thatendrang als eine Elite der Freiwilligen erschienen. Elise selbst warb mit; sie nahm die Männer an, die da kamen, wenn Lützow gerade nicht zugegen war; sie entzündete von Haus aus mit ihrem reichen Geist in den Herzen der zahlreich dem Corps angehörenden Gebildeten eine Flamme der Begeisterung und poetischen Romantik, welche dann ganz Wesen der Freischaar wurde und sie für immer mit einem verklärenden Hauche umgab.

Es war auch in Allem ein prächtiges Corps, das Lützow'sche, das zahlreichste von allen und von einem Bildungsgehalt, wie es selten zu sein pflegt. Männer wie Jahn, der Turnvater, der Rittmeister Fischer, der drollige Peter Beuth; die beiden Brüder Lützow's, Leo und Wilhelm und sein Schwager, ein Graf zu Dohna; ein Palm, ein Thümmel, Karl Müller und Dorow, ein Friedrich Förster, ein Theodor Körner, der gefeierte Friesen gehörten dazu. Schwarz, wie Braunschweigs Corps, kündigten sie sich auch äußerlich als eine Schaar der Rache gegen den

Erbfeind an; ein schwärmerisches Pathos lebte darin, helllodernder Muth, Tollkühnheit, Ritterlichkeit, Poesie — Schwert und Leyer war's, eine wirkliche „wilde Jagd," eine „Poesie des Heeres". Lützow, das war der echte Führer dazu; sein Weib, welches mit in's Feld zog, glich einer jener liebreizenden Ritterdamen, die huldreich und begeisternd winkten, wenn der Ritter in ihren Farben das Turnier aufnahm.

Als der Waffentanz losging, der deutsche Völkermai 1813 Blüthen trieb und Knospen, da zogen auch diese Lützower in's Feld, um im Rücken des Feindes den kleinen vernichtenden Bandenkrieg zu führen und der Insurrektion Deutschlands sofort Haltpunkte zu geben. Das war damals eine gute Hülfe für Preußen, und die kühnen Handstreiche der Parteigänger, eines Colomb, eines Major Helwig und Rittmeister von Blankenburg nützten der Sache des Aufstandes im westlichen Deutschland bedeutend, abgesehen von dem Schaden, welchen sie den Franzosen zufügten. Auch die leichten Reiter des russischen Generals Tschernitscheff haben in dieser Weise Rühmliches geleistet. Unglücklich in diesem kleinen Kriege waren allein die Lützower, anerkannt die tüchtigste und bedeutendste Freischaar, die gefeiertste und die, von welcher man die größten

Erwartungen hegte, deren stürmischer Thatendrang auf großartige Hauptschläge gespannt gemacht hatte. Es lag wohl darin, daß das Corps zur schnellen Bewegung viel zu stark war, denn es rückte mit etwa 1400 Mann und 300 Pferden in's Feld und stieg bald bis auf 2000 Mann und 400 Reiter mit neun Geschützen. Nöthigte dies einestheils zur Theilung der Kräfte, so ging damit auch die Einheit, Bestimmtheit und Energie der Bewegung verloren. Trotz alledem war aber auch das Unglück der Gefährte dieser Tapfern.

Die Lützower hatten sich im Mai in drei Corps getheilt. Das Haupt-Corps war nach der Unterelbe aufgebrochen, um mit Tschernitscheff zu operiren und hatte zum Schutze Hamburgs in Ehren gefochten. Dann waren sie vergeblich ausgegangen auf Kampf und Sieg, bis sie endlich mit dem russischen Streifcorps zusammen nach Leipzig rückten, brennend vor Begier nach einem glänzenden Coup. Der im Juni geschlossene Waffenstillstand machte ihnen einen Strich durch die Rechnung.

Ein zweites kleineres Corps war in Schlesien geblieben — auch dieses fand keine Gelegenheit sich auszuzeichnen.

Etwas reicher an Lorbeern, aber noch unendlich

unglücklicher war die Thätigkeit der eigentlichen Reiter-Elite der Freischaar unter Lützows persönlicher Leitung. Der Streifzug dieser Schaar hinter dem Rücken des Feindes, jenseit der Elbe nach Halberstadt, längs des Harzes bis Weimar, bot Anfangs kaum nennenswerthe Erfolge dar; besser ging's in Thüringen, wo man auch mit dem tollkühnen Colomb zusammentraf. Bei Roda jagte man 400 Mann Rheinbundstruppen ab, die dann in die Lützow'sche Freischaar eintraten. Die übrigen Streifzüge führten selten ein Scharmützel herbei. Nun traf die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes ein, dunkel nur und unsicher und ohne daß man dessen Bedingungen kannte. Es war darin unter Anderem festgestellt worden, daß bis zum 12. Juni beide Heere in die ihnen vorgeschriebene Linie gerückt sein sollten und Jeder, der sich außerhalb derselben von feindlicher Seite bewegen würde, als Feind zu behandeln sei. Lützow wußte dies nicht; am 15. Juni war er noch in Plauen und erst an jenem Tage nahm er seinen Rückzug ohne Argwohn nach Lützen. Am 17. Juni stieß er mit seinem etwa 400 Mann starken Reitercorps bei Kitzen auf eine starke französische Colonne, die von Napoleon selber in der Absicht dem Streifcorps entgegengeschickt worden war, um es ab-

zuschlachten, diese „Räuber“ für ihre kühnen Plänkeleien zu bestrafen. Der Schurkenstreich glückte nur zu gut. Nach einigen anscheinend freundlichen Verhandlungen zwischen Lützow und dem französischen General Fournier und dessen Satelliten, dem württembergischen General Normann, einem der characterlosen Söldner des Rheinbundes, ließ man die Lützower auf der Straße nach Leipzig weiterziehen. Plötzlich jedoch jagten zwei Reiterregimenter hinter ihnen her und hieben wüthend auf die Ueberraschten ein. Ein furchtbarer Kampf entspann sich: vierhundert wehrten sich gegen viertausend — dreihundert davon sanken in diesem Blutbade dahin, kaum daß Lützow, Körner und ein großer Theil der Ulanenschwadron, aus zahlreichen Wunden blutend und von den Sbirren Napoleons verfolgt, sich zu retten vermochten. Ein Schrei der Entrüstung hallte durch die Armee der Verbündeten, als diese Henkerthat bekannt wurde, die Napoleon umsonst zu rechtfertigen versuchte; es war ein Stachel des Hasses mehr gegen ihn und das Rachegefühl kräftigte sich in der Trauer um diese bei Kitzen gemordeten Lützow'schen Reiter.

Aber die Blüthe des Corps war hier vernichtet worden und nie erholte es sich von dem grausamen

Schlag. Zwar stand die schwarze Schaar im August, als die Kämpfe wieder ihren Anfang nahmen, von Neuem fertig da und begann in kleinen abgesonderten Corps seine wilde verwegene Jagd — aber das Unglück blieb ihnen treu und in ihren tollkühnen Gefechten rieben sich die Edelsten und Besten auf. Lützow selbst heilte gar nicht mehr von seinen Wunden; er konnte kaum noch gehen, und wollte er zu Pferde steigen, bedurfte er der Hülfe — aber im Sattel, da saß dieser Kraftmensch noch fest wie draufgegossen. Theodor Körner war bei Gadebusch gefallen; Friesen war verschollen; vor Jülich und unter Walmoden ward der Rest der Heldenschaar dezimirt; kaum daß man, als 1815 der zweite Feldzug begann, noch den Stamm eines Regiments aus den Lützowern zu bilden vermochte. Als solches kämpfte es bei Ligny, wo Lützow von den Franzosen gefangen wurde.

Durch den bald darauf folgenden Frieden erhielt Lützow seine Freiheit wieder. Er ging nach Berlin, dann kam er 1816 nach Königsberg, wo sein Regiment Garnison nahm. Nach einer kurzen Versetzung nach Posen kam er als Brigade-Kommandeur nach Münster, wo sich die militairische Carriere dieses braven, durch seinen Muth ohne Gleichen populär gewor-

denen, als Corpsführer gleichwohl unglücklichen Mannes abschließen sollte. Er war ein Kriegsmann durch und durch und der Friede behagte ihm nicht; kaum daß ihn seine Leidenschaft für Pferde etwas zu beschäftigen wußte; selten daß er sich im Kreise geistreicher Künstler, Dichter und Soldaten, welcher sich um seine Gattin schaarte, wohl und glücklich fühlte. Im Jahre 1822 wurde er General — und doch war er nicht zufrieden, da er seinem Elemente, dem Sturm, dem Krieg, dem Kampfgetöse entsagen mußte.

Auch seine Gattin wandelte sich; der Rausch der Kriegszeit war vorüber. Alles ernüchterte sich und verlor seine Flittern. Romantisch, wie Elise fühlte, war ihr der friedliche Soldat Lützow nicht mehr der heldige, enthusiastische, von Gefahren umgebene, von Begeisterung glühende Krieger von Ehedem: das einstige Ideal erblaßte und sah nüchtern drein in das reich von der Schwärmerei jener Zeit durchzogene Gemüth Elisens. „Die Zeit war hin, wo Bertha spann.“ — Ein anderes Ideal, in der Aureole der Poesie, trat ihr entgegen; es war Karl Immermann, der an Geist und Phantasie mehr ihrem Charakter entsprach, als jetzt der fernige, in eckigen, derben Soldatenmanieren sich bewegende Lützow.

Lützow seinerseits huldigte mit Leidenschaft ebenfalls einem andern Wesen. Auch er war über den Rausch der ersten Liebe hinfort und vielleicht, daß er fühlte, wie wenig er jetzt noch für Elisen sei. So kamen beide Gatten überein, sich scheiden zu lassen — es war dies im Wesen jener Zeit nichts Neues, daß man die Liebe plötzlich in innige Freundschaft übersetzte. So auch bei Adolf von Lützow und Elisen. Sie trennten sich und wurden geschieden, nachdem sie so lange glücklich mitsammen gelebt, und blieben dennoch in herzlicher, vertrauender Freundschaft verbunden; ja Lützow verliebte sich aus Reue über den gethanen Schritt noch einmal förmlich in seine geschiedene Gattin und hätte Alles hingegeben, um wieder mit ihr zusammen das alte häusliche Glück zu genießen.

Denn er war unglücklich. Während Elise im Verkehr mit Immermann sich für die Täuschung ihres Lebens entschädigte, brach die letzte Hoffnung Lützow's zusammen — eine junge Dame, deren Liebe er erweckt zu haben vermeinte, lehnte seine Hand ab. Wie in Verzweiflung darüber, heirathete er nun die Wittwe seines Bruders — umsonst glaubte er, daß dies ihm den Frieden zurückgeben werde. Unglücklicher denn je, trostlos und von Sehnsucht nach Elisen gefoltert, tönte

er die Stürme in seiner Brust in Briefen an sie aus, reiste zu ihr, sprach wieder Aug' in Aug' mit der, die er einst sein genannt und von der er sich aus Laune getrennt! Jetzt war's sein einziges Glück, in der Erinnerung des verschleuderten Glücks einige Stunden zu leben. —

Schlimmer ward sein Seelenzustand, als er, nachdem er noch zwei Jahr lang in Torgau als Brigade-Kommandeur gelebt hatte, 1833 unerwartet zur Disposition gestellt wurde. Gekränkt zog er nach Berlin, um zu erwirken, daß er von Neuem in aktiven Dienst trete; man hielt ihn mit Versprechungen hin, bis er im November 1834 plötzlich starb. Er war erst zwei und fünfzig Jahr alt; Unglück, Enttäuschung, Herzensgram, Sehnsucht nach der geschiedenen Gattin, die gleiche Schuld des Leichtsinns traf, hatten in wenig Jahren diese eiserne, mit Narben vernietete Soldatennatur gebrochen.

Blücher.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns
Von Feinden los.

So hat Göthe auf's Standbild Blücher's in Rostock, wo er geboren war, geschrieben. Und einfach, schmucklos wie der Mann, ist auch der Vers, der ihn ehrt. Er war ein Soldat, der Gebhardt Lebrecht von Blücher, wie man sie braucht in Zeiten der Noth, im Felde, vor dem Feinde, zu Kämpfen und zu Siegen. Aus diesem Schlage kommen die Helden hervor, welche mit ihrem Ungestüm und ihrer energischen Tapferkeit, mit ihrem echten Soldatensinn und trotzigem Muth

die Abgötter der Armee werden, diese nach sich vergeistigen und zu einem großartig geschlossenen und ihnen blind ergebenen Körper machen. Das ist ihr Mittel zum Sieg; denn wo Alle ein unerschütterliches Selbstvertrauen, eine frische, kräftige Begeisterung für den Feldherrn erfüllt, da kommen Erfolge zu Tage, die nur die Einheit in ihrer unermeßbaren Macht zu erzielen vermag.

Blücher war ein Haudegen, ein Marschall Vorwärts, dessen Verwegenheit, Thatenlust und wilder Patriotismus das Erwägen und Zaudern, das Theoritisiren und Manövriren nicht liebte. Wenn er sah, daß er schlagen konnte, schlug er; wenn er Krieg führte, so merkte man's auch, und von langen Rekognoszirungen und Spiegelfechtereien war nichts zu merken: Ein praktischer Blick, ein militairischer Instinkt, ein helles, offenes Auge, das war sein Feldherrntalent, und es gehört zu den Blasirtheiten mit, wenn man ein solches nicht gelten lassen will, weil ihm das Planmäßige, Studirte abgeht. Der genialste Feldherr wird an Niederlagen reich, wenn er keine Generäle hat, die sich auch im Getümmel der Schlacht selber zu rechte finden; denn es fliegen die Kugeln nicht immer, wie's die Weisheit sich ausgerechnet hat.

Da braucht's Leute, die den Kopf auf der rechten Stelle haben, den zerstörten Plan nach den Umständen verändern können und die auch einmal blos nach der schlichten Taktik ihres praktischen Soldatenverstandes handeln. Ein Generalstab ist ein Wesen, welches durchaus nothwendig ist, um eine Schlacht zu schlagen; aber ein General, der das Studirte und Vorgeschriebene mit eigenem Geist erst zur Wirklichkeit zu machen versteht, der ist der wahre Feldherr. Willisen z. B. wird als einer der größten Strategen angesehen; seine Theorie ist mustergiltig, seine Schlachtpläne sind großartig. Ein Feldherr ist er bei alledem gar nicht. Als er Generalissimus der schleswig-holstein'schen Armee war, entwarf er den tadellosen Plan der Schlacht von Idstadt; da er aber selber kommandirte und dabei, als gegen seinen Plan das holstein'sche Centrum angegriffen wurde, den Kopf verlor, verlor er auch die Schlacht.

Als Blücher der Blücher wurde, da war er der echteste Ausdruck der Stimmungen, die Volk und Heer belebten. Bisher war er ein tapferer Husarenführer gewesen, ausgezeichnet als Offizier seiner Truppe, der kühnste Reiter, der unerschrockenste Soldat. Er hatte in den Feldzügen am Rhein seinen Ruf erworben, und

aus dem Unglück der Auerstädter Schlacht durch seinen heroischen Rückzug nach Lübeck die Ehre der preußischen Armee gerettet. Aber anno 13, als das Volk aufstand und eine Armee ohne Gleichen ward, als die Ketten zersprengt und die Kreuze zum Kampf aus der Erde gerissen wurden, da war der siebenzigjährige Veteran aus König Friedrich's Zeit der berufene Führer all dieses stürmischen Ungestüms, all' dieser fieberheißen Kampfeslust, Begeisterung, Erbitterung und Rache der Nation. Er war preußischer Soldat von altem Schrot und Korn, Patriot dabei mit Leidenschaft, von Franzosenhaß erfüllt, nach Rache dürstend für die Schmach der Unterdrückung. Das lebte ja Alles mächtig in dem Herzen des Volkes, und keiner von Allen, die da waren, das Schwert für die Freiheit des Vaterlandes zu ziehen, hing so innig mit dem Volke und seinen Stimmungen zusammen, entsprach so sehr dem Ideal eines Führers der bewaffneten Nation, wie Blücher. Er war der populärste Soldat Preußens, und bald bewies er auch, daß er an seinem Platze war, daß weder Scheelsucht der Generäle, noch Mißachtung seiner Fähigkeit, noch endlich sein hohes Alter ihn hinderten der beste und glücklichste Feldherr zu sein. Er bewies bei Lützen und an der Katzbach, bei Hainau und dem

mörderischen Treffen von Möckern, daß auch im Felde der gerade Weg der beste ist. Diese zuschlagende Thatenlust, diese jugendliche Feuerkraft, mit der er seinem Instinkte folgte, entschied das furchtbare Ringen der Völker bei Leipzig. Er kam daher in Sturmeseile, mit sich schleifend das Bleigewicht Bernadotte's: er kam nach Leipzig, als es höchste Zeit war, und er entschied.

Und noch einmal war es er mit seinem ungestümen Wesen, der über Deutschland die endliche Entscheidung brachte. Es war bei Waterloo — wer kann wissen, wie es geworden wäre, wenn sich Blücher nicht zur rechten Zeit noch mit Wellington vereinigt hätte? Als er kam mit seinen erschöpften Schaaren, die Tags zuvor die mörderische Schlacht bei Ligny geschlagen; als er am 18. Juni 1815 einen furchtbaren Marsch durch Sümpfe, Wälder und unter Mühsal und Noth zurückgelegt, um dem Nothschrei Wellington's zu folgen, da waren die Engländer im Weichen und todmatt. Eine Stunde später war die französische Armee vernichtet, und Napoleon, von Schrecken bleich, verzweifelt und verfolgt von preußischen Reitern, sah sein Geschick erfüllt. Wenn irgendwo sich das „Blüchern“ in seiner Allgewalt erwiesen, so hier, wo

einzig seine Persönlichkeit, die abgöttische Verehrung seiner Soldaten, sein praktischer Verstand und die großartige Sprungkraft seines Geistes den Marsch vom Schlachtfeld bei Ligny zu dem nach Waterloo ermöglichte.

Bei alledem gab es keinen bescheideneren General als ihn. So stolz er auf seine Selbständigkeit hielt, so wegwerfend er die Einmischung der Diplomaten in die Kriegsgeschäfte behandelte, so hoch achtete er das wirkliche Wissen, die Genialität seiner Rathgeber. Er sprach nie anders als wie ein dankbarer Schüler vom Meister, wenn er Scharnhorst's gedachte, der auf der Retirade nach Lübeck und in der Schlacht bei Lützen sein Quartiermeister gewesen. Ebenso verehrte er dessen genialen Zögling, Gneisenau, der im Feldzug von 1813 und 1814 ihm zur Seite gestanden; er nannte ihn oft und laut seinen Kopf, ohne den Alles nicht geworden wäre, wie es ward.

Das Herz auf dem rechten Fleck, schlicht, brav, tapfer, das waren wohl Tugenden, die ihn würdig des unglaublichen Einflusses auf die Armee machten. Es waren seine Kinder, und sie gingen mit ihm durch's Feuer — kein Anderer, dessen Persönlichkeit so zauberhaft wirkte.

Eine volksthümliche, imposante Heldengestalt war's, von soldatischer Derbheit und Jovialität, von sorglos heiterem Volkshumor, aber auch von einem gewaltigen Ernst, welcher an das Größte sich wagte und das Schwierigste in frommer Zuversicht glücklich vollendete. Der alte selbstbewußte Adelstrotz lebte in ihm, das hatte er schon dem alten Fritz bewiesen. Als er nämlich 1773, damals dreißig Jahre alt, im Avancement übergangen wurde, schrieb er dem König: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen; ich bitte Ew. Majestät um Abschied," worauf Se. Majestät erwiderten: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheeren."

Wer über ihm stand oder ihm gleich, gegen den war er ohne Schonung, da ging's 'raus wie's kam, und besonders wenn's einer von den „verfluchten Diplomatikern" war, die der Haudegen nicht oft und grimmig genug als das Unglück der Welt bezeichnen konnte. Ein Minister hatte Blücher in einem Schreiben öfter schlechthin p. p. Blücher genannt. „Aber Himmeldonnerwetter, Excellenz," sagte er zu ihm, als er ihn darauf besuchte, und eine Menge Generäle und Offi-

ziere hörten es, „sind Sie des Teufels, mich einen p. p. zu nennen? Da sollen ja dreimalhunderttausend Schock Donnerwetter d'rein schlagen! Für meine Soldaten bin ich Vater Blücher, aber für Euch Tintenkleckser bin ich Feldmarschall und Fürst, und kein p. p."

Doch als Soldat, für den Soldaten und das Volk, da war er der schlichte, anspruchlose Mann, der mit ihnen zu reden, zu scherzen und zu leben wußte. Er theilte die Strapazen im Felde mit dem gemeinsten Mann und immer konnte das Volk ihn in der ganzen Natürlichkeit, Derbheit und Schalkhaftigkeit seines Characters erkennen. Gutmüthig dabei und liebenswürdig, wie es das Volk liebt, war er doch weit entfernt, mit den Gewohnheiten desselben zu kokettiren. Er war wirklich, wie er sich gab, nonchalant, derb, von wilden Gewohnheiten und selbst Unarten des Lagers, ungebunden in Sitte und Wesen und Laune, und im Bewußtsein seines Kraftgefühls und seines Werthes Verächter hergebrachter Formen, wiewohl es sehr irrig ist, wenn man, wie gemeinhin, glaubt, er sei eine ungebildete rohe Natur gewesen, ganz unfähig, den geselligen Anforderungen der hohen Kreise zu genügen, eine Originalität, welche nur fluchend, lascív und sol-

datenhaft eckig gedacht werden könne. Blücher war ein Mann von sehr großer Gewandtheit im Umgange, sehr galant, ein kaltblütiger und dabei leidenschaftlicher Spieler; er konnte, schön wie er war, durch seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit die vornehmste Gesellschaft entzücken, und am allerwenigsten, daß er sich in ihr nicht heimisch zu fühlen vermochte.

Indessen Natur, sein Leben im Felde, Neigung und Bequemlichkeit gaben ihm eine gröbere Struktur und er zog es vor, zu sein und zu leben, wie's ihm behagte. Er war, als er als Rittmeister den Abschied nahm, Landwirth geworden, und einer der tüchtigsten, bis Friedrich Wilhelm II. ihn wieder in Dienste berief. Die Vorliebe für die Landökonomie prägte sich auch in dem Character des leidenschaftlichem Soldaten aus: es gab dies gewissermaßen seinem ganzen Wesen jenes Gemüthliche, welches sonst in der Natur eines kecken und listigen Husaren zu verschwinden pflegt.

An der Spitze seiner Colonnen, die kurze Pfeife im Mund, mitsingend die Lieder, mit denen die Soldaten die Beschwerlichkeiten des Marsches überwanden, da konnte man ihn unter Hunderten von Offizieren erkennen: er war ein Typus, und seine Pfeife gehörte dazu, zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, im Feld oder auf

dem Feld, wenn er, der Marschall und Fürst von Wahlstadt, über die Wiesen ging im langen schlichten Rock, die Mütze auf dem Kopf, Kuhstall und Scheune besuchte, um zu sehen, ob auf seinem Gut Alles geschehe, wie er befohlen. Die Pfeife mit Knaster, oft nicht vom besten, die war ihm lieb wie sein Säbel, und so leicht trennte er sich nicht von dem lieben Ding. Er that's oft zum Tort, daß er sie schmauchte, damit diese behagliche Beschäftigung erkennen lasse, in welcher behaglichen Stimmung er überhaupt sich befinde.

So bei der zweiten Einnahme von Paris, wobei man dem alten Helden, der das Meiste dazu beigetragen, Vollmacht gegeben hatte, diesmal ganz nach seiner Façon die Kapitulation zu bestimmen. Blücher empfing die Abgeordneten der Seinestadt zu St. Cloud. Er saß in seinem Zimmer mit brennender Pfeife und blies den Dampf gleichgültig vor sich hin und ließ sie Vortrag halten. Als sie untereinander wegen den Bedingungen immer uneiniger wurden, fuhr der alte Marschall zornig auf und fluchte zum Schweigen. Er diktirte ihnen die Uebergabe. Nun wollten die Herren noch erreichen, daß Paris wie im vorigen Jahre von Einquartierung frei bleibe; allein da fing Vater

Blücher an, blies die Wolken aus der Pfeife und sagte: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben.“ Zu dem General Müffling, der den Vertrag vollends abschließen sollte, sagte er dann bei Seite mit einer Art von Feierlichkeit: „Es sind beinahe neun Jahre, daß wir ein schlechtes Geschäft bei Lübeck machten, und Sie hatten damals den schwierigen Auftrag, die Konvention zu schließen: besorgen Sie heute die Sache wieder, es wird Ihnen diesmal leichter werden.“ —

Auch auf ihn gilt das Wort: Alles in Allem, er war ein Mann, eine jener kräftigen Naturen, die in Zeiten der Gefahren dem Vaterland erstehen und mit ihrer instinktiven Begabung das Rechte und das Wesen der Zeit erfassen. Denn wie als Soldat, so war Blücher auch als Bürger; für ihn gab's einen König, und der hatte Soldaten und Unterthanen, und von diesen war keiner mehr als der andere, am allerwenigsten durch die Mühe, die er sich gegeben, geboren zu werden. Ein Jahr vor seinem Tode, 1818, besuchte er Karlsbad, wo man ihm zu Ehren dann große Festlichkeiten veranstaltete. Man hatte dort eine Tafel für Bürger-

liche und eine für den Adel: Blücher erschien zuerst bei den Bürgerlichen, wo Tiedge eine Ansprache an ihn richtete. Der alte Marschall erwiderte darauf, daß er mit Ehrenzeichen aller Art überschüttet sei, seinen schönsten Lohn aber in der Liebe seiner Zeitgenossen und in dem Bewußtsein finde, seine Pflicht gethan zu haben. Dann an die Tafel der Adeligen tretend, tadelte er ihre kränkende Absonderungssucht, da doch im Kriege alle Stände gemeinsam gestritten hätten, und sie gerade so hungrige Magen hätten, als die ehrenfesten Bürgerlichen. Er versprach nur unter der Bedingung die Einladung zum Ball anzunehmen, wenn alle Kurgäste zur gemeinsamen Fröhlichkeit dort vereinigt wären. Und so geschah's, weil's der Fürst Blücher von Wahlstadt so wollte.

II.

Oesterreichische Bilder.

Kaiser Ferdinand.

In den Hauptstraßen der Neu- und Altstadt der schönen alten Königsstadt Prag sieht man, mit Ausnahme der Sommerzeit, fast täglich gegen Mittag einen reichverzierten Wagen, von herrlichen Rossen langsam dahingezogen. Der Kutscher, in grotesker Livree, in Schuhen und weißen Strümpfen, kurzen Sammthosen, gelbem Rock und riesigem Dreimaster auf dem gepuderten Haupt, thront in seiner Majestät hoch oben auf dem Sitz. Niemand befindet sich im Innern des Wagens; aber unweit davon, auf dem Trottoir, bemerkt man einen stattlichen Diener in derselben Livree, wie sie der Kutscher trägt, und zweien Herren in einfach bürgerlicher Kleidung — augenscheinlich die Besitzer der Karosse — in langsamem Tempo und

mit der üblichen vornehmen Lakaienmiene folgend. Rechts und links grüßen die Vorübergehenden respektvoll einen von diesen beiden Herren; es ist ein kleiner Greis — der Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich. Sein Begleiter ist einer der Kammerherren, die zugleich seine Wächter abgeben.

Ferdinand I., obgleich jetzt 69 Jahr alt und von jeher schwächlich an Körper wie an Geist, ist doch in seinen Bewegungen noch keineswegs als hinfällig zu bezeichnen. Rastlose Arbeit in der Jugend bildete die Keime seiner Kränklichkeit aus, und als er 1835 Kaiser wurde, war er geistig und körperlich so leidend, daß man seine Auflösung in Bälde voraussetzte. Aber er erholte sich mit den Jahren mehr und mehr, und viel mag dazu beigetragen haben, daß er seit seiner Thronbesteigung wenig mehr als die Form der Regierung repräsentirte und alle Geschäfte in vormärzlicher Zeit, so gemüthlich wie man eben damals verwaltete anstatt zu regieren, von einem Regentschaftsrath erledigt wurden, der aus Erzherzog Ludwig, Fürst Metternich und Graf Kolowrat bestand.

Des alten Kaiser Kopf zeigt den echten sogenannten Ferdinandeischen Typus auf: eine große hervorspringende Stirn, ein nach dem Kinn fast zugespitztes

Gesicht, halbaufgeworfene Lippen und eine lange gerade Nase ohne Schönheitslinie. Wie träumend, immer vor sich hinsehend und doch niemals den scheuen matten Blick auf Etwas haften lassend, geht der kleine alte Herr willig wie ein Kind, und sichtlich auch wie ein solches geleitet, an der Seite oder am Arme seines Kammerherrn, der mit ihm plaudert und dem er wie mechanisch antwortet. Hier und da, namentlich an den Schaufenstern von Delikatessenhandlungen, bleibt der Kaiser stehen und so lange, bis sein Begleiter ihn wieder fortzieht, selbst oft wider des Kaisers Willen. Ferdinand I. hat nicht einmal als Privatmann im Exil die Freiheit, zu thun und zu lassen, was er will. Er ist immer noch der Kaiser, über dem der Kammerherr steht, der seine Instructionen hat. So wandert er ein Stündchen durch die Straßen der Stadt, mit einer Mitleid erregenden automatischen Behendigkeit fast unaufhörlich seinen Cylinderhut von dem mit spärlichem Silberhaar bedeckten Haupt ziehend, mehr aus Instinkt als durch den Blick vergewissert, daß man ihn grüße. Viele kennen ihn nicht, beachten ihn nicht in seiner unscheinbaren, schlichten Erscheinung, und Wunder konnte es nicht nehmen, daß einmal ein nach Prag verschlagener Natursohn der

Puszta, der erfuhr, daß der Kaiser da spazieren gehe, ehrfurchtsvoll den großen Lakaien in urwüchsigem Loyalitätsgefühl anfiel, weil er diesen wegen seiner Gravität und seines bunten Aufputzes für die Majestät hielt. Ein anderer Sohn des stolzen Magyarenvolkes bewies seine Verehrung für den „König" zwar der rechten Person, aber ebenfalls so urwüchsig, daß er Fiasco machte. Als er den Kaiser kommen sah, warf er flugs auf offener belebter Straße seine Attilla ab und breitete sie auf dem Straßenpflaster aus, indem er dabei dem stutzenden und scheu sich abwendenden „König" leuchtenden Auges sein Eljen zurief. Die guten Prager, der Kaiser selbst und auch sein Kammerherr hielten den Magyaren für toll, und die herzukommende Polizei brachte ihn bei Seite. Erst hier demonstrirte der Ungar, daß er seinem Könige die höchste Verehrung nach der Sitte seines Volkes dargebracht, indem er ihn bat, über seine hingelegte Attila zu schreiten.

Der Hradschin ist der Ort, wo Ferdinand I. die Residenz seines Exils genommen.

Wer kennt sie nicht, diese Harad, diese stolze Burgstadt der einstigen Könige von Böhmen? Wer hätte nicht den Hradschin Prags rühmen gehört? Vom

Ufer der breiten Moldau, welche die Stadt in zwei Hälften theilt, erhebt sich amphitheatralisch auf einem jener Berge, welche die Moldau begleiten, der alte, palast- und klosterreiche Stadttheil der Kleinseite, die Stirn gekrönt mit der wundervollen Fronte der tausendfenstrigen Burg der Harad Otakar's, an deren Ecken noch die alten Wachthürme hervorspringen. Der Hradschin giebt Prag jene imposante architektonische Wand, welche, in Verbindnng mit dem Berggürtel und dem schön geschwungenen Strom des Flusses, den Anblick der böhmischen Hauptstadt zu einem der entzückendsten macht, so daß ihr Humboldt den dritten Platz unter den am herrlichsten gelegenen Städten des Continents zuerkannte. Vom Hradschin selbst schwelgt das Auge in der Pracht des Städtebilds der hundertthürmigen Praga, die weithin sich ausbreitet in die Ebene, umkränzt von den „Minarets der Christenheit," den Dampfschloten der Industrie.

Die Burg sieht in ihrer steinernen Majestät auf diese alten Paläste und Kirchen, sprechende Zeugen einer versunkenen Vladikenzeit. In der alten Harad residirte einst das Geschlecht Otakar's; hier fand 1618 der Fenstersturz statt, der den Anfang des dreißigjährigen Krieges machte, dessen Ende das reiche Böhmen

als eine Wüste fand, getränkt mit dem Blute der alten Cechengeschlechter und der Protestanten, die der habsburgische Kaiser ausrottete, weil sein zusammengeheirathet Land zu klein war, um Einen Gott auf zwei Weisen anzubeten. Oede und verlassen stand dann diese Burg Jahrhunderte lang — kein König thronte dort mehr. Erst in neuester Zeit zog wieder ein Fürst hier ein, ein alter, vom Throne herabgenöthigter, ein Exil suchender Kaiser: Ferdinand I., der seither letzte gekrönte König von Böheim und von Hungarn.

Es hat ihn wohl gekränkt, den alten Mann, daß der Sturm des Revolutionsjahres 1848 ihn vom Throne wegfegte, um einem jungen Herrscher, der selber die Zügel des zum Abgrund eilenden Reiches führen konnte, Platz zu machen. Ferdinand I. liebte Wien und liebt es trotz der Ereignisse des Jahres 1848 — es brachte ihm Thränen in die Augen, als er nach der Thronentsagung aus Wien fort mußte, um es nie wieder zu sehen. Ein Kind an Gemüth, bedauerte er, all' diese schöne Herrlichkeit des Herrscherdaseins aufgeben zu müssen, diese gewohnte Pietät Aller vor seiner Person, die lärmenden oder ihn sonst wie erheiternden Ehrenbezeigungen, welche die Beschäftigung seiner Monarchenstellung vornehmlich ge-

bildet, fortan nun entbehren zu sollen. So viel es geht, hält er denn auch noch heute auf diese Ovationen, die man ihm als regierenden Kaiser gebracht; er will noch heut als Kaiser respektirt werden, trotzdem er nicht mehr regiert, und geschieht irgend Etwas nicht nach seiner jeweiligen Laune, so bricht seine Empfindlichkeit darüber oft drastisch genug durch. Geht er in der Stadt, wie gewöhnlich, wenn er in Prag ist, spazieren, so ist sein Vergnügen, sich gegrüßt zu sehen und wieder zu grüßen, an der Hauptwache vorbeizugehen, um sich zu vergewissern, daß die Truppen ihm noch die schuldigen Honneurs machen. Seine Freude an Militairmusik wird ihm so oft wie möglich bereitet. Wenn er aus der Burg geht oder nach Hause kommt, schlägt der Tambour den Wirbel, und die Wache macht die Ehrenbezeigungen. Allmorgentlich spielt eine Musikbande unter seinem Fenster. An seinem Geburtstag wird ein großer Zapfenstreich geschlagen und durch die Soldaten ihm ein Fackelzug gebracht. Dies Alles sind die Aufmerksamkeiten, die der alte Kaiser nicht entbehren kann.

Sein übriges Leben verfließt regelmäßig unter der Beschäftigung mit seinen Lieblingsneigungen. Ferdinand I. ist ein leidenschaftlicher Blumenfreund und ein Botaniker von wirklicher Bedeutung. Es scheint,

als wenn Metternich, der sich selbst viel darauf einbildete, ein Naturforscher zu sein, und der die Jugend des Thronfolgers leitete, ihm diese Passion eingeflößt habe. Jeden Morgen besucht der alte Herr den Garten im Hirschgraben bei der Burg und unterhält sich eine Stunde lang eifrig mit den Blumen, bis ihn der Kammerdiener zur Promenade führt oder zum „Arbeiten,“ worunter einige Vorträge über sein Hauswesen, über Almosen und dergleichen begriffen sind. Sein Mittagsmahl ist von regelmäßiger Einfachheit und besteht aus fünf Speisen. Gewöhnlich haben seine Kammerherren ihm gern oder ungern gesehene Gäste dazu gebeten, wie den Cardinal Schwarzenberg, der Nachbar des Kaisers ist, Domherren, Stiftsdamen 2c.

Abends treibt der Kaiser Musik, für welche er eine außerordentliche Vorliebe hat; auch hierzu wird ihm Gesellschaft geladen, welche natürlich meist aus musikalischen Elementen besteht, die sich aus allerlei Ursachen mit der Last solcher Soireen befreunden. Dies dürfte ziemlich aller Verkehr sein, wenn man einige Audienzen abrechnet, die Ferdinand I. noch unterhält. Zwischen ihm und seiner Familie in Wien herrscht aus erklärlichen Ursachen eben kein inniges

Verhältniß. Der Kaiser kann es nicht verwinden, daß man ihn über Nacht bei Seite geschoben, und die regierende Familie hat kein Bedürfniß, den alten gutmüthigen Fürsten darüber weiter zu trösten. Sehr selten, daß ein Mitglied der kaiserlichen Familie aus Wien bei der Durchreise den früheren Herrscher besucht; nur seine Stiefmutter pflegt alljährlich bei ihm einige Tage zuzubringen, und ebenso der Erzherzog Karl, der mit ihm zugleich als präsumtiver Thronfolger zu Gunsten seines Sohnes Franz Joseph am 2. Dezember 1848 abdankte. Beide Brüder haben eine ungemeine Aehnlichkeit, und die Anhänglichkeit, welche der bejahrte Erzherzog für den Kaiser Ferdinand hat, bietet diesem während des mehrtägigen Besuchs Gelegenheit, sein Herz mit den kleinen Sorgen vertrauensvoll ausschütten zu können. Auch läßt man bei dieser alljährlichen Gelegenheit den Kaiser an des Erzherzogs Karl harmlosen Vergnügungen Antheil nehmen; namentlich gestattet man, daß er alsdann das Theater besuche, von dem man ihn sonst „der Aufregung wegen“ und zum Kummer des dafür passionirten Greises fern hält. Es muß ein lustiges Wiener Stück mit Ballet und Gesang gegeben werden, denn der Kaiser wie sein Bruder haben nur daran ein aus-

gesprochenes Vergnügen und lachen in ihrer kleinen Loge sich herzlich über den Komiker und seine Witze satt, in jener alten patriarchalischen Ungenirtheit, die sonst immer, trotz aller Etiquette, der kaiserliche Hof bei der Berührung mit dem Volke zeigte nnd die jetzt verschwunden ist. Der letzte Besuch des Theaters brachte dem Kaiser unerwartet eine Ovation, welche in Wien gerade nicht angenehm berührt haben mag. Das Publikum begrüßte den greisen Fürsten mit einer ungeheuchelten Innigkeit und lauten Hochs und Zivios, die sichtlich den Kaiser in Rührung versetzten. Es war eine unter den jetzigen Verhältnissen bedeutungsvolle Demonstration für die Autonomie des „Königreichs Böhmen." Ferdinand I. war ja der letzte gekrönte König desselben!

Den Sommer pflegt der Kaiser auf seinen Herrschaften Reichsstadt oder Ploschkowitz in Böhmen zuzubringen. Letztere Herrschaft hat ihn bei der neuen Gemeindewahl im Februar v. J. zum Bürgermeister erkoren, und der Kaiser nahm dies suffrage universel auch an, ebenso wie der jetzt auf Brandeis in Böhmen herrschende Ex-Großherzog von Toscana das seiner Bauern. So fanden beide Fürsten hier ihre Anerkennung und herrschen als Bürgermeister.

Die kindliche Naivität des Kaisers Ferdinand ist sprüchwörtlich. Sie ist sein Charakter, und eine Menge Anekdoten könnte man erzählen, um sie zu kennzeichnen. Als der bekannte Klaviervirtuose Dreyschock einmal bei ihm spielte, war der Kaiser ganz entzückt über diese Fertigkeit des Spiels. Natürlich rechnete der Virtuos außer anderem Lohn auch auf außerordentliche Komplimente Seitens des Fürsten; doch was sagte dieser, als der Spieler zu Ende war? — „Sie müssen recht schwitzen, nicht wahr?" — Ein ander Mal ließ sich der Kaiser photographiren und nachdem er sich hatte erzählen lassen, wie sein Verhalten dabei sein müsse, ergriff er schelmisch-lächelnd den Arm des Photographen und sagte zu ihm in seinem gewöhnlichen Wiener Dialekt: „Na, i wer schon hübsch artig sein!" — Auch eine andere Anekdote ist nicht uninteressant. Als man Ferdinand I. nach dem italienischen Kriege von 1859 den Inhalt des Friedensvertrages mittheilte, wonach die Lombardei von Oesterreich abgetreten wurde, bemerkte er: „Na, so hätt' ich's halt auch noch g'troffen!"

Auch seine Güte ist sprüchwörtlich. Der Kaiser, dessen ganzes Wesen ein kindliches zu nennen ist, hat unaufhörlich das Bedürfniß zu geben, und die Masse

seiner Geschenke, sein ausnehmend weiches Gemüth, erwarben ihn nicht ohne Grund den Beinamen des „Gütigen.“ Aber wie es einer solchen Natur entspricht, „erfließen“ die Geschenke und Almosen ohne Bewußtsein über die Wirkung derselben, und die Umgebung des Kaisers läßt ihn auch nur nach ihrer Anleitung dieses Herzensbedürfniß befriedigen. Bei dem ungeheuren Privateigenthum Ferdinand's kann es nicht auffallen, daß er fast täglich mehrere hundert Gulden verschenkt; aber diese eminente Summe, welche so jährlich aus seiner Schatulle fließt, wirkt verhältnißmäßig nur sehr unbedeutend als wirkliche Wohlthat. Wohl werden viele Arme und Verdiente, die sich die Protektion der Umgebung erwarben, bedacht; aber die große Summe wird doch nur der Kirche für allerlei, oft wahrhaft unnütze Dinge gegeben. Um jedes Altarbild, jeden Umbau einer Kirche oder Verschönerung derselben wendet man sich an Ferdinand I., und selten vergeht eine Woche, in der die „Prager Zeitung“ nicht ein Register über Geschenke von je einigen hundert Gulden für solche Zwecke veröffentlicht. Der Kaiser will glücklich machen, will schenken von seinem Ueberfluß, und da seine Umgebung ihm allein die Anleitung dazu giebt, so unterstützt er überwiegend deren Pro-

tektionen und Tendenzen, die mit denen des Priesterthums nicht wenig verwandt sind.

Letzteres, immer beeifert, sich fette Opfer auszusuchen, hat zwar nie rechte Allmacht über den alten Kaiser erhalten, der trotz aller Einwirkungen doch immer einen unverfälschten, gesunden Menschenverstand sich bewahrte; aber so viel haben die geistlichen Herren doch erreicht, daß der exilirte Monarch äußerlich Alles thut, was sie wünschen, die Messe besucht, ihre Gesellschaft erträgt und ihre Anordnungen, oft mit den ihm eigenthümlichen kaustischen Glossen, respektirt. Dagegen ist ihnen, namentlich den Jesuiten, die Gemahlin Ferdinand's vollständig ergeben. Sie wurde als sardinische Prinzessin an dem Hofe ihres Vaters, des ersten Victor Emanuel, darnach erzogen, um im Alter empfänglich für alle Anforderungen der Geistlichkeit zu sein. Die neuesten Ereignisse, der Krieg Sardiniens gegen Oesterreich und Rom, hat sie, die nie vergaß, daß ihr Vaterland Italien sei, vollends den religiösen Exercitien anheimfallen lassen, und Beten und Fasten ist ihre einzige Beschäftigung geworden. Zwischen ihr und dem Kaiser herrscht, wie früher, so noch jetzt, die strengste Etiquette, und die beiden Gatten haben fast gar keine Berührung familiärer Art mitein-

ander. Nur nach dem Diner pflegt der alte Kaiser eine Schale mit Früchten zu nehmen und damit nach dem Zimmer seiner Gemahlin zu gehen, um dieselben in traulichem Gespräch mit ihr zu verzehren. Aber wie oft wird auch dieses Beisammensein durch die Beichtväter der Kaiserin verhindert! Der Kaiser findet häufig die Thür zu den Gemächern seiner Gemahlin verschlossen, und lautlos, aber schelmisch vor sich hin lächelnd, kehrt er nun wieder zurück; er weiß, daß der Kaiserin von ihren Jesuiten Buße und Fasten auferlegt worden ist, und sie, gehorsam dem Befehle der Priester, jede Berührung mit der Außenwelt alsdann strenge vermeidet.

Minister Bruck.

Durch den Sturm vom Jahre 1848 wurde kein Staat mehr in seinen Fugen erschüttert und nach Innen wie nach Außen einer so durchgreifenden Umgestaltung zugewiesen, als die österreichische Monarchie. Das einst so gepriesene System, gefeiert und verherrlicht durch die romantische Diplomatie, und in der That durch den blendenden Erfindungsgeist des Fürsten Metternich zu einer letzten, in krankhafter Schönheit strahlenden Blüthe der alten Staatskunst getrieben, war jäh und morsch zusammengebrochen; ringsum lagen Trümmer davon — selbst die Hatnäckigsten konnten sich der Ueberzeugung nicht länger erwehren, daß eine neue Zeit da sei, die man mit allen Künsten und Experimenten des bisherigen Systems nicht zurückzu-

weisen vermöge. Diese Erkenntniß war das Resultat schlichtester Vernunft; selbst der Fürst-Staatskanzler trug sie in sich, und lange zuvor schon war die Täuschung über die Festigkeit und Nützlichkeit seines Systems in ihm verloren gegangen. Das Wort von Gentz: „Mich und den Metternich hält's noch aus“, hatte diese beiden Staatsmänner des alten Oesterreich nicht lange beruhigt. Als Gentz 1832 starb, lebte in ihm keine Hoffnung mehr auf die Dauer des von ihm mit aufgebauten Systems; als Fürst Metternich im Jahre 1848 sein Gebäude durch einen einzigen Stoß zertrümmert sah, sah er in ruhiger Höflichkeit der Vernichtung zu, wie Jemand, der sich längst darauf gefaßt gemacht.

Der Neu-Aufbau Oesterreichs war nach alledem etwas Gegebenes; die anerkannte Gewalt der Umstände machte es unmöglich, einfach zu dem früheren System zurückzukehren, und kaum war Jemand, der es wünschte oder überhaupt daran dachte. Die alte Staatskunst hatte sich in der Mehrheit ihrer Grundsätze überlebt, und wer nun seinen Platz ausfüllen wollte zum Wohl des Landes, der mußte der Nothwendigkeit Rechnung tragen, Oesterreich aus dem alten Geleise hinaus auf die Bahnen der fortgeschrittenen

Zeit führen. Das galt speziell und ganz besonders hinsichtlich der materiellen Interessen, der Industrie, dem Handel und Gewerbe der österreichischen Völker. Wer in sich nicht die Befähigung fühlte, hier reformatorisch vorzugehen, hier zu heben, was sich schon allein emporrang, hier die Keime zu schützen und neue zu setzen, der verstand die Zeit nicht und konnte Oesterreichs Neugestaltung nicht bewirken. Der Gedanke an das Wohl des Landes hätte ihn abhalten müssen, einen Platz zu repräsentiren, ohne ihn ausfüllen zu können. Andererseits konnte es aber auch einem befähigten Manne nicht schwer werden, diese Reform der materiellen Interessen Oesterreichs durchzuführen, insofern als die Dringlichkeit der meisten ihm an die Hand gegeben ward, und nicht die Erzeugung des Materials, sondern nur dessen geschickte Verarbeitung seine Aufgabe blieb. Die Zeit selbst hatte gesäet — es war nur zu ernten, und Lob und Preis und Ruhm erwartete den, der die Ernte zu würdigen verstand.

Karl Ludwig Bruck war der Mann, den das Vertrauen des Kaisers zu diesem Posten auserwählte. Er trat in eine neue Stelle in Oesterreich, er wurde der erste Minister dieses Staates für Handel, Gewerbe

und öffentliche Bauten; die materielle Neugestaltung Oesterreichs fiel ihm zu. Unstreitig war er der Mann der Zeit, ein Vertreter jener rationellen Staatskunst, die mit ihrer Realität der idealistischen Metternich's scharf gegenüber stand. Denn während diese ihre Weltkenntniß aus den Akten schöpfte, Schätze aus dem Nichts zaubern wollte, die Völker und deren Interessen für keine wesentlichen Faktoren des Staatslebens hielt, sondern Monarch und Staat identifizirte und das Regieren wie eine kavaliere Passion betrieb, die zuletzt im Providenzspielen gipfelte: entsprang die rationelle Staatskunst der modernen Auffassung der Staatsaufgabe nach ihrer wirthschaftlichen Seite und repräsentirte vornehmlich die bürgerliche Intelligenz, welche in erster Reihe die materiellen und wirthschaftlichen Interessen d. h. die Interessen der großen Mehrzahl berücksichtigt, von deren Pflege und Förderung heute das Bestehen und Gedeihen der Staaten abhängt. Es war eine wirkliche Gründung Neu-Oesterreichs, als diese Ansicht in die Hofburg zu Wien einzog.

Bruck's Ernennung zum Minister war an und für sich schon ein Ereigniß, welches den Bruch mit der alten österreichischen Tradition bekundete. Bruck war ein Kaufmann, ein Protestant, und Alles in Allem

genommen ein bürgerlicher Parvenü, dessen Plazirung in einem Kreise von streng katholischen, legitimistischen und aristokratischen Grundsätzen wohl als etwas Außerordentliches erscheinen mußte. Bruck war 1798 zu Elberfeld geboren und erlernte bei seinem Vater die Buchbinderei. Dann diente er als Freiwilliger sein Militärjahr in Bonn ab und betrieb darauf in Bonn selbst einen Handel mit Heiligenbildern, später, so viel wir wissen, auch mit Nutzholz. Unglückliche Spekulationen bedrohten sein Geschäft, und da gerade der Griechenkampf viel Philhellenen begeisterte, im Pyräus selbst gegen die Ungläubigen zu kämpfen, so fand auch Bruck darin einen Vorwand Bonn zu verlassen. So kam er 1821 nach Triest. Da das Feuer des Philhellenismus sicherlich nicht stark bei ihm war, nahm er eine sich ihm darbietende Gelegenheit wahr und wurde Sekretär des preußischen Konsuls. Von gewinnendem Aeußeren und reich begabt mit Geist und Talent, ward es ihm leicht, Einlaß in die angesehensten Familien Triests zu erhalten. Auch fand sich bald als Sekretär des Kaufmanns Reyher eine noch angenehmere Stellung für ihn, und seine 1827 vollzogene Heirath mit der Tochter des reichen Kaufmanns Buschek brachte ihn vollends in eine glückliche Lage,

da er nun in das Geschäft seines Schwiegervaters trat.

Immer geistig rege und mit einem sehr glücklichen Instinkte für das Praktische begabt, von Erfindungstalent und ein spekulativer Geist, der sich schnell die weitreichenderen Handelskenntnisse erworben, entwarf Bruck 1833 nach dem Vorbilde des Londoner Loyd den Plan zu einem Aktienunternehmen, um den österreichischen Handel mit dem Orient in innigeren Verkehr zu setzen. Der ursprüngliche Zweck der aus Deputirten der Kaufmannschaft und der Triester Assekuranzvereine gebildeten Gesellschaft war nur der, wichtige Handels- und Schifffahrtsnachrichten zu sammeln und die Ergebnisse den Kommittenten bekannt zu machen; diese Mittheilungen bildeten auch die Grundlage der späteren Loydzeitungen. Erst 1836 regte Bruck auch das Dampfschiffswesen an, welches dann bald einen riesenhaften Aufschwung nahm. Der Loyd wurde nächst der englischen Peninsular-Oriental-Steam-Navigation-Company die größte Dampfschifffahrtsgesellschaft in Europa und besitzt noch heute an 60 Schiffe.

Bruck, seit 1836 in das Direktorium der Gesellschaft gewählt, behielt diese Stellung bis zum Jahre

1848, und gab während dieser Zeit den Antrieb zu allen ihren bedeutenderen Unternehmungen und einzelnen gemeinnützigen Veranstaltungen in Triest, z. B. dem Bau des Tergesteums. Er war ein einflußreicher, sehr wohlhabender und bei der Regierung in Ansehen stehender Mann geworden, und 1848 noch Abgeordneter für das Frankfurter Parlament dazu. In der Paulskirche spielte er eine stumme Rolle; die österreichische Regierung theilte ihn dann dem Reichsverweser als Bevollmächtigten zu. Als Fürst Schwarzenberg im Oktober 1848 sein Ministerium antrat, berief er Bruck für das Portefeuille des Handels, der Gewerbe und der öffentlichen Bauten, seit dem März eine Institution auf dem Papiere, die nun eine Wahrheit werden sollte.

Mit der außerordentlichen Thätigkeit, die ihm eigen war und die ihren Stachel jetzt noch in einem erklärlichen Ehrgeiz fand, widmete sich Bruck dem Amt, welches unstreitig als das wichtigste in ganz Oesterreich und von allen Ministerien zu betrachten war. Obwohl durch die Friedensverhandlungen mit Sardinien, die er in sehr befriedigender Weise zu Stande brachte, eine Zeitlang seinem Posten entzogen, konnte er doch schon im Oktober 1849 dem Kaiser seinen

Organisationsbericht abstatten, der dann sofort die Genehmigung erhielt. Der Bericht bewies, daß Bruck sehr wohl die Bedeutung seiner Stellung, die Anforderungen der Zeit und die Gebrechen Oesterreichs verstanden hatte. Er kam aus der Sphäre des Volks hinauf in die bureaukratischen Regionen, noch der praktische Kaufmann, der mit unbeirrtem, unbefangenem Blick das österreichische Industrieleben betrachtet, und dessen Ehrgeiz, noch mit der Fähigkeit im Gleichgewicht, mit dem Erfassen, nicht mit dem Experimentiren des Gegebenen sich begnügte. Der Umkreis des Handelsministeriums war nämlich in dem Bruck'schen Programm außerordentlich weit gezogen, griff vielfach in die Ressorts der anderen Ministerien ein, machte es zum Brennpunkt des ganzen neu-österreichischen Systems, zu einem Ministerium der Volkswirthschaftspolitik im umfassendsten Sinne des Wortes. Mitwirkung bei Einführung eines neuen Handels- und Wechselrechtes oder bei Abänderung einzelner Bestimmungen desselben, Einfluß auf die Maßregeln der Industriebesteuerung, auf die Errichtung von technischen Schulen und Akademien, bedingte er sich darin, und ebenso zog er die Zoll-, Handels- und Schifffahrtsverträge ganz in sein Ressort. Er beschloß die Errich-

tung einer statistischen Sektion, zugleich mit der Aufgabe der volkswirthschaftlichen Journalistik betraut (die „Austria"), um sich „mit dem Volke, dessen Erwerbsthätigkeit das Handelsministerium schützen und fördern soll, in Verbindung zu setzen." Das Alles waren Dinge, die sich als absolut nothwendig aufdrängten und deren Nothwendigkeit zu erfassen, in Formeln zu bringen, sein Verdienst bildete. Die im Dezember 1849 erfolgte Erhebung in den österreichischen Freiherrnstand war die Belohnung, die der Monarch seinem bürgerlichen Minister dafür zu Theil werden ließ.

Schon der Bericht bezeichnete als die Hauptaufgabe des Handelsministeriums „die gänzliche Umgestaltung der gesetzlichen Einrichtungen in Bezug auf Handel und Gewerbe und eine stete, den gesteigerten Bedürfnissen entsprechende Fortbildung der auf die Entwickelung des Verkehres so mächtig einwirkenden Kommunikationsmittel." Die Thätigkeit Bruck's richtete sich in der That darauf mit aller Energie, und trotz Krieg und Unruhen wurde der Bau der Staatsbahnen rüstig fortgeführt, immer im Hinblick auf die großen Welthandelslinien, so wie auf die Verbindung mit den östlichen ackerbautreibenden Provinzen der Mo-

narchie. Die Semmeringbahn, einer der kunstvollsten und kostbarsten Eisenwege, war sein Lieblingsgedanke, da Oesterreich „zu theuer die Blüthe seines einzigen Hafens nicht erkaufen könne." Landstraßenbau, die Regulirung der Flußschifffahrt, Förderung der Flußschifffahrt durch Verträge, Telegraphennetze, Verbesserung der Eisenbahnwagons umfaßte seine Thätigkeit mit gleichem Eifer, und das neue, stattlichere Ansehen, welches Oesterreich dadurch in fast zu kurzer Zeit als Kulturstaat erhielt, entsprach auch dem inneren Fond. Das drängende Leben floß in die neugeschaffenen Abzugskanäle; das Blut, bisher stockend, verjüngte sich durch die ermöglichte schnellere und leichtere Cirkulation; die Industrie erwachte und setzte zu höherem Fluge an; der Handel nahm andere Verhältnisse auf und, sonst meist binnenartig, streckte er nun seine Hand über die Grenzen des Reichs und über's Meer. Ein ausschließliches Verdienst Bruck's ist ferner die Postreform, die Reorganisirung und Vermehrung der Handels- und Gewerbekammern, ebenso die Ausbildung des österreichischen, ja man kann sagen deutschen Konsularwesens zu einer sonst ungekannten Höhe. In Allem zeigte sich der Mann von Erfahrung und Sachkenntniß, der den günstigen Wind benutzte, die tiefgehenden,

von jedem unbefangenen Auge längst als nöthig und dringlich erkannten Reformen durchzuführen.

Die Reform des Zollwesens hing so innig mit der Hebung des inländischen Verkehrs und des materiellen Lebens zusammen, daß ohne sie alles bisher Geleistete fast werthlos war. Das Prohibitivsystem war ein Glied des altösterreichischen Systems; die Ruhe als die erste Bürgerpflicht fand dabei auch auf den Handel seine Anwendung. Es paßte dies weder in das neue Oesterreich hinein, noch war es überhaupt länger zu erhalten, ohne den Staat zum gänzlichen Ruin zu führen. Die Monopole und chinesische Absperrung waren die Ursache der Bereicherung Einzelner und der Verarmung des Volkes wie des Staates gewesen, jenes außerordentlichen Zurückbleibens der österreichischen Fabrikation in fast allen Zweigen, welche nur noch durch die gewaltigsten Anstrengungen und vermittelst des Ansporns freier Konkurrenz die Höhe der Bedürfnisse und Ansprüche zu erreichen vermag, wobei es allerdings ohne schweren Schaden der bestehenden Etablissements nicht abgehen kann. Ein gewisser Schutz der inländischen Fabrikate mußte und wird deshalb für einige Zeit noch eine eiserne Nothwendigkeit sein.

Bruck nahm bei der Reform des Zollwesens die momentane Schädigung der heimischen Industrie wenig in Betracht; er steuerte auf die große Idee los, und hätte sie vielleicht realisirt, wenn die Gewalt der Umstände nicht selbst die Dämme aufgeworfen hätte, welche die stürmische Fluth einer überstürzten Reform etwas brachen. „Man hat von mir verlangt," äußerte er einmal gelegentlich, „ich soll eine rein österreichische Handelspolitik verfolgen; wo bleibe ich dann aber mit Böhmen? Böhmen gehört der Nordsee an!" Es war dies allerdings eine sehr richtige Ansicht und wohl in Betracht zu ziehen als ein Beweis, auf welchen Bahnen sich die Handelspolitik Neu-Oesterreichs im Gegensatz zu dem quieszirenden System der vormärzlichen Umfriedung bewegte.

Hand in Hand mit dem neu-österreichischen System, insofern dessen Grundzüge als solches gelten können, ging die Centralisation des inländischen Handels, die Einheit im Zollwesen. So fiel die ungarische Zwischenzolllinie, welche Oesterreich bisher in zwei ungleiche Hälften getheilt hatte. So kam endlich trotz aller Kämpfe und Vorstellungen der Industriellen 1851 die Tarifreform zu Stande, welche das erste Uebergangsstadium zu einer Zolleinigung mit Deutschland und

dem Zollvereine bilden konnte. Denn darauf gingen alle Pläne Bruck's, und zwar aus natürlichen Gründen, hinaus.

Den Anschluß an Deutschland, mit dem man schon durch politische Bande verknüpft war, auch in kommerzieller Beziehung zu Stande zu bringen, war eine absolute Lebensfrage für Oesterreich: die Steigerung seiner Volkswirthschaft hatte sonst einen nur untergeordneten Werth. Wie schroff auch die Interessen beider Staaten sich entgegen standen und wohl fast immer sich entgegenstehen werden, die der Völker sind fast harmonisch zu nennen, und dort wie hier erkennt man die Vortheile eines innig verbundenen Handelslebens. Schon Metternich, der Staatsmann der alten Schule, hatte darauf mit einem kaum glaublichen Eifer sein Augenmerk gerichtet; seit 1841 hatte er im Verein mit dem Freiherrn von Kübeck den Anschluß an den Zollverein und eine dazu vorher nothwendige Tarifreform der Zölle zu einer Frage der Staatskonferenz gemacht, welche die genauesten Erörterungen und heftigsten Debatten hervorrief. Der Fürst-Staatskanzler, und dies ist ein auch für die Bruck'schen Ideen wohl zu beachtender Umstand, hatte nicht allein die Idee, Oesterreich in den preußisch-deutschen Zollverein zu

bringen, er trug sich sogar mit dem kühnen Plan eines mitteleuropäischen Handelssystems unter Oesterreichs Führung, dem die italienischen Staaten, Deutschland, Belgien und Holland, vielleicht auch Dänemark angehören sollten. Von alledem war ihm nichts zu realisiren möglich, nicht einmal die Zolltarifreform in dem vorgenommenen Sinne. Das Prohibitivsystem, in das Metternich gern eine Bresche geschossen hätte, wurde in dem vormärzlichen Tarif aus vielerlei Gründen beibehalten.

Die meisten dieser Gründe waren durch die Revolution beseitigt; die Aufhebung der ungarischen Zolllinien und besonders noch die Erkenntniß der meisten Industriellen, daß ein Anschluß an Deutschland Noth thue, ermöglichten dem Staatsmann Neu-Oesterreichs, dem Freiherrn von Bruck, auszuführen, was sein erlauchter Vorgänger umsonst erstrebt hatte. Die bedeutendsten der Vorarbeiten fanden sich überdies schon fertig in den Akten vor; das frühere, durch die Stagnation des inländischen Wirthschaftslebens bewirkte, kleinliche, philiströse Krämerleben Oesterreichs, welches den großen Naturreichthum unbenutzt, das Volk kapitalarm ließ, war in Folge der Entfesselung des Verkehrs, der Eröffnung neuer, großer Absatzwege zu höherem Auf-

schwung getrieben worden. Ein neues Leben wehte durch das Volk, und von ihm getrieben, konnte Bruck die Tarifreform wie die Handelseinigung mit Deutschland wohl in's Leben bringen.

Zwei Druckschriften Bruck's bildeten die Grundzüge seines Planes, auf dessen eigentliche Wurzeln wir hingewiesen haben. Die wichtigste von diesen Denkschriften ist die zweite, vom 30. Mai 1850. Sie entwirft in vierzehn Paragraphen die Grundzüge einer Konstitution für einen künftigen großen deutschen Handelsverband, deren Unrealisirbarkeit damals dem Reform-Minister nicht in die Augen springen mochte. Das Hauptmoment derselben ist, daß die gesammte Leitung der wirthschaftlichen Angelegenheiten der Bundesgewalt (!) als dem Centralorgan übertragen werden soll; dieser allein steht die Regelung der Ein- und Ausfuhr- und Durchgangszölle zu; sie hat Handelskonsuln im Auslande zu bestellen, mit der Verpflichtung „die Angehörigen aller deutschen Staaten ohne Unterschied zu schützen und Verkehrsinteressen zu wahren." Sie ist ferner ausschließlich befugt, mit fremden Staaten Handels-Schifffahrtsverträge, welche den ganzen Bund umfassen, abzuschließen; die von den Einzelstaaten mit fremden Ländern etwa einzugehenden Verträge dürfen

denen des Bundes nicht widersprechen; sie überwacht ferner den Handel im Inneren, so wie auch nach Außen, sie hat die Oberaufsicht über die Schifffahrt, und so weiter. Der Reinertrag der gemeinschaftlichen Zölle und Abgaben soll zwar, wie bisher im Zollverein, unter die zollvereinten Staaten vertheilt werden, jedoch erst nachdem die durch die Bundesgewalt auszuschreibenden Matrikularbeiträge der Einzelstaaten aus den Zolleinkünften vorweg entnommen worden sind. Aus diesen Matrikularbeiträgen könne die Flotte gebildet werden. — Ferner: der Bundesgewalt soll ein Bundesrath für Handel und Schifffahrt zur Seite stehen, der aus einem großen Rath und aus einem permanenten Ausschuß gebildet wäre. Diese Körperschaften sollten „zum größten Theil“ aus den Vertretern der gewerblichen Interessen hervorgehen; ihre Zahl für jeden Staat hätte sich nach der handelspolitischen Wichtigkeit desselben abzumessen. Endlich sollte die Bundesgewalt noch ihr Handelsamt (ähnlich dem englischen Board of Council for Trade) als Oberaufsichtsbehörde für Handel-, See- und Flußschifffahrt, Verkehr, Privilegien, Patente, Münz-, Maaß- und Gewichtswesen, Auswanderung, Kolonisation, besitzen, ebenso ein statistisches Bureau.

Aus dieser Denkschrift heben wir noch folgende Stellen hervor, welche einen Einblick in die Grundsätze Bruck's thun lassen. Als den wichtigsten Schritt zu der politischen Einigung Oesterreichs und Deutschlands, „gebaut nicht auf die Oberherrlichkeit dieses oder jenes Staates, sondern auf die organische Einheit der Interessen," betrachtet die Denkschrift, wie schon erwähnt, die Zolleinigung. „Ein deutscher politischer Verein," heißt es darin „muß in unserer Zeit auch zum Zollverein werden, und umgekehrt, oder das Eine wie das Andere bleibt eine Unwahrheit, eine Täuschung; der Zerklüftung Deutschlands, in materiellen wie politischen Anliegen wird nicht abgeholfen und die Zerwühlung der gesellschaftlichen Zustände dauert fort." Der Zollverein wie Oesterreich seien bisher nicht in der Lage gewesen, eine selbständige Handelspolitik zu führen. „Erst der ganz Deutschland und Oesterreich umspannende Verein wird nicht bloß die Elbe, Weser Ems, Oder ungetheilt und ganz sein nennen, er wird auch die Adria, die Nord- und Ostsee umschließen." Aehnlich wie Metternich sich das mitteleuropäische Handelssystem dachte, entwirft dann Bruck in Hauptzügen seinen Gedanken zu einem mitteleuropäischen Handelsbund, der Italien, Holland, Belgien und Dänemark

umfasse, „den völligen Anschluß dieser Länder an das diesseitige Handels- und Schifffahrtssystem zu beiderseitigem Vortheile nach allen Kräften fördere.“ — „Wer kann heute noch läugnen,“ meint ferner die Denkschrift, „daß in der Vereinigung aller volkswirthschaftlichen Anliegen, daß in dem Gewinne eines großen, durch keinerlei Schranken verkümmerten Handelsgebiets eine Fülle von Kraft und eine Gewähr der Ordnung und Befriedigung gegeben wäre, wodurch die Verläugnung des einen oder anderen Sondervortheils mehr als aufgewogen würde? Oder ist es nicht wahr, daß heute, wo auf den Weltmärkten die Nationen sich mit einander messen, auch die größte Thätigkeit des Einzelnen nicht mehr das Zusammenwirken des Ganzen, nicht die handelspolitische Größe der Nation ersetzen kann? ... Ist es nicht wahr, daß eine vom Gemeingefühle getragene, die Gesammtanliegen umfassende, zur Ehre und Macht der Nation geleitete Politik alle schlummernden Kräfte zur Thätigkeit aufruft und alle Unternehmungstriebe in den Menschen weckt, während Zersplitterung jenen Kräften den Spielraum nimmt und diese Triebe abstumpft?“

Es war das neu-österreichische System der Centralisation, welches Bruck hiermit als die absolute

Basis seiner Handelspolitik feierte, als das Mittel zur Macht und Größe Oesterreichs anerkannte. Es war zugleich eine Mahnung zur Einigung Deutschlands, vorerst zur Verschmelzung der materiellen Interessen der verschiedenen „Scherbennationen," um einen List'schen Ausdruck zu gebrauchen. Wie wenig die Mahnung des österreichischen Handelsministers damals mit den Ereignissen Hand in Hand ging, konnte selbst einem Laienauge nicht verborgen bleiben.

Freiherr von Bruck hatte sich mit seiner Politik unstreitig zu weit von der wieder zu Kräften gelangten „hohen" auswärtigen entfernt; unmerklich war der Zwiespalt ins Kabinet gekommen und das mächtige Handelsministerium wurde lästig, paßte auch nicht recht mehr in die Situation hinein. So legte Bruck in dem Augenblicke, wo er die Vorbereitungen zu seinem Werk der Zolleinigung mit Deutschland beendigt hatte, seine Stelle nieder und trat, im Mai 1851, wieder in sein Amt als Direktor des Lloyd zurück.

Bei alledem blieb Bruck der österreichischen Regierung ein werthvoller Mann: sein persönlicher Kredit war außerordentlich, das Vertrauen zu seiner Fähigkeit grenzte an Popularität und allgemein galt er als Personifikation einer gesunden Handelspolitik und

Volkswirthschaft von liberalen Grundsätzen. Auch war er als der Schöpfer der angebahnten Handelsreform der einzige geeignete Mann, sie zum Austrag zu bringen, und für den Zeitpunkt, wo man an Stelle des politischen Apparats die versöhnlichere Diplomatie der Unterhandlungen wieder spielen lassen konnte, hielt man den ins Privatleben zurückgegangenen Minister bereit. Ehe es so weit kam, fand indessen noch ein harter Kampf statt. Preußen, grollend über seine Niederlage in der deutschen Politik und den Schlag von Olmütz nicht verwindend, wollte Oesterreich den neuen Triumph nicht feiern lassen und hatte alles Eingehen auf die Bruck'schen Anträge abgelehnt. Als Bruck seinen Abschied nahm, war ihm zur Realisirung seiner kühnen Idee nicht mehr gelungen, wie in der Zollkonferenz zu Wiesbaden, am 1. Mai 1851, die Geneigtheit der süddeutschen Regierungen zu erwerben. Dagegen hatte Preußen versucht, seinen Zollverein enger zu schließen, ja es gelang ihm sogar, Hannover zum Eintritt in denselben zu bestimmen und so faktisch die Spitze eines großen deutschen Handelssystems zu bilden, welches den Ausschluß Oesterreichs als Lebensfrage ansah. In Anbetracht dieses Widerstandes griff das Wiener Kabinet zu den Mitteln, die in der

kurhessischen wie in der schleswig-holsteinischen Sache so gute Dienste geleistet: es bot nachdrücklich seinen Einfluß auf und setzte es durch, daß am 2. Januar 1852 in Wien eine Zollkonferenz sämmtlicher deutscher Staaten zusammentrat, und zwar, nachdem Preußen die Betheiligung abgelehnt, ohne Preußen. In dieser Konferenz wurde auf der Grundlage der Bruck'schen Entwürfe ein Zoll- und Handelsvertrag, so wie ein Zollvereinigungsvertrag mit Oesterreich berathen und vereinbart, ebenso gelang es dem Wiener Kabinet, um nöthigenfalls den Zollverein zu sprengen, Baiern, Sachsen, Württemberg nebst Baden, Nassau und den beiden Hessen zu bestimmen, sich, nachdem Oestereich für alle Fälle ihre Zolleinnahme garantirt hatte, gegenseitig zu verpflichten, keinen neuen Zollvereinsvertrag abzuschließen, bevor nicht Preußen in Verhandlungen mit Oesterreich über die Wiener Konferenzentwürfe getreten sei. Auch jetzt noch, nachdem es sich fast isolirt sah, blieb Preußen in seiner hartnäckigen Ungefügigkeit, und so schien denn nicht allein der Zollverein, als die einzige, von Preußen mühsam errungene deutsche Zolleinheit, ernstlich gefährdet, eine unheilvolle Zerrissenheit Deutschlands drohte auch abermals auf lange hinaus den Frieden zu stören.

So weit wollte man es denn doch nicht kommen lassen, besonders da eine Absonderung der einzelnen Zollstaaten, eine Vernichtung der schon angebahnten Einheit auf diesem Gebiete, ja gar nicht in der Absicht gelegen und am allerwenigsten dem Bruck'schen Ideale eines einheitlichen deutschen, auf einen großen mitteleuropäischen Handelsstaat prosperirenden Zollvereins entsprechen konnte. Aus diesem Grunde trat man entgegenkommender in direkte Verhandlungen mit dem Berliner Kabinet ein, und zwar wurde Bruck nach Berlin gesandt. Es gelang ihm in der That, Preußen nachgiebig zu machen, so daß am 19. Februar 1853 der Zoll- und Handelsvertrag zum Theil eine Kopie des Wiener Entwurfs, abgeschlossen ward. Bald darauf traten sämmtliche Staaten des Zoll- und Steuervereins diesem Vertrage bei, der auf zwölf Jahre lief und schon 1860 einer Prüfung über spätere völlige Zolleinigung unterliegen sollte, so daß diese Frage nächstens wieder auf die Tagesordnung kommen dürfte. Nun war der Grundstein jenes Planes gelegt, den Bruck in der Denkschrift von 1850 in so großartigen Zügen entfaltet hatte.

Diese Beweise seiner diplomatischen Begabung, die in der That nicht gering zu schätzen war, bewirkten

es, daß ihn die Regierung mit der, im Angesicht der sich erhebenden orientalischen Wirren, wichtigen Stellung eines Nuntius bei der Hohen Pforte betraute. Im Juni 1853 reiste Bruck nach Konstantinopel; es gelang ihm, das gestörte freundliche Einvernehmen der Türkei mit Oesterreich wieder herzustellen und den Abschluß der Konvention bezüglich der Besetzung der Donaufürstenthümer durch österreichische Truppen zu erwirken, wodurch die Kräfte Rußlands in so bedeutender Weise gelähmt wurden.

Noch während des orientalischen Krieges im März 1855, berief der Kaiser indessen Bruck wieder in's Ministerium; die Noth auf dem Gebiete der Finanzen zwang dazu, einen Mann mit diesem Portefeuille zu betrauen, dessen erfinderischer Geist reiche Hilfsquellen verhieß und dessen Kredit beim Publikum der Sache, die er regeln sollte, selbst zu Gute kam. Im März 1855 trat Bruck diese Stellung an, und er behielt sie bis zu seinem Tode.

Unter den theils noch schwebenden Verhältnissen ist es eine schwierige und peinliche Aufgabe, diese so reiche und tiefgreifende Wirksamkeit Brucks klar zu schildern. Schwierig ist sie, weil die meisten Maßregeln, die der Finanzminister ergriffen, noch fortwirken, seine Thätig-

keit in ihren Folgen noch lange keinen Abschluß gefunden hat, der eine eigentliche Genesis zuläßt und den Logos der Geschichte unverhüllt bietet. Peinlich ist die Aufgabe, weil persönliche Interessen leicht mit rein sachlichen vermischt werden können, und bei allem Recht, welches der Publizität zusteht, eine öffentliche Person vor ihr Forum zu ziehen, dennoch das jähe Geschick eines Menschen unwillkürlich bestechend auf die Meinung über ihn einwirkt. „Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder!“ — Wie leicht, daß die Unumwundenheit des Urtheils in solchen Fällen, wie der vorliegende, Andersdenkende zu solchem Gedanken bringt! Und doch wieder kann die bloße Aufzählung der Thaten nichts heißen, wenn es sich um die Bildung eines Urtheils handeln soll. Die Menge der Thaten bedeutet gar nichts, nur deren Gehalt und Wesen und Tragweite; bei einem Staatsmann überdies kommt als erster Factor noch die Geschichte des Landes hinzu, die sich aus seinen Handlungen mit gebildet hat. Das wohlfeile Hinweisen und Vertrösten auf die Gerechtigkeit der Zukunft ist hier nicht am Platze, am wenigsten bei einem Finanzminister, wo die lebende Gegenwart in Zahlen unverkennbarer spricht. Wenn wir uns deshalb auch jeder eigentlichen, zu weit führenden

Schilderung der durch Bruck bewirkten Finanzzustände Oesterreichs hier enthalten, so vermeinen wir doch damit nicht, uns der Skizzirung seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete zu begeben. Es wäre dann ein absolut unvollständiges Bild des todten Staatsmannes.

Vor allen Dingen ist es sehr zu berücksichtigen, daß die Verhältnisse, unter denen Bruck das Portefeuille der Finanzen übernahm, die allerungünstigsten waren. Sie lagen schwer krank darnieder, die Finanzen Oesterreichs, und es war die eigentliche Aufgabe sie zu heilen, ihnen die Gesundheit zurückzugeben. Von einem Experimentiren mit dem todtkranken Körper war keine Rettung zu erwarten. Das Nationalanlehen hatte die Steuerkraft Oesterreichs auf's höchste angespannt, ansehnliche Strecken der vom Handelsminister Bruck mit so ungeheurem Kostenaufwand gebauten Bahnen und ein Komplex von Staatsgütern fand der Finanzminister für einen verhältnißmäßig geringen Preis von 80 Millionen Gulden an eine fremde Gesellschaft verkauft; der Kredit des Staates war tief erschüttert, das Papiergeld überfluthete das Land; Mißtrauen, Kalamität und Stockung alles Handels und aller Industrie überall. Es gehörte ein unendliches Selbstvertrauen dazu, das Bewußtsein einer ge-

waltigen Fähigkeit, unter solchen Umständen das müh=selige Amt zu übernehmen und den persönlichen Kredit damit zu verpfänden.

Möglich, daß gerade die Trostlosigkeit der Lage, die außerordentliche Schwierigkeit, aus den Klippen hinaus in's offene Meer zu schiffen, Bruck's Ehrgeiz aufreizte. Sein Erfolg als Handelsminister stärkte sein Vertrauen zu sich selbst, und indem er sich wohl nicht verhehlte, daß die Umstände seinen Reformen als Handelsminister gewaltig zu Hülfe gekommen waren, glaubte er sich jetzt erst an seinem richtigen Platz zu finden, um das Nervensystem Oesterreichs, die Finanzen, gesund zu machen. Sein Ehrgeiz war zwiefach erklärlich, denn bei der innigen Verflechtung der Interessen des Handels und der Gewerbe, die er früher gefördert, mit den Finanzverhältnissen des Staates, war eine Regelung dieser erst die Vollendung der Lösung seiner Aufgabe.

Nichts selbstverständlicher, als daß die Grundzüge des Systems, welches Bruck für die Handelsinteressen Oesterreichs aufgestellt hatte, und dessen Harmonie mit dem politischen System zweifellos war, nun sofort auch zur Klärung und Förderung der bisher planlos verwalteten Finanzen adoptirt ward. Diese Einheit der

Politik auf allen Gebieten mußte die Macht der Interessen vermehren, der feste Schluß und die enge Gliederung das Erlahmen eines einzelnen Gliedes alsdann verhindern. Die Schwierigkeit bestand also nur darin, den Anschluß des Finanzsystems an das allgemeine neu-österreichische zu bewirken.

Mit dem rührigen Eifer, den Bruck besaß, wenn er die Idee zu seinen Plänen klar im Kopfe trug, wie immer entschlossen, gerade auf das Ziel zu steuern unbeirrt um Einzelner Interessen die Rettung des Ganzen im Auge zu behalten, machte er sich sonach an die Lösung des schwierigsten Theils seiner Aufgabe. Die innige Anschließung an Deutschland, von wo man gewissermaßen den Sauerstoff zur Reinigung des Blutes herleiten mußte, das strenge Festhalten an dem das deutsche Element begünstigenden Centralisationsprincip — das waren die beiden Tendenzen, in welche Bruck alle Interessen der Finanzpolitik vereinigen wollte.

Ohne den Vehikel fester Valuten war das Ziel unter allen Umständen nicht zu erreichen. Die erste Sorge des Finanzministers mußte sein, dem schwankenden Cours der Staatspapiere zu steuern, indem man die Solvenz des Staates wiederherstellte. Die Sol-

venz des Staates war aber identisch mit der Baarzahlung der Nationalbank, welche im Grunde nie mehr als ein issue departement des Aerars bildete, bloß den Bankier des Staates vorstellte. Ihre Noten waren das Papiergeld im Verkehr, ihr Kredit hing mit dem Oesterreichs zusammen: konnte er der Art gehoben werden, daß die Banknoten den bestimmten Werth, den sie haben sollten, bekamen, so war der Staat im Augenblick mit aus seiner Kalamität, die Verbindung mit Deutschland gestaltete sich ergiebiger, brachte vielleicht, mindestens in einiger Zeit, fremdes Silber in's Land, und dadurch allein konnte dem größten Gebrechen Oesterreichs abgeholfen werden. Denn das ist der Kern des Uebels, daß Oesterreich sein kaum ausreichendes Silber theilweis ausführen muß, dagegen fast gar nichts von außerhalb hereinfließt.

Bruck versuchte die Schuld des Staates an die Bank zu decken — für die Noten, die sie dem Staate zu Gunsten emittirt, Werth zu hinterlegen. Ein Theil dieser Schuld sollte auch fernerhin nach dem bestehenden Modus getilgt, ein anderer durch die Nationalsubskriptionen gedeckt, und ein dritter durch die Ueberlassung von Staatsgütern im Werthe von 155 Millionen an die Bank fundirt werden; eine neue Emission

von Bankaktien im Betrage von 20 Millionen Gulden sollte den Silbervorrath der Bank direkt vermehren.

Damit war im Grunde das Mögliche geleistet. Die Bank hatte Werth für ihr Papier. Und dennoch zeigte sich bald, daß die Solvenz des Instituts nicht möglich war, die Baarzahlung ohne Nachhalt sein mußte, so lange der Staat aus eigener Kraft heraus nicht die Deckung seiner Bedürfnisse erzielen konnte. Die Bank, das zeigte sich evident, konnte durch die Bürgschaft des Staats nicht allein zu Kredit kommen, da sie jeden Augenblick wieder zur Aushilfe der Staatsbedürfnisse herangezogen werden konnte. Ihre Selbstständigkeit war nicht bewiesen; außer den großen Wiener Bankiers hatte sie kaum Jemandem ihre Hilfe gewährt, um auf ihren Namen „Nationalbank" Anspruch erheben zu können.

Bruck suchte nun auch diesem Mangel abzuhelfen. Er gründete die Hypothekenbank, als einen Abzweig der Bank, in der Absicht, dadurch die landwirthschaftliche Produktion zu steigern. Die Absicht gelang nur zum Theil, da die Bank vornehmlich ihre eigenen Gutskäufer bedachte, bei der Bedürftigkeit des Grundbesitzes Oestereichs auch mit dem ungenügenden Fond wenig zu leisten vermochte. Ebenso verbreitete Bruck

eine Kette von Filialen über die Monarchie, und endlich errichtete er (6. November 1855) die Kreditanstalt für Handel und Gewerbe nach einem von Hübner entworfenen Plane. Auch dies Institut entsprach in Folge seiner Verbindung mit der nicht emanzipirten Nationalbank lange nicht den gehegten Erwartungen. Wo es aufhalf und Einzelnen scheinbar unter die Arme griff, geschah es unter Bedingungen, welche einen wirklichen Aufschwung der schwergedrückten Industrie unmöglich machten. Hier wie dort artete es in eine Bankiersautokratie aus, die ihren sicheren und starken Vortheil aus der Noth der Zeit und des Landes zog. Die Konzessionirung einer Menge von Eisenbahnen, welche Bruck begünstigte, sollte ein anderes Mittel zur Hebung des materiellen Wohlstandes, und damit zur Erhöhung der Staatseinnahmen, Gewinnung von Silber, bilden. Abermals täuschte das Resultat seine Hoffnung; denn wenn auch Einzelne durch die Bauten der Eisenbahnen gewannen, so wurde der Geldmarkt andererseits doch wieder mit noch mehr Papier beschwert, und bei der noch immer schwankenden Valuta wanderte österreichisches Silber mit der Vermehrung der Papiere auch in vermehrter Weise über die Grenzen der Monarchie.

Alle diese Täuschungen zeigten sich freilich momentan noch nicht; im Gegentheil erweckten die anscheinend sehr richtigen Maßregeln Vertrauen und Hoffnung; der Kredit stieg und mehr und mehr schwand das hohe Agio, ja es gelang endlich, die Valuta gänzlich wieder herzustellen. Die Zehnkreuzerscheine wurden aus dem Verkehr gezogen und eine Münzkonvention mit den deutschen Staaten war abgeschlossen worden, wonach Geld mit neuem Zinsfuß in Oesterreich eingeführt werden sollte. Mit dem 1. Januar 1859 sollte die Bank wieder jede ihr präsentirte Note in Silber auslösen — und kaum schien ein Zweifel möglich, daß nun das größte Kunststück der modernen Finanzpolitik gelungen sei. Bruck hatte schließlich noch durch den Verkauf der Südbahnen und dem sich aus der Einziehung der alten Banknoten ergebenden Gewinn die Silbervorräthe der Bank seiner Meinung nach in mehr als genügender Weise beschafft.

Gerade an demselben Neujahrstage, an welchem der faktische Beweis von der Gesundheit der österreichischen Finanzen geleistet werden sollte, erfolgte der bekannte Neujahrsgruß Napoleons an den Baron Hübner. Wie mit Zauberschlag war das kunstvolle Werk Brucks zerstört: der Kredit sank, das Agio stieg,

die Bank stellte ihre kaum aufgenommenen Baarzahlungen wieder ein. Die Aussicht auf einen Krieg war noch lange nicht sicher, als die Finanzzustände Oesterreichs bereits wieder in jenen trostlosen Zustand versetzt waren, in dem sie Herr von Bruck vorgefunden. Es war dies, so viel man auch auf Rechnung der politischen Verhältnisse, der Rüstungen, schieben möchte, doch gewiß auch ein Beweis, daß es mit der Rekonvalescens der Finanzen nicht bedeutend bestellt war, wenn ein Windstoß das ganze Gebäude mühsamster Arbeit, furchtbarer Anstrengungen und Kosten über den Haufen werfen konnte.

In der That, Bruck hatte sein Ziel nicht erreicht; nach einem dornenvollen Wege sah er sich endlich wieder an dem Ausgangspunkt seiner Thätigkeit und konnte sich der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, er habe ein kostbares Experiment ohne Nutzen gemacht. Von diesem Momente brach auch sein Selbstvertrauen, die eigene Täuschung über seine Kraft hielt diese sanguinische Natur nicht mehr in Spannkraft, der Ehrgeiz für Radikalkuren starb ab. Der Ausbruch des italienischen Krieges machte ihn vollends verwirrt; das Londoner Anlehen bewies ihm, daß er Oesterreich keinen Deut Kredit im Auslande mehr verschafft hatte

— so gab er muthlos und gebrochen Alles hin, was er in vier Jahren durch schwere Opfer des Landes dem Staate für den Aufbau seines Finanzsystems erworben hatte, er gab es hin, wissend, daß es das Letzte war, was er gab. So folgten die niederdrückendsten Manipulationen, die Autorisation der Bank zu einer Notenausgabe von 133 Millionen Gulden, die Suspension der Baareinlösung der Koupons aus dem Nationalanlehen.

Und dennoch war es bis hierher nur menschlicher Irrthum und Unglück gewesen, welches Bruck um den Lohn seiner Mühe gebracht. Noch immer stand er da als der Mann redlichsten Wollens, der nach Kräften geleistet. Nach dem Frieden von Villafranka war es schon anders. Das Geständniß im Augenblick der Noth 111 Millionen Nationalanlehen über den gesetzlich bestimmmten Betrag von 500 Millionen ausgegeben zu haben, tangirte scharf seinen persönlichen Kredit, und der Name Bruck war nicht mehr in den Augen Aller ein fester Schild. Der Moment, wo aller Ehrgeiz schweigen muß, die verlockendste Aussicht nicht mehr bestechen darf, die kühnste Phantasie nicht mehr über den persönlichen Einsatz beruhigen kann, war vorbei: über die Niederlage seiner Politik und

mehr als dies, über einen Fehler hinaus, pflanzte sich das Ministerium Bruck fort, ohne daß es doch annehmen konnte, den Kredit wieder zum Gehilfen zu finden, den es bis vor dem Kriege gehabt.

Es kann dieser Umstand Herrn von Bruck nicht entgangen sein, und sicherlich hat das eigene Gefühl ihm das Amt zu einer Last gemacht, die abzuschütteln nun nicht mehr möglich, im entscheidenden Augenblicke nicht geschehen war. Die Unhaltbarkeit seines Systems hatte sich ihm aufgedrängt, und so glaubte er es nun mit dem entgegengesetzten versuchen zu müssen, die Decentralisation an Stelle der bisherigen Centralisation zu erproben. Es konnte nur eine schwache Hoffnung in ihm leben, die Neuordnung der Finanzen daraufhin zu Stande zu bringen, und jedenfalls vermißt man in der letzten Periode der Thätigkeit Brucks die Energie, welche sich ihres Zieles bewußt ist. Seine Kunst erschöpfte sich in Anstrengungen und begann mehr und mehr den Experimenten Law's zu ähneln; überall kennzeichnete sich der Drang, nur über die Krisis des Augenblicks hinfort zu kommen und die immer gewagteren Mittel durch gleichzeitigen Erlaß tief eingreifender und fortschritthuldigender Gesetze, wie besonders das Gewerbegesetz, zu maskiren. Kein fester

Boden war mehr unter seinen Füßen, und er fühlte, wie er sank, vergebens sich abmühte, die alte Stellung wieder zu gewinnen. Von Hoffnung bald, und bald von Sorge und Unruhe geschaukelt, die Beute eines aufreibenden Gemüthzustandes, so mahnte er zu Hoffen und Harren und vertröstete immer wieder auf die nächste Zukunft. Die Herstellung der Valuta war die Sisyphusarbeit, an der er zu Grunde ging: er kannte die Unmöglichkeit, das Ziel zu erreichen und festzuhalten, aber er versuchte das Glück gleichwohl und riß, um ein Loch zu füllen, ein anderes größeres, hoffend, daß ein guter Genius unvermuthet diesem verzweiflungsvollen Thun ein Ende machen werde. Er wußte, wo das Uebel saß, und daher setzte er noch alle ihm übrig gebliebene Macht ein, die Produktionskraft Oesterreichs zu steigern, Ersparungen im Staatshaushalte einzuführen, das Gleichgewicht in Einnahme und Ausgabe mit Energie zu erstreben. Er erkannte die Politik der Nationalbank, der an der Solvenzherstellung wenig gelegen sein konnte, da sie die Dividende ihrer Aktionäre verringerte, und er zeigte sich entschlossen, die Obsorge für die Finanzen des Staates nicht mehr von der Begünstigung der Bank abhängig zu machen — vielleicht, daß das neue Lotterieanlehen, womit er die

Staatsschuld an die Bank abzahlen wollte, ihm eine größere Freiheit ihr gegenüber verschaffen sollte. Das Mißlingen dieses Anlehens war daher ein doppelter Schlag für ihn, es gab vor Allem den Beweis, daß das Vertrauen zu seinen Leistungen tief erschüttert war. Für einen Mann von so pointirtem Ehrgeiz, der gewissermaßen sein Alles eingesetzt, um das Staatsschiff flott zu machen, der sich nach dem Triumph seiner Schöpfungskraft nun in der Sackgasse der Hilflosigkeit sah, war damit ein nervöser Zustand bedingt, der bei dem ersten persönlichen Konflikt einen unheilvollen Ausbruch suchen konnte. — Das Geschick sandte ihm auch diese Versuchung, und er erlag ihr in jäher, erschütternder Weise.

So schloß sich in einem grellen Mißton ein Wirken und ein Leben, welches aus dem bürgerlichen Kleintreiben empor sich mit glücklicher Hand seinen Weg auf die höchste Stufe menschlicher Thätigkeit gebahnt hatte. Es war ein reiches, arbeitsvolles Leben, eines besseren Endes würdig; es war eine prachtvolle Volkskraft, die mit Selbstvertrauen und stolzem Lächeln aufstieg, um im hellen Sonnenlicht der hohen Region den Athem zu verlieren, den freien Blick geblendet einzubüßen, zu schwach zu weichen, in der Ahnung seines

Untergangs noch mit kalter Stirn und bangem Herzen ausharrend auf den Ruinen seines Schaffens, bis er unter ihnen begraben ward. Sein Andenken wird unverwischlich in Oesterreich sein, denn tief hat seine Hand hier Alles umgewühlt, schwere Wunden hat sie geschlagen, eine ungeheuere Gährung aller bisher erstarrten Kräfte hat er erzeugt, deren Intensivität nicht abzusehen ist. Der mächtige Anstoß, den er dem volkswirthschaftlichen Leben gegeben, war vielleicht die Rettung Oesterreichs, um es fähig zu machen, die Leiter der Kultur bis zu der Höhe anderer Staaten schnell erklimmen zu können: was aufgewühlt, wird vielleicht Kostbares zu Tage fördern, die Wunden werden heilen, aus der Gährung wird vielleicht ein herrliches Resultat erstehen — vielleicht, vielleicht, daß es Brucks Verdienst ist, Oesterreich gegen Stürme, welche die Zukunft birgt, gekräftigt zu haben.

Noch hat die Zeit ihren Lauf nicht vollbracht und die Bewegung, die Bruck emporgehoben, noch nicht ausgezittert — das neue Oesterreich ist noch jung und weich in seinen Gliedern. Für alle solche Umwandlungen von Staaten und Völkern erwählt sich die Geschichte ihre Instrumente, die sie nachher zu zerschmettern pflegt. Aber ohne Nothwendigkeit vollzieht

sich kein staatliches Geschick und auf der glatten Bahn schreitet kein gestaltender Geist. Und er gestaltet oft, indem man ihn zerstören sieht, und er ist unbewußt ein Missionair der Geschichte, wenn er auch mit seiner Weisheit zu Grunde geht.

General Benedek.

Die Maisonne Italiens strahlte hell und heiß herab, nicht um wie sonst die paradiesischen Reize der klassischen Halbinsel, ein friedliches Liebeleben und dolce far niente in den glühenden Hauch des Südens zu hüllen — aus war's mit sorgenlosem Kichern der Verliebten, im Schatten der Orangen ruhte sich kein friedlicher Wanderer, schwelgend im Aroma der italienischen Natur und in den Träumen ihres Torso; das Lied der Philomele klagte nicht, die goldenen Aehren des lombardischen Fruchtlandes lagen zertreten auf dem Boden; es zog kein Schnitter aus und keine schwarzäugige Dirne auf's Feld; kein froher Sang, kein paradiesisches Verträumen wonnevoller Herzenslaunen . . .

Krieg fegte mit dem eisernen Besen wieder einmal über den leichengedüngten, vom Blut der Krieger aller Völker gesättigten Boden der Lombardei. In den Wäldern von Orangen und Kastanien blitzten die Bajonette erbitterter Soldaten; durch die Felder, am stillen Hain vorbei, über die saftgrünen Wiesen zogen die Kanonen ihre breiten Räderfurchen; Reiterkolonnen wirbelten den Staub in die durchsonnte Luft; die Posten standen Wacht zum Tode — zur Liebe keiner; die Dörfer waren leer und wüst; die Städte umschlossen ein wildes Wogen und Treiben, über ihre Straßen fort lagen die Körper riesiger Barrikaden. Es ging der Mai von 1848 zu Ende und der Krieg entfaltete seine klirrenden, blutigen Schwingen.

Nach kurzer Rast und Stärkung im furchtbaren Festungsviereck von Verona, wohin der wilde Strom der Revolution und der sardinischen Heerschaaren zwei Monate früher die österreichischen Truppen getrieben, war der greise Radetzky mit seinen frischen Kolonnen aufgebrochen, die verlorene Provinz, das kostbare Juwel der longobardischen Krone, das herrliche Mailand wieder zu erobern. Und so rückten die Korps vor, los auf den Feind, der hinter furchtbaren Verschanzungen sie erwartete. Bei Curtatone begrüßten

die sardinischen Kanonenkugeln von den weitum sich hinstreckenden Verschanzungen herab die Truppen der Brigade des Obristen Benedek. Flugs ging's an den eisernen Strauß: hinunter nach dem See rückten ein paar Bataillone, um sich zur passenden Zeit auf die linke Flanke des Feindes zu werfen; nach Montanara hinab schwenkten die Corps von Clam und Reischach, um den rechten Flügel der doppelten Verschanzung der Sardinier zu schlagen. Im Centrum begann die Artillerie ihre Donnermusik und die Tirailleurs schwärmten aus, den Feind hervorzulocken.

Es war eine herrliche Maimusik und immer wildere Weisen ertönten. Weithin grollten die Linien von Kanonenschüssen und Salven: es schlug der Tambour an, rauschend fiel die Regimentsmusik ein — und marsch! marsch! vorwärts in Trab, mit gefälltem Bajonet, rückte der Benedek darauf mit seinem ungarischen Gyulai-Regiment, los auf die Schanzen vor Curtatone, unter einem wilden Hagel von Kugeln. Es raste das eiserne Geschoß in die Reihen und rottenweise sanken sie nieder — vergebens war der Sturm, vergeblich ein zweiter: von oben herunter zerschmetterte der Kartätschenhagel die Glieder der Bataillone.

Matt und müde und ergrimmt schnaubten sich die

Braven aus. Der linke Flügel des Feindes ist bereits geschlagen. Wie? Zum Teufel! soll das Centrum denn ewig den furchtbaren Anprall aushalten? Es rückt das Regiment Sigismund heran, um das erschöpfte Gyulairegiment abzulösen. Aber das leidet der Benedek nicht. Hat er zweimal umsonst losgestürmt, das drittemal soll den Feind sicher der Benedek holen. Und nun vorwärts zum dritten Sturm! Und wieder schlägt der Tambour, es rauscht die Musik, es dröhnen die Schüsse und der dicke Dampf umhüllt Alle — vorwärts geht's und über die Leichen fort vorwärts, hinauf auf die Schanze, hinein, und was drin ist, wird in die Pfanne gehauen! Nun können die frischen Truppen den fliehenden Feind verfolgen.

Benedek aber schwenkt hinüber, noch athemlos vom mühsamen Sieg, nach dem rechten Flügel bei Montanara, um auch dort die Entscheidung herbeizuführen. Er macht den Truppen, die sich seit ein paar Stunden schon mit den Schanzen vor Montanara abquälen, Luft und rückt seitwärts, um den Feind beim Fliehen abzufangen. Denn heraus muß er aus der festen Stellung und wenn er noch zehnmal mehr Kanonen aufführt. General Clam besorgt das Geschäft, er erobert Montanara und die Schanzen, der Feind flieht

auch hier und fällt zum Theil dem lauernden Benedek in die Hände — die Schlacht bei Curtatone war geschlagen, ein erster glänzender Sieg, bestrahlt von der Maisonne Italiens, richtete die Armee wieder auf: das größte Bollwerk der sardinischen Armee war genommen, und an den Fersen eines verwirrten Feindes geheftet, rückten die Sieger auf Mailand zu. —

Kein Jahr war verflossen als der Krieg von Neuem ausbrach. Noch einmal wollte der Sardenkönig, geschlagen mit seinem Heer und getäuscht in seinen Hoffnungen, das Glück der Waffen versuchen — wenn nicht mehr, doch die Ehre zu retten und das Leben zu verlieren. Die wächsernen Ikarusschwingen der italienischen Unabhängigkeit waren schnell unter der Sonnengluth vom Jahre 1848 geschmolzen: ein stolzer Flug noch, Italia! Entweder hoch in den Aether der Freiheit hinein, oder zu Tod getroffen, ausströmen das heiße Herzblut, verendend, auszuckend in Schmerz für immer!

So begann der neue Feldzug — ein glänzender Siegesmarsch von drei Tagen, drei Schlachten — Vegevano, Mortara, Novara. Er machte dem Krieg und der Revolution ein Ende, er zerschmetterte die letzten Hoffnungen des Königs von Piemont, der seine

Krone in Verzweiflung auf das Schlachtfeld warf, fliehend in den Tod hinein, zurücklassend den Erben, der über die Ruinen von seines Vaters Ehrgeiz auf den sardinischen Thron stieg, eine neue Hoffnung nur aus der Macht seines Unglücks und dem Schmerz seiner Niederlage mit fortnehmend! ....

Bei Mortara stand auch der Benedek. Er kam — es ward just Abend — an das Thor der Stadt an, als eben der Feind in Verwirrung durch die Straßen flüchtete. Ohne Besinnen setzte er mit einem Bataillone hinterher, zählte seine Feinde nicht, wußte nicht, wer ihm von den Seinigen in das Getümmel in der Stadt folge, wer von Feinden den Flüchtigen zu Hilfe komme. Drauf ging's und vor sich her fegte er die Piemontesen durch die Straßen der Stadt, bis an's jenseitige, nach Verzelli führende Thor. Da wirbeln plötzlich sardinische Trommeln hinter seinem Rücken; zwischen sich und den zurückgebliebenen Seinen sieht er ein paar piemontesische Bataillone mit Artillerie, die, vertrieben aus einem Kloster, vom General Lamarmora selbst gesammelt und der Stadt zu Hilfe geführt worden waren.

Es war eine kitzliche Lage, in der sich Benedek mit seinem dezimirten Bataillon befand. Packte ihn

der Feind an, war er rettungslos verloren. Zum Glück waren die Piemontesen noch in der größten Verwirrung und die schwarzen Fittiche der Nacht liehen vielleicht dem kühnen Obersten ihren täuschenden Schatten zur Rettung. Schnell wie der Blitz zuckte der glückliche Gedanke durch seinen Kopf. Er machte Kehrt mit seinem Bataillon, ließ es in losen, weiten Gliedern vorrücken, und so ging's gerade auf die Piemontesen los. Mit dem gehörigen Pathos forderte er sie nun auf, sich zu ergeben, widrigenfalls er mit seiner Macht sie kurz und klein schlagen werde — corpo di Bacco! Er habe hinter sich ein paar Regimenter — und seine Kerle machten inzwischen einen Lärm, als wenn eine ganze Armee von Teufeln mit ihnen sei. Die Piemontesen, schon von Schrecken besessen, entsetzten sich ob dieser Rede und glaubten in der That, sie seien ringsum von Oesterreichern eingeschlossen. So streckten sie denn die Waffen — 2000 Mann mit 66 Offizieren und sechs Kanonen, Pulverkarren, Wagen, Bagage und dem herrlichen Marstall des Herzogs von Savoyen, der drei Tage später bereits der neue König Piemonts sein sollte. Kaum daß Lamarmora selbst in der Dunkelheit sich vor der Gefangenschaft zu retten vermochte.

Es war dies eine entscheidende That gewesen und der Feind durch die Einnahme von Mortara seines strategischen Haltpunkts verlustig gegangen. Und der Benedek hatte den kühnen Streich gemacht. Er stand da, ohne Ritz und Wunde am Leibe, aber die Uniform durchlöchert, die Säbelscheide von Hieben und Kugeln malkraitirt, daß der Sarras nicht mehr hineinging — da, auf der Straße zwischen den Leichen und Röchelnden, stand der Bayard mit dem schönen Kopf, das Gesicht schweißbedeckt und pulvergeschwärzt, lächelnd über den fetten Fang, und dem Vater Radetzky und dem Erzherzog Albrecht je einen herrlichen Vollbluthengst aus dem weggenommenen Marstall des sardinischen Kronprinzen zum Geschenk machend. Ein paar Tage später, als Radetzky mit diesem Kronprinzen, der nun König war, eine Zusammenkunft hatte, um ihm den Frieden zu diktiren, gab er Victor Emanuel das ihm von Benedek geschenkte Pferd — das Lieblingsroß des Königs — mit Artigkeit zurück.

Und wieder gingen zehn Jahre in's Land, und wieder zog mit den Maiblüthen der Krieg über Italien. Es war der dritte Akt der Revolution von 1848. Der „Schmerzensschrei" Italiens tönte, seit zehn Jahren in der Brust verschlossen, gellender als je zuvor;

der König von Sardinien hatte sich gerüstet, die Scharte von Novara auszuwetzen und diesmal glücklicher die Blätter der Artischocke Lombardei zu verspeisen. Ueber den Mont-Cenis waren die Franzosen gekommen, Victor Emanuel zu helfen, „Italien frei bis zur Adria“ zu machen, mit frischer Gloire die Standarten und Adler zu schmücken, die Idee ihres Herrschers über die Alpen zu tragen. Die Schlacht bei Magenta war geschlagen, geschlagen die österreichische Armee, die hinter dem Mincio sich zum neuen Kampf um das Land der eisernen Krone aufstellte. Der Kaiser selbst hatte sich an die Spitze seines Heeres gestellt, Aug' in Aug' mit dem glücklichen Napoleoniden und dem Sardenkönig für sein Recht und seine Ehre zu fechten. Jacta est alea — entweder — oder! Hervor aus ihrem sicheren Lager brechen die gewaltigen Kolonnen der Oesterreicher, hier Schlick, der Reiter-General, dort auf die Piemontesen der grimme Benedek, zwischen Beiden der Kaiser und Heß. Weithin dehnt sich der furchtbare Kampf, eine ungeheuere Linie hüllt sich in Pulverdampf und in Staub — von Solferino herab schmettert das furchtbare Geschütz auf die stürmenden Franzosen; in den Ebenen, vom glühenden Hauch der Junisonne erfüllt, tobt der erbittertste Kampf

von zweimalhunderttausend Kriegern. Nichts rückt und weicht, nur im Centrum, bei Solferino wankt die österreichische Heermasse vor dem gewaltigen Anprall der Franzosen. Aber unten, weit voran, schlägt sich der Benedek; Schritt um Schritt drängt er die Sarden zurück; unaufhörlich führt er die Truppen auf deren Kolonnen, und mit jedem Stoß bricht die feindliche Linie dieses Flügels mehr und mehr auseinander. Nicht Ruh', nicht Rast — der Teufel soll nicht widerstehen! Und so saust er wieder hinein mit seinen Regimentern, überrennt die letzten, die noch fest stehen — er siegt, er siegt, und vorwärts dringt er mit Hurrahgeschrei, zusammenraffend, was er findet, um dem weichenden Feind vollends den Garaus zu machen...

Da sprengen die Adjutanten zu ihm heran, bleich, verstört, athemlos: es tönt das häßliche Signal der Retirade lang und herzdurchschneidend von Solferino herüber — das Centrum ist durchbrochen, die Oesterreicher drehen dem Feind den Rücken, die Franzosen dringen mit Ungestüm vor: es ist hohe Zeit, will der Leu nicht abgeschnitten werden!

Es rollt ein grimmiger Fluch über seine Lippen, seine Augenbrauen laufen auf der Stirn zusammen, schnell und wild wie zwei Schlangen. Er schnauft

die Adjutanten an: „Wer, zum Henker! kommandirt . . .“ Er setzt sich im Sattel zurecht, der Hornist hört mit heiliger Schockschwerenoth den Befehl, die verfluchte Retirade zu blasen. — „Daß sich Keiner muckst, ihr Leute, und Ordre parirt, sonst soll Euch . . .“ Und über das grimme Gesicht rollt eine Thräne — nichts weiter als ein Schweißtropfen, Herr Adjutant: der Benedek steckt schon den Sarras ein und reitet, wie hineingesunken in den Sattel, brütend und finster zurück. Nur komm' ihm Keiner zu nah; es liegt ein Donnerwetter in diesem Gesicht und Gnade dem, der den Blitz und das Wetter über'n Hals bekommt!

Das ist der Benedek. Er hat sein Schwert wacker geschwungen für Oesterreich, und Kopf wie Herz sind darüber nicht verloren worden. Seine Geistesgegenwart hat ihn immer gerettet, wenn ihn seine Kühnheit in Gefahr gebracht; ein strammer, heldiger Soldat von Kopf bis zu Fuß, eine Eisennatur und von eisernem Charakter, derb und offen, wie's dem Krieger ansteht, weiß er seine Pflicht zu thun, ganz und voll zu thun: aber der ritterliche Geist, die Seele, die beim braven Soldaten stets waltende Herzigkeit und Gerechtigkeit, die haben es bewirkt, daß seine Pflichterfüllung kein Grauen, sein Heldenmuth keinen Schrecken

erweckt. Ein Sohn Ungarns und aus dem Volk, ist Alles, was er ist, er selbst. Er trat mit achtzehn Jahren als Fähndrich in's Heer, ward mit zwanzig Jahren Unterlieutenant, 1831 Oberlieutenant, 1835 Hauptmann, 1840 Major. Ein Paar Jahre später führte er als Oberst den ersten Stoß gegen die galizische Bauernrevolution: er war so kräftig, daß er sie zum Tode niederwarf. Und so kam er nach Italien, sich Lorbeeren zu holen in drei Feldzügen, die Staffel des Ranges als Ritter des Maria Theresien-Ordens bis zum Feldzeugmeister zu ersteigen. Auch in den Kämpfen gegen die ungarische Revolution hat er seine Thätigkeit erprobt; er kam daher, als die Schlacht bei Novara in Italien den Frieden erzwungen, und schlug bei Komorn und bei Szegedin.

Aus der Schule Radetzky's, als dessen rechte Hand er zuletzt galt, ist er einer der intelligentesten und glücklichsten Offiziere. Ein Taktiker und ein Praktiker, hat er sich am Kartentisch im Planemachen und im Felde beim Dreinschlagen bewährt. Klar und bündig, ohne Künstelei und mit dem gesunden Verstand, der sich schämt in der bestechenden Toga geheimnißvoller Gelehrsamkeit sein frisches gerades Wesen zu verhüllen, so hat er gedacht und so hat er gehandelt: vorsichtig,

aber einfach waren seine Pläne, die er im Generalstab Radetzky's machte, kühn und schlau seine Manövres, die er im Feuer ausführte. Ein Kriegsmann, der keinen Spaß versteht, wenn sich's um Ernst handelt; der den Soldaten in Respekt zu erhalten, aber auch wie ein Vater für ihn zu sorgen weiß; ein Mann, der Firlefanzereien und Schnickschnack nicht verträgt und das Raisonniren, das Mucksen und Drucksen nicht ausstehen kann, und dem das Dienstreglement das Evangelium ersetzt; ein toleranter Herr, der sich's gut denken kann, daß alle Menschen nicht einen Glauben und nicht eine Meinung haben, nicht alle über einen Kamm zu scheeren sind, und daß ein Anderer mit gleichem Recht auch anders fühlen und denken kann wie er — das ist der Feldzeugmeister Benedek. Ein, jovialer Zug, etwas mehr Bürgerlichkeit und Achtung vor dem Rock des Bürgers, und das Portrait eines der verdientesten und ehrenhaftesten Soldaten hätte auch jenen Lustre, der so berauschend auf die Sympathien des Volkes wirkt, welche in Zeiten der Noth die Kluft schnell ausfüllen, die der Tick des exklusiven Soldatengeistes in den friedlichen Tagen des übermüthigen Gamaschendienstes zu reißen pflegt.

III.

Literarische Aquarellen.

III.

Literarische Aquarellen.

Die Serapionsbrüder.

Unstreitig nahm Berlin im ersten Viertel dieses Jahrhunderts bei weitem mehr die Stelle eines Mittelpunktes alles geistigen Lebens in Deutschland ein, denn heut zu Tage, ohne daß hieraus auf einen intellektuellen Verfall der preußischen Hauptstadt geschlossen werden dürfte. Der Grund davon und von der Erscheinung, daß es heut überhaupt eigentliche Metropolen der deutschen Literatur nicht mehr giebt, liegt in dem erfreulichen Aufschwunge unseres geistigen Lebens, in dessen Verallgemeinerung und Intensivität. Es bedarf keiner Pflege mehr in eng geschlossenen Räumen wie früher, als es aristokratisch, exklusiv und noch jung war. Ganz Deutschland hat heut ein frisch blühendes Geistes- und Literaturleben. Während sonst Weimar

und dann Berlin die Meßkastädte bildeten, zu denen wandern mußte, wer zur Republik der Schriftsteller und der Gebildeten überhaupt gehörte, haben beide heut diesen Nimbus verloren; die Sonnen sind ausgelöscht, weil überall Licht ist; die Centralpunkte der Literatur bestehen nicht mehr, weil es eine deutsche Nationalliteratur giebt, die überall ihre Marksteine setzt und an einen Ort nicht mehr gebunden ist.

Daher die Erscheinung, welche thörichter Weise für den Verfall einer Literatur und eines geistigen Lebens verschrieen wird, die nie blühender waren denn heute, daß nämlich alles Koteriewesen aus unserer Literatur so gut wie verschwunden, alle Exklusivität vernichtet ist, Freiheit und Gleichheit dagegen regieren, und ernste überall eifrige, in der Gesammtheit Einem Ziele zustrebende Arbeit, anstatt der vornehmeren, genialeren, und daher mehr blendenden Spielerei in der Literatur hervortritt. Des Schriftstellers aristokratischer Glanz von ehemals ist dahin, seine „eigene" Welt, sein „eigener" Staat, „der nicht von dieser Welt" — sie sind verschwunden: schlicht steht er da als geistiger Arbeiter der Nation, er in ihrem Dienste, sie nicht mehr in dem seinigen.

So klingen die Geschichten aus jenen Tagen Berlins,

als es die Sonne war, um welche sich alle Planeten der deutschen Geisteswelt drehten, wie Märchen herüber. Besonders umhüllt die Tradition von den „Serapionsbrüdern“ ein mystischer Reiz des Nächtigen, Faustischen, Geisterhaften. Man denkt an diese Gestalten wie an mythische Figuren, die Phantasie umspielt sie wie Champagner zechende Dämonen, die in der Geisterstunde ihre Gedankenblitze tauschen und am nüchternen Morgen betroffen vor ihren Werken der Nacht stehen. Und in der That, gerade die „Serapionsbrüder,“ wie man in Folge der E. T. A. Hoffmann'schen Erzählungen dessen Genossen gemeinhin genannt hat, bilden eine eigene Epoche des Berliner Literaturlebens, welche unmittelbar der politischen „Vater Jahns“ folgte und der Saphirs und der Henriette Sonntag voranging. Man könnte es präciser das Zeitalter Lutters und Wegeners nennen, Firma jener durch die Serapionsbrüder berühmt gewordenen Weinstube am Gensd'armenmarkt zu Berlin, die jetzt nur noch wie eine Ruine des Ruhmes und der Zeit in die Charlottenstraße herabblickt. Hoffmann und Devrient waren die Repräsentanten dieser Epoche, die Chefs der Serapionsbrüder, welche als lustige, geistvolle Societät des Champagners in jener Weinstube nächtigte und, wie

ihre Zeit, halb im Materialismus, halb in Spiritualismus befangen waren.

Hoffmann, der Kammergerichtsrath, der geniale Komponist, der meisterhafte Federzeichner auf Tische, Akten und Wände, der originelle Dichter der „Elexire des Teufels," der „Nachtstücke," „Kater Murrs;" Devrient, der große Mime und Denker, der Vater eines berühmten Schauspielergeschlechts, sie bildeten die Wendepunkte einer neuen Berliner Aera. Allabendlich saßen sie hier, umringt von ihren Freunden, — zwei mephistophelische Gestalten mit langen, hageren Gesichtern und scharfen, ausgeprägten Phantasiezügen, der Eine mit den kleinen grauen Augen des Kater Murr, der Andere mit den glänzenden, großen Feuerkugeln, den beiden laternis magicis, in welchen sich Shylock, Franz Moor und Lear die Hand boten. Die Poesie spukte damals und Hoffmann wie Devrient waren die Typen dieser poetischen Spukerei, welche, als Ausläufer der Romantik, in Müllner, Zacharias Werner, Brentano, Arnim u. A. ihre Bildner fand. Hoffmann und Devrient waren ein paar Nachtgestalten, ein paar lebendige Seitenstücke in Callots Manier, poetische Gespenster, elektrische Phänomene. Ihr Materialismus bei Lutter und Wegener war die Bedingung

ihres Spiritualismus an dem Schreibtisch und auf der Bühne; Hoffmann, der sich all' seine dämonischen Gestalten verschrieb und um den Genuß des Leibes die ewigen Rechte des Geistes verwettete, mußte seine Phantasie durch Champagner und Musik zu all' jenem Irrlichtsglanze steigern, der seine Dichtungen färbt; Devrient mußte im Champagner die Außenwelt abspülen, um sich ganz und gar seinem Genius überlassen zu können, der dann eine Dichtung der Darstellung schuf, die weit über diese Welt hinaus lag, da, wo Hölle und Himmel an einander streifen und Engel und Teufel sich bedrohen. Devrient ließ sich nie erklären, sondern nur fühlen. Er brauchte Champagner, um spielen zu können — man sah ihn trunken hinaufschwanken auf die Bretter und spielen, daß Alle seinem Zauber erlagen. Es lag in ihm eine Welt voll romantischer Dämonie, er beschwor Geister auf die Bühne, die man nie geahnt hatte, er war, was seine Kunst betrifft, der personifizirte Ausspruch Shakespeare's: „Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Philosophie Nichts träumen läßt.“

Was Devrient der darstellenden Kunst war, das war E. T. A. Hoffmann der Literatur. Er war geborener Königsberger, Jurist, 1806 durch die Erobe-

rung Preußens ohne Amt, 1808 Musikdirektor in Bamberg, dann in Dresden; seit 1816 wieder preußischer Rath beim Kammergericht. Musik war sein Leben, Wein sein Bedürfniß, toller Spuk sein Denken. Und gleichwohl war er in seinem Amte einer der gewissenhaftesten, thätigsten und klarsten Juristen. Subjektiv vor Allem, gab er sich ganz seiner sprudelnden, um Gnomen und Teufel tanzenden Phantasie hin. Wenn Devrient durch den darzustellenden Character in Etwas an die Welt gehalten wurde, an die Objektivität, an das Leben, so verlor sich Hoffmann ganz und gar in seine Phantasmagorieen, nachdem er Abends den juristischen Aktenstaub in Champagner abgespült hatte und nun gereizt und magnetisirt nach Hause schritt durch die öden Gassen, auf welchen die Mitternacht ruhte, durch die langen steinernen Häuserreihen, nach jenem alterthümlichen Gebäude in der Spandauerstraße, an der Ecke der Königsstraße vorüber, das ihm Stoff zu einer Dichtung geboten. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, in Nacht und Nebel aufgelöst, in mephistophelischer Verklärung und ließ seine „Serapionsbrüder" erzählen. Strahlen allerlei Bilder brachen aus dem Weindunst hervor, Gestalten, Figuren und Erscheinungen, welche in schrecklicher Schaar den Umkreis

des Zimmers bevölkerten. Aber er war ihr Herr und Meister, und er bannte sie und sie gehorchten ihm, setzten sich auf den Rand seines Tintenfasses, hüpften vor ihm auf dem Papier, grinsend, zähnefletschend, toll und toller über die diabolischen langen Buchstaben, noch naß in Tinte, hinfort, bis die Feder aufhörte zu schreiben und der Zauber zu Ende war.

Devrient und Hoffmann gehörten zusammen, sie trugen Jeder ein Stück Leben vom Anderen. Hoffmann hatte außer seinem großen Kater, der sein steter Gesellschafter war, keinen innigeren Freund gehabt als den großen Mimen. Devrient hatte keinen Geist, der seinem Urwesen näher gestanden als Hoffmann. Als dieser endlich 1822 seiner Phantasie erlag und in's Grab gesenkt wurde, da war Devrient des Lebens nicht mehr froh. Er mußte mit dem Todten trinken. Verlassen und allein bei Lutter und Wegener am Abend gewesen, nahm er häufig Champagner unter den Arm und wanderte hinaus auf den Kirchhof, zum Grabhügel seines Freundes, um dort mit dem Schatten Hoffmanns Champagner, wie einst mit dem leibhaftigen, zu trinken. Und dabei umrauschte ihn die alte Zeit, er trank und trank Glas um Glas, beschwor die alten Geister, die tollen Kobolde Hoffmanns, bis er

aller in Gedanken habhaft wurde und in selige Erinnerungen versank. So fand ihn der Todtengräber, noch das Glas in der schlaffen Hand haltend, die Champagnerflasche neben sich auf dem Grabhügel Hoffmanns, entschlafen und im Rausch gefangen.

Devrient war der dramatische Hoffmann, Hoffmann der literarische Devrient; Beide lernten von einander und hörten und sahen sich beim Weinglase die Phantasieen ab. Natürlich mußte Devrient durch die gewaltsame Vernichtung seines irdischen Theils, welches er einen Tag wie alle Tage vornahm, am Ende das physische Leben lähmen und es der Auflösung entgegenführen. Die Mittel, die er zur Restauration des Körpers anwandte, die Schläge der Elektrisirmaschine, denen er sich jeden Morgen preisgab, um das Nervensystem bei einiger Kraft zu erhalten, konnten für die Länge keine Hülfe bieten; sein Körper konnte dem Geiste nicht mehr Gehorsam leisten. Aber Devrient war vielleicht der einzige Schauspieler, der selbst ohne Arme und Beine ein großer Künstler geworden wäre. In seinem Auge vermochte er die ganze Darstellung, den ganzen Körper zu konzentriren und das bewirkte denn auch noch in der letzten Zeit seiner Kunst eine Vollendung in ihm, die alle Mängel übersehen ließ.

Gerade zur rechten Zeit seines Ruhmes wurde er vom Tode zu dem Schatten seines unvergeßlichen Bruders Hoffmann geholt.

Von Devrient existiren eine Menge von Anekdoten, die ihn charakterisiren. Er starb und hinterließ bei Lutter und Wegener eine respektable Rechnung für Champagner. Er hatte ungeheuere Quantitäten dort vertilgt und in letzter Zeit fast nie mehr an's Zahlen gedacht, und die Weinhändler verlangten auch keine Zahlung von ihm. Sie hatten es einmal, als Hoffmann noch lebte, versucht und Devrient eine Rechnung von beinahe tausend Thalern zugeschickt. Entrüstet blieb der große Mime fort und es war zu fürchten, daß er und seine Genossen nie wieder zu Lutter und Wegener kommen würden. Die zahlreichen Besucher, die sich sonst in den Weinzimmern einstellten, nur um dem geistreichen und glänzenden Witzfeuerwerk der Serapionsbrüder zuzuhören, verloren sich — es ward leerer und leerer und schon munkelte man, der Stern „Lutter und Wegener" sei im Sinken .... Da packte Verzweiflung die Weinhändler, sie quittirten die Rechnung Devrients, sie beschworen ihn, wieder seine „alte Ecke" einzunehmen. Und als sich Devrient erweichen ließ, die alten tollen Abende wieder aufkamen, da war

auch das alte Leben in der Weinhandlung, die wirklich vom Ruhm Devrients mit lebte, florirte mit seinem Flor, welkte, als er nicht mehr war, der so viele Rechnungen unbezahlt gelassen.

Devrient war als Franz Moor vortrefflich, aber „die Räuber“ waren in der letzten Zeit von Devrients Leben auf stillschweigenden Befehl des Königs vom Repertoir gestrichen worden. Wenn Letzterem das wöchentliche Repertoir vorgelegt wurde, so strich er jedesmal mit eigener Hand dieses Schiller'sche Stück. Devrient indessen brannte auf Franz Moor und vermochte die Regie, stets von Neuem „die Räuber“ auf das Repertoir zu setzen. Doch der König ließ sich dadurch nicht irre machen; so oft er „die Räuber“ notirt erblickte, strich er sie mit einem raschen Federzuge, ohne jemals in seiner Geduld zu ermüden. Man sah endlich darin ein Verbot und „die Räuber“ wurden unter Friedrich Wilhelm III. nicht mehr gegeben. Sie kamen überhaupt in Berlin erst in letzter Zeit und sehr selten wieder auf die Bühne.

Es gab außer den bekannten Serapionsbrüdern, wozu außer Hoffmann und Devrient noch Hitzig und Chamisso gehörten, noch einen, den Niemand kennt und Niemand nannte. Es war dies ein Aktuarius

beim Kammergericht, ein origineller Mensch, der ein unendlich jämmerliches Ende fand. Der Mann hatte eine Leidenschaft für gastronomische Genüsse und opferte denselben Alles was er konnte. Er ging armselig und elend einher, aber am Ersten jeden Monats, wenn er seinen kleinen Gehalt bezogen, mußte er zu Habel Unter den Linden schleichen, wo er in den theueren Genüssen des Champagners und der Delikatessen schwelgte. Drei, höchstens vier solcher Mahlzeiten und er war mit seinem Gehalt zu Ende, war die Miethe schuldig geblieben und hungerte im wahren Sinne des Wortes, durch den Zufall elendiglich bis zum Ende des Monats ernährt, häufig ohne Obdach. Trotzdem fiel er, sobald er seinen Monatsgehalt bezogen, wieder in dieselbe Leidenschaft, aß lukullisch bei Habel, bis der letzte Thaler dabei drauf gegangen war. Dieser Aktuarius, dessen Passion Hoffmann kannte, war der Diener der Serapionsbrüder, wenn dieselben Montags ihre gastronomischen Schmausereien in einem Lokale der Blumenstraße hielten. Man hatte ihn speziell deßhalb engagirt, um dem armen Teufel Gelegenheit zu bieten, sich alle Woche einmal auf allgemeine Unkosten in seiner Leidenschaft zu ergehen und in Deli-

katessen satt zu essen. Für ihn waren die Ueberreste der reichen Tafel und in den Champagnerflaschen. Man kann sich denken, wie glücklich der Aktuar darüber war und welch' einen Freudentag jeder Montag für ihn bildete. Indessen, Hoffmann starb, Devrient starb, die Montagsschmausereien wurden eingestellt und die Serapionsbrüder der alten Zeit wurden eine Mythe. Der Aktuar verfiel darüber in Trübsinn; mechanisch schlich er noch immer in den ersten Tagen jeden Monats in seine Weinhandlung, um gierig, aber scheu in einem Winkel gedrückt, seinen Gehalt in Delikatessen zu vergeuden; aber die Montagsschmause fehlten und mit ihnen ein großer Halt seines Lebens. Er kam so mehr und mehr herunter, der Hunger stierte aus seinen Augen und gelben Wangen, nur dem Mitleid verdankte er es, daß man ihn in seiner Stellung beim Kammergericht beließ. Eines Tages kam er nicht mehr in sein Bureau, auch den zweiten und die folgenden Tage blieb er aus. Man forschte nach ihm, ohne eine Spur von ihm zu entdecken — er blieb wochenlang verschollen, kein Mensch wußte was mit ihm geschehen, es kümmerte sich schließlich auch Niemand mehr um ihn. Endlich fand man

zufällig auf einem Misthaufen des damals noch öden Köpnicker Feldes seinen Leichnam von Würmern halb verzehrt — der Unglückliche war dort ohne Zweifel vor Hunger gestorben.

Bettina von Arnim.

Im Winter des Jahres 1807 bewegte sich eine kleine, aber seltsame Reisegesellschaft durch die von Napoleonischen Heeren occupirten Länder Sachsens und Thüringens nach Weimar zu. Keinem beobachtenden Blick konnte es entgehen, daß Zwei von diesem Kleeblatt, trotz ihrer Männerkeidung, dem Frauengeschlechte angehörten. Die Eine sah wohl stattlich aus und konnte, wenn man ihr Antlitz nicht sah, die Täuschung leidlich verbergen; aber der sonderbare Aufzug der Anderen verrieth zu sehr den weiblichen Uebermuth, dem die Männerkleidung sichtlich zu weit und unbequem stand. Es waren in der That die beiden Schwestern, Lulu und Bettina Brentano aus Frankfurt am Main, in Begleitung des Gatten der Aelteren, welche, um

ungestörter die Armeen passiren zu können, in so wunderlichem Aufzuge von Berlin nach der thüringischen Hauptstadt reisten. Sie lachten selbst über sich und ihren Anblick und besonders Bettina, ein zwar nicht hübsches, aber geistvolles Mädchen von zwanzig Jahren, erregte die harmlose Spottlust des Schwagers. Während der ganzen Reise saß sie auf dem Kutscherbock in ihrer drolligen Attitüde, auf dem Haupte die Mütze von Fuchspelz, an der hinten herab der Fuchsschwanz hing. Kamen sie auf einer Station an, so schirrte sie in Wildfangmanier die Pferde ab und half auch wieder anspannen; mit den Postillons sprach sie gebrochen deutsch, als wenn sie ein Franzose wäre, und über der Romantik der Situation, der scharfen Winternacht mitten in düsteren Tannenwäldern, vergaß sie jene weibliche Furcht, die nicht immer, aber doch sehr oft nur die Gelegenheit von Koketterien bildet. Lachend reichte ihr der Schwager sein Pistol aus dem Wagen und fragte, ob sie Muth habe, loszuschießen, falls Räuber aus den Dickichten hervorbrächen. Sie sagte Ja; spannte die Pistole — und so, weitauf die tiefen glühenden Augen, den Säbel um die zarten Hüften, saß sie hoch oben beim Postillon, und jagte mit Jauchzen durch die Winternacht, unzählige funkelnde Sterne

über sich und vorbei an blitzenden Bäumen, die ihre Riesenschatten auf den breiten mondbeschienenen Weg warfen.

Ende April kam Bettina nach Weimar, um endlich, in romantischem Entzücken über Goethe, ihr von herzinniger Liebe gequältes Herz dem legitimen olympischen Vater der deutschen Poesie auszuschütten. Das Bangen vor dem großherrlichen Goethe überwog die mächtige Sehnsucht, die dieses geniale, mystische, wundersam herumirrlichtelirende Kind von zwanzig Jahren hierher getrieben hatte. Sie ging erst zu Wieland, führte sich mit drolligem Spaße bei ihm ein und ließ sich ein Briefchen an Goethe mitgeben. Damit ging sie endlich zu dem Angebeteten hin in der erhobenen Stimmung, als sollte sie vor Gott hintreten. Sie fiel ihm, überwältigt von Inbrunst, an die Brust und schaukelte sich auf den Knieen des Erstaunten, bis sie an seinem Busen entschlummerte, vor Begeisterung zusammenschauernd, daß sie der olympische Greis in seinen Mantel wickelte. Und neckend wie ein Kobold, schwärmerisch wie eine Geliebte, launisch und naiv wie ein Kind, umgaukelte sie den alten Dichter, der diese Art Kultus sich in aller seiner Würde gefallen ließ. Und als sie nicht mehr auf seinen Knieen schaukeln

konnte, dies Auge nicht mehr sehen durfte, da tönte sie in Briefen die tiefsten, süßesten und innigsten Geheimnisse des weiblichen Wesens aus.

Sie war eine überquellende Natürlichkeit, die sich niemals in das gewöhnliche Geleis der Gesellschaft hineinfand; sie war die geniale Blüthe der Romantik, weiblich bis zum Kindlichen und männlich bis zum Uebermaaß; ihr sinnlicher Charakter schaukelte sich in den Geweben einer glühenden, die Wahrheit übergoldenden und in zersaustem Wesen abflatternden Phantasie — so war sie als Kind, so blieb sie ihr Leben lang dasselbe romantische Kind, halb affektirt, halb natürlich, in der Wirklichkeit wildfremd, in den Triften der Einbildung zu Hause, sich selbst nicht mehr in Wahrheit und Dichtung erkennend, gutherzig, genial, aber stets, sei's als Weib, sei's als Dichterin, auftretend in der Aureole einer bizarren, auf Seltsamkeit sinnenden Natur.

Während sie Goethe ihre phantastischen Briefe schrieb, verwandte sie sich auch ungestüm für die Tyroler bei dem baierschen Kronprinzen; es war ein Glück für sie, daß die revolutionaire Correspondenz nicht dem fränkischen Cäsar in die Hände fiel. An die Thaten in den Briefen knüpfte Bettina bald

darauf noch andere sehr handgreifliche, deren erste den geliebten Goethe nicht wenig irretirte. Der Tyroler Krieg war längst beendet, als sie Goethe wieder besuchte. Sie fand den Freund von der „Frau Räthin" in Besitz genommen, wie Tyrol von Baiern, und vergaß die Convenienz, auf die Goethe so sehr hielt, über den Embonpoint und das hochrothe Antlitz der Beneideten. Bettine sprach zwar mit dichterischer Freimüthigkeit, doch aber sonst in ziemlich prosaischen Ausdrücken gegen Goethe über jene Erscheinung; und Goethe wurde sehr erbittert und schrieb keinen Brief mehr an das ungezogene Kind, das seinerseits unbekümmert fortfuhr, an ihn zu schreiben. Der Herr Rath nahm auch alle diese wilden Briefe mit stillem Vergnügen entgegen; er hatte der Form genügt, und hielt es nun für seine Pflicht, den fast leidenschaftlichen Ergüssen Bettinas nicht weiter zu wehren und diesen Charakter sich frei in den Briefen entwickeln zu lassen; aber jede Antwort hielt er zurück. Eine andere, absonderliche That war ihre Verheirathung. Durch ihren, nach heiliger Glorie strebenden, Bruder Clemens lernte sie dessen Freund, Achim von Arnim, in Berlin kennen, die unzweifelhaft genialste Kraft unter den Romantikern. Sie wurde von ihm

in die Berliner Salons geführt und lachte wie ein Kobold, als man daselbst die Nase rümpfte, daß sie ungenirt ihr Bein über den Stuhl legte. Von allen Streichen, die ihrer Ehe vorausgingen, waren die Vorbereitungen zur Hochzeit aber wohl die seltsamsten, denn das Brautpaar der Romantik hatte nichts weniger dazu vergessen, als sich aufbieten zu lassen, ein Bett anzuschaffen, eine Wohnung zu miethen. Man kann sich nun schon vorstellen, welchen Charakter dies Hausleben darbot. Arnim starb übrigens schon im Jahre 1831, und hinterließ der Wittwe zwei Töchter, von denen die eine, Ghisela, alle Romantik und Seltsamkeit der Mutter geerbt zu haben scheint, und auch vor einigen Jahren bereits durch die Veröffentlichung einiger Dramen bewies, daß die litterarische Bedeutung und Natur der Familie Brentano-Arnim, die nicht gering ist, einen neuen Sproß getrieben.

Im Jahre 1835 erschien der „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde.“ Bettina hatte ihr Alter wieder mit der Jugend geschmückt und noch einmal das lieblich tönende Hüfthorn genommen, den Speer, mit welchem sie den Tyrolern beistand, das grüne Jagdkleid jugendlicher Leidenschaft, in dem sie die Vergangenheit auf edlem Flügelrosse durchstreifte.

Alles war Frühling in ihr geblieben und die Matrone war noch Goethe's Kind. Sie nahm die vergilbten Briefe des gestorbenen Dichterfürsten, legte ihre eigenen dazu, die sie sich hatte zurückgeben lassen, schrieb, im Rausche jener Liebe neu gefangen, neue Briefe an den todten Göthe im alten Ton hinzu, und warf sie, wie ein brennendes Fenal der sterbenden Romantik, in das Publikum. Sie hatte sich so lieblich, neckisch und so kindlich wieder in die alte, todte Wahrheit ihrer Goethe'schen Liebe „hineingeheimnißt," daß alle Welt an die Echtheit dieses herrlichen und seltsamen Briefwechsels glaubte, daß der unwiderstehlichste Zauber davon ausgegangen und es sich wie eine Art von Verhexung über das ganze Publikum verbreitete. Ihr ganzes Leben war ein Gedicht, eine Poesie mit allem Feuer der Phantasie, mit aller schwärmerischen Hingebung, mit aller poetischen Originalität.

Das außerordentliche Aufsehen, welches ihr Briefwechsel mit Goethe erregte, veranlaßte sie, eine andere derartige Dichtung zu verfassen, welche sie an die Gestalt der Jugendfreundin Günderode geknüpft hat. In einer schönen Mondnacht, als es ganz still war und die Nachtigallen ihr klagendes Lied tönten, kommt sie mit der Günderode auf den Einfall, „eine Reli-

gion zu stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird!" Was diese Religion sei, wird man sich, noch ehe ihre Dogmen offenbar werden, aus den Lineamenten der Bettina'schen Persönlichkeit selbst zusammensetzen können, denn diese ist zugleich Religion, und sie hat allen Seiten dieser Persönlichkeit, selbst den unartigsten und verschrobensten, eine Art von religiöser Weihe ertheilt. Wohl sollte der Menschheit wieder werden, wie ihr, der wundersamen Blüthe der Eigenliebe; eine Schwebe-Religion erfand dies „Kind," in dem die göttliche Jungfrauschaft des Geistes sich hinter den Verschrobenheiten und Irrlichtern einer Alles beherrschenden, nie ruhenden Phantasie unbefleckt erhalten. — Denken sollte Beten sein, „damit ist gleich was Gutes ausgerichtet, wir gewinnen Zeit, das Denken mit dem Beten, und das Beten mit dem Denken." Die obersten Grundsätze der Schwebe-Religion sollten also Denken und Handeln, oder vielmehr die höhere Einheit Beider, die That sein.

Glückliche, wunderbare Natur, die über das Wohl der Menschheit ihre holden Träume webt, die in eigenen Sphären zu leben und zu athmen scheint, im Getriebe der Welt eigenen, sich selbst gemachten Gesetzen folgt, und mitten im Leben doch ihre eigene

Weise ablebt. Was sie thut, muß seltsam, wunderbarlich sein, das Gewöhnlichste darf einer poetischen Verklärung nicht entbehren, der Weiblichkeit, der Sitte, schlägt sie gern eine Wunde, nicht bös, nicht zornig — sondern harmlos, wie ein Kind, das in der Unschuld seiner That zu lächeln weiß. Ihr Leben ist nichts als eine Kette von Wunderlichkeit, Poesie, Affektation, holder Lüge und märchenhafter Launen. War sie krank, machte sie sich Schattenspiele von Pappdeckel, bei denen die Katze und der Ritter die Hauptrollen spielten und die Bettina'sche Philosophie erlernen mußten. Kam der erste Lenz ins Land, ging sie Veilchen suchen und botanisiren, lernte fahren mit zwei Pferden, spazierte in die Gemüsefelder „und half dem Gärtner Alles nach der Schnur pflanzen." Plagte sie die Langeweile, so stand ihr das Kammermädchen Modell zu den drolligsten Figuren, die sie so kratzfüßig hinzeichnete, wie E. T. A. Hoffmann seine Teufel auf die Stadtgerichtsakten, um sie dann, diese nackten Figuren, den Herren Studiosen zu zeigen, welche sie besuchten. Wenn man sie sah, auf den Straßen Berlins, mit ihrem vergilbten Hut und nachlässigen Anzug, das alte Gesicht mit den zwei glühenden Augen dazu, so stand man wohl still, sah ihr nach, sann über

diese Erscheinung, der ein Diener respektvoll folgte, und ahnte in ihr vielleicht eine Schriftstellerin. Haben doch auch diese ihren Habitus, wie alle Künstler, und wie wenig sie ihn besitzen wollen, er prägt sich ihnen unwillkürlich auf. Unglückliche Armuth und Bedrängniß klopfte nie vergebens an Bettina's Thür, noch weniger an ihr Herz, und auch hier suchte sie gern Romantik zu pirschen, aus den Höhlen des Elends jammervolle Gestalten zu ziehen, Juden, Türken und Christen weit über ihre Kräfte hinaus zu helfen.

Als ein Resultat dieser letzteren, edlen Beschäftigung ist ein 1843 erschienenes Werk von ihr anzusehen, dem sie mit der Kühnheit, die ihr eigen, und der Romantik, in der sie lebte, den stolzen Titel gab: „Dies Buch gehört dem Könige." Es war damals jene traurige Epoche, da man endlich einsah, daß der Staat verpflichtet sei, für die Armuth eine Stütze und ein Retter zu sein, wo an allen Orten der Schrei der Natur durch die Gesellschaft gellte, der Hunger mit hohlwangigem Antlitz vor die Reichen trat — als Gespenst einer furchtbaren Gefahr, die abzuwenden Noth und Pflicht erheischte. Bettina hatte die Stätte des Berliner Elends, das Voigtland, in allen seinen Cloaken und Asylen des Lasters besucht: —

in diesem Buche malte sie in schrecklicher Farbenglut den Jammer und die Flüche, das Elend und die Noth, die sie gesehen und gehört, und schenkte es laut vor der Welt einem König. Es war unendlich viel Wahres darin, aber hier, wie in dem 1848 erschienenen Werke: „Ilius Pamphilius und die Ambrosia," tauchte sie dasselbe doch tief in jene Schwärmerei, Idealität und romantische Lethefluth, die sie mit mehr Künstelei als Natürlichkeit auf das kalte, prosaische Feld der sozial-politischen Frage geleitet hatte.

Die Räder der Weltgeschichte von 1848 faßten diese Werke in ihre Speichen, und auch zugleich den ganzen Bettina'schen Nimbus; zerfetzt und zerrissen flatterte er in die Vergangenheit hinaus, wo aus Bronnen der Romantik noch mehr als jetzt die Menschheit zu schöpfen liebte. Heut ist es mit allem Dichten und Mystizismus, mit der blauen Blume der Romantik am gothischen Burgfenster vorbei, und ein Geist wie der Bettina's, mußte fremder und einsamer, denn sonst, in dieser neuen Welt stehen, wenn er in sich selbst nicht allein seine eigene Welt geschaffen hätte. Dem Weltengeist gegenüber ging ihr ein harmonisches Tönen durch die Seele, das sie Allen entgegen hauchte,

die ihr nahten. Zwar versuchte sie noch einmal bedeutungsvoll wie früher in die Literatur einzugreifen und der Romantik des Royalismus ein Denkmal kurz nach der Epoche zu setzen, als der Realismus alle Dinge in ihrer Wirklichkeit und entkleidet der bestechenden Flitterpracht hinstellte; sie schrieb als eine Fortsetzung des Königsbuches die „Gespräche mit Dämonen" (1852), in denen sie ihre Gedanken über die Fragen der vorangegangenen Jahre niederlegte — aber kaum, daß die undankbare Welt dies neue Werk beachtete! Die Zeit Bettina's war vorüber; ihre Poesie, ihre Hyperidealität, ihre geniale Ueberfülle der Phantasie paßte nicht mehr für ein materialistisch gewordenes Zeitalter, das Geist und Phantasie, alle freien Künste, Poesie und Genialität in das eiserne Joch der praktischen Nützlichkeit schirrte, und zu schwärmen und zu träumen nicht mehr Zeit und Fähigkeit besaß. So lebte sie noch als das einzige Sinnbild einer herrlichen Epoche unserer Naivität im Kleide der Romantik, die letzte Blume einer abgestorbenen Poesie, welk und reif zum Falle, ihr schweres, müdes Haupt auf's eigene Grab geneigt. Sie ging durch diese Welt wie eine flackernde Flamme durch eine frostige Natur, langsam verzehrend den höheren Geist einer entschwundenen

Zeit. Und als wollte sie die Schöpfungen der Romantik, die ihr gehörten, nicht dem Materialismus der Zunft in die Hände geben, sondern unentweiht auch auf eine romantische Weise in die Welt senden, beschäftigte sie sich am Abend ihres Lebens selbst mit der Herausgabe der Gesammtwerke ihres Gatten in eigenem Verlag. Sie scheute sich nicht, den Kampf mit der sie anklagenden Buchhändlercorporation zu bestehen; sie zahlte die Geldbuße, zu der sie verurtheilt wurde, weil sie mit Büchern handelte; sie wurde endlich förmlich Buchhändler und gründete die Firma „von Arnim's Verlag“ — damit sie ihre eigene Welt nur ungestört erhalte und die eigenthümlich märchenhafte Persönlichkeit noch mitten im Wogenschwall der prosaischen Tendenzen beweise.

Leopold von Buch.

Alexander von Humboldt's großer Rival, Leopold von Buch, der berühmte Geognost, ist vor einigen Jahren, auch achtzigjährig, gestorben. Sein Name wird wie seine schöpferische Thätigkeit lange sein Zeitalter überdauern, denn auch er hat die Geheimnisse der Erde enträthselt und den Schooß derselben aufgewühlt, um ihre physische Beschaffenheit zu erforschen.

Leopold von Buch war ein Mann von sonderbaren Eigenthümlichkeiten. Quälte ihn der „Drang des Wissens,“ so machte er ohne Umstände, wie Seume, seine „Späziergänge“ durch die Welt: bald wanderte er nach Italien, bald nach den Canarischen Inseln, bald durch Deutschland, Frankreich und Rußland, dann wieder bis nach dem Nordcap hinauf. Ein Regen=

schirm, ein Barometer und ein Bergmannshammer, nicht viel mehr, war seine ganze Reiseausrüstung; nebenbei hatte er so viel Nonchalance in seinem Aeußern, daß ein zerrissener Stiefel, ein abgeschabter Rock, die gänzliche Vernichtung aller Civilisation auf seinem Körper seine philosophische Ruhe in nichts zu stören vermochte. Kein Wunder, daß ihn sein reducirtes Aeußere häufig in die unangenehmsten Verlegenheiten brachte. Die Obrigkeit taxirt den Mann nach seinem Aussehen und in ihren Augen macht das Kleid den Mann. Ertappte ein Gensdarm zufällig Herrn von Buch, wie er, mit zerrissenen Stiefeln und dürftig, sehr dürftig im Rock, den Hammer gegen das Gestein an der Landstraße schlug, so glaubte er wohl irgend einen kostbaren Fang zu machen und transportirte den großen Gelehrten als Gefangenen bis in die nächste Stadt, unbekümmert um dessen Betheuerungen, er sei der Herr von Buch, Kammerherr Sr. Majestät des Königs von Preußen! Es kostete zuweilen Mühe, ihn recognosciren zu lassen und den Händen der eifrigen Polizei zu entreißen. Leopold von Buch war voller Sonderbarkeiten. Einmal saß er vor einem Wirthshause in der Schweiz und strickte Strümpfe.

Nach alledem sollte man der Meinung sein, Buch

wäre auch in seinen Anschauungen ein ausgemachter Cyniker gewesen und hätte sich wenig um den Flitter und flirrenden Plunder der Welt gekümmert. Aber dem war keineswegs so, wie sich denn zuweilen gerade im sogenannten cynischen Wesen — die persönliche Eitelkeit documentirt.

Leopold von Buch gab auf seinen Titel als Kammerherr und die Inhaberschaft des rothen Adlerordens zweiter Klasse fast mehr als auf seine große Gelehrsamkeit, wiewohl er als Gelehrter sein Naturell nie verleugnet hat. Alexander von Humboldt hatte auf einer seiner geologischen Karten natürlich auch die Forschungen Buch's mit verzeichnet. Kaum bemerkte dies der andere Kammerherr, als er zornig zu seinem edlen Freunde eilte, ihn des Plagiats beschuldigte und drohte, sich öffentlich darüber zu beschweren. Vergebens wies Humboldt darauf hin, daß er auf seiner Karte ja die von Buch gemachten Forschungen als solche ausdrücklich bezeichnet habe; der Rival wollte sich nicht beruhigen, fand diese Quellenangabe zu klein gedruckt und konnte nur nach vieler Mühe von seinem Vorsatz abgebracht werden, die Sache öffentlich anzuregen.

Grobheit gehörte, ebenso wie die Ueberzeugung von seiner Unfehlbarkeit, zu den Charakterzügen dieses

großen Mannes. Im Jahre 1822 fand in Wien die erste Naturforscherversammlung statt und auch Leopold von Buch besuchte sie. Bei der Abreise von Wien hatte er gegen Dr. Burdach, der ebenfalls die Versammlung besucht, den Wunsch ausgesprochen, mit in dem von diesem gemietheten Extrapostwagen zu fahren. Burdach mochte nicht gut ablehnen, fragte jedoch vorher noch seinen Freund, den spätern Geh. Ober-Medicinal-Rath von Froriep, Goethe's und Schiller's Freund und einen der berühmtesten Aerzte und Naturforscher, ob ihn, der den Wagen mitgemiethet, die Gesellschaft Buch's nicht genire? „O nein," erwiderte dieser; und sich entsinnend, wie unfreundlich der Gelehrte bei der gegenseitigen Vorstellung gegen ihn gewesen, fügte er hinzu: „Buch ist freilich ein Bär!" So nahm Leopold von Buch denn mit in dem Wagen Platz, den Burdach und Froriep gemiethet hatten. Anfangs schweigsam, begann Buch bald ein monotones Brummen. Die beiden Freunde rechneten dies einer Grille des Gelehrten zu und ließen sich eine Weile dies unangenehme Concert gefallen. Als jedoch Herr von Buch in seinem Brummen crescendo fortfuhr, fragte ihn endlich Dr. Burdach besorgt, was ihm fehle? „Nun," entgegnete Buch gereizt, „da man, wie ich

gehört habe, gesagt hat, ich sei ein Bär, so kann doch mein Brummen nicht auffallen."

Noch drolliger war's, wie man ihn einmal im Zimmer eines Gasthofs ganz allein die furchtbarsten Schimpfreden ausstoßen hörte, und bei der Nachfrage erfuhr, er hätte auf einem Stuhl vor sich den Grafen von Münster sitzend gewähnt und seinen Zorn gegen denselben entladen wollen.

So einfach und proletarierartig Buch auf der Reise sich zeigte, so comfortable und elegant war seine Wohnung in Berlin eingerichtet. Sie befand sich hinter dem Gießhause und schon im Vorzimmer gemahnte den Eintretenden der Geologe und Kammerherr. Alles war elegant eingerichtet; Schränke voller Mineralien standen an den Wänden. Das Arbeitscabinet selbst war fast luxuriös in seiner Einrichtung und man sah in allem, daß Herr von Buch sogar ein aristokratischer Mann war wie andere. Er war auch reich. Er machte die großen Reisen und wissenschaftlichen Forschungen mit Hammer, Barometer und Regenschirm bis nach den Canarischen Inseln und zum Nordcap auf seine Kosten. Er ließ seine Werke mit kostbaren Karten auf eigene Rechnung drucken. Da sie selten in den Buchhandel kamen, so wurden sie

von ihm an die Bibliotheken, Gesellschaften, Freunde und Collegen als Geschenke vertheilt.

Einer unserer geschätztesten Nationalökonomen hatte als junger Mann seine eigenen geologischen Studien Thüringens in einer Karte niedergelegt und dieselbe, die erste specielle von dieser Gebirgsgegend, bei einer Gelegenheit Alexander von Humboldt in Weimar gezeigt. Humboldt sprach sich schmeichelhaft gegen den jungen Mann darüber aus und rieth ihm, die Karte auch Herrn von Buch zu zeigen. Mit einer Empfehlung des berühmten Naturforschers versehen, kam er zu Letzterm.

Buch empfing ihn kurz, vornehm und schroff. „Was wünschen Sie?“

Noback übergab etwas verwirrt seine geologische Karte und bat den großen Geognosten, ihm zu sagen, wie ihm dieselbe gefalle?

Der Gelehrte prüfte sie ein paar Minuten lang, ohne einen Ton von sich zu geben, dann entgegnete er schneidend:

„Gar nicht!“

Betroffen nahm der junge Gelehrte dies herbe Urtheil von der Autorität hin und glaubte nun mit einer andern Sache eine bessere Aufnahme zu finden.

Er hatte Herrn von Buch einige schöne thüringische Mineralien, unter andern auch mehre avicula costata mitgebracht und übergab ihm dieselben.

Buch sah den jungen Mann ironisch an und sagte absprechend:

„Avicula costata? Kenne ich gar nicht.“

Abermals war der Besucher betroffen durch diese Entgegnung. Doch da er seiner Sache sicher war, so ließ er sich nun gar nicht mehr durch die Worte Buch's abfertigen, sondern versicherte, daß die von ihm mitgebrachten Steine unter diesem Namen bekannt seien.

Leopold von Buch fühlte sich durch diese Versicherung fast verletzt. „Ich werde Sie ad absurdum führen, junger Mann,“ sagte er und holte ein mineralogisches Werk.

Zu seinem Erstaunen fand er darin die avicula costata aufgeführt, die er unter dieser Bezeichnung gar nicht gekannt hatte.

Der junge Mann war gerächt und Herr von Buch schlug nun gegen ihn jenen freundlichen, herzlichen Ton an, den er bei guter Laune zu treffen wußte. Ueberhaupt schlug das beste Herz in der Brust dieses Sonderlings. Er wußte für edle Zwecke in seiner

Weise wohlthätig zu sein. Wissenschaftliche Unternehmungen und Reisen unterstützte er mit bedeutenden Summen. Mancher der neuern Naturforscher verdankt ihm die Ermöglichung der ersten Reise. Unter Andern auch Otto Schomburgk, der Bruder des bekannten Robert Schomburgk. Otto hatte anfangs Theologie studirt, war zu dem Studium der Naturwissenschaften übergegangen, aber wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen auf die Festung Magdeburg gekommen. Erst die Amnestie bei Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung befreite ihn. Er bearbeitete nun die Werke seines Bruders Robert, der durch sich selbst und nach abenteuerlichen Fahrten einer der bedeutendsten Geographen und Naturforscher geworden war und namentlich durch Erforschung von Britisch-Guiana alle Zweige der Naturkunde bereichert, durch die Entdeckung der Victoria regia den englischen Ritterstand erworben hatte. Im Jahre 1846 gab Otto Schomburgk mit Froriep die Zeitschrift „Fortschritte der Geographie und Naturwissenschaft" heraus, bis er nach der Betheiligung an der Revolution von 1848 nach Australien auswanderte. Leopold von Buch gab ihm aus seiner Tasche 300 Dukaten Reisegeld.

Varnhagen von Ense.

Wenn ein Republikaner der Literatur, besonders ein jüngerer, nach Berlin kam, suchte er sicherlich beim Restor Varnhagen von Ense seine Aufwartung zu machen, sei es, um ihm einen Prachtband seiner Erstlingsgedichte zu überreichen, oder die Erlaubniß der Dedikation eines Werkes zu erbitten, oder endlich, um ein Stündchen mit dem Manne zu verplaudern, dessen Unterhaltung durch ihre Feinheit und Liebenswürdigkeit eines gewissen Ruhmes genoß. Es war auch nicht schwer, Zutritt zu Varnhagen zu erhalten, er empfing mit oder ohne Empfehlungsbriefe und gern, wenn er nicht eben Migräne hatte oder speziell beschäftigt war. Gewohnt in der Atmosphäre geistigen Austausches zu leben, war die Unterhaltung bei Varn-

hagen eine eben so große Nothwendigkeit wie das Briefschreiben. In Beidem war er unstreitig Meister. So zierlich, elegant, klar und bestechend seine mündlichen Mittheilungen waren, in gleicher Weise auch die Schrift wie der Inhalt seiner Briefe auf farbigem Papier, welche man nicht allein als Zeichen eines ewig jugendlichen Geistes, sondern auch als kalligraphische Werke sorgfältig aufbewahrte. Dieser tägliche Verkehr mit alten Freunden, deren nicht viel mehr waren, und mit dem Nachwuchs der Literatur wie der Kunst, erhielt den in den letzten Jahren immer kränkelnden Mann in fortwährender Anregung. Ueberdies gehörte Eitelkeit, wenn sie sich auch nie in ihrer Blöße zeigte, zu den Schwächen Varnhagens und die Art von Patriarchenstellung, welche er ohne besondere Mühe in der deutschen Literatur eingenommen hatte, sah er sehr gern immer von Neuem und durch neue Mitglieder der literarischen Republik anerkannt. Weniger seine meisterhaften Biographieen und interessanten Denkwürdigkeiten, als seine persönlichen Bezüge, Eigenschaften und die Tradition des alten, geistreichen Berlins, indem er und seine Gattin Rahel eine Sonne gewesen, hatten ihn auf den selten besetzten Platz eines Patriarchen der Literatur gebracht. Wie in so Vielem,

ähnelte er auch hierin Voltaire. Varnhagen in der Mauerstraße zu Berlin und Voltaire in Ferney bieten so unzählige Parallelen, daß man eine der glänzendsten Schilderungen daraus machen könnte. Wie es in den Zeiten des Verfalls des Ritterthums noch einzelne „letzte Ritter“ gab, die auf ihren einsamen Schlössern die ganze Fülle der chevaleresken Tugenden in sich wahrten und von dem Glanz ihrer untergegangenen Periode die schönsten Zeugnisse an sich selbst vorweisen konnten, so erschien auch Varnhagen von Ense, der Gatte der geistreichen Rahel Levin, als ein glänzender „letzter Ritter“ jenes versunkenen Berlins von Prinz Louis Ferdinand, Henriette Herz, Mendelssohn, Schleiermacher, Humboldt und Gans.

Wie berühmt und glänzend durch Vertreter echter Fürstlichkeiten von Gottes Gnaden war einst dieser Salon der Rahel und Varnhagens in der Mauerstraße! Eine Roland, eine Tallien, die Notre Dame de Thermidor, eine Staël, eine Récamier hatten in ihren Salons keine höhere Crême der Bildung und Gesellschaft versammelt, als Herr von Varnhagen und seine Frau sie in den bescheidenen Gemächern ihrer Wohnung einst tagtäglich begrüßten. Seit dem Tode Rahels freilich war der eigentliche „Quirl“ dieses

Salons verschwunden und sein Leben erstarb, sein Glanz verblaßte. Immer seltener wurden die Cirkel in der Mauerstraße, zuletzt fuhr fast nur noch die alte Kutsche Humboldts vor das Thor dieses Hauses, welches seine palaisartige Front der Französischen Straße entgegenhält.

Eine breite, aristokratische Flur und Stiege führte in die Wohnung Varnhagens im ersten Stock. Die Büste Apollo's grüßte ernst aus einer Nische mit tropischer Flora herab — der Gott der Musen mußte trauern, wenn er an die Zeit dachte, wo Aphroditen, Dianen und Junonen, auch mancher tapfere Merkur, wie Heinrich Heine und der dicke Professor Gans, an ihm vorüberstiegen. Ein geschlossener Korridor, dessen Hinterwand einer jener alten vielscheibigen Spiegel bedeckte, geleitete an die braune Thür der Wohnung. Unter der Klingel befand sich ein Schild mit dem Namen des berühmten Inwohners.

Der Diener oder die alte Wirschafterin, auch eine Ruine aus der Rahel'schen Zeit, öffnete; man betrat ein geräumiges Bibliothekzimmer, in dessen Regalen, die bis zur Decke reichten, sich meist ältere Werke befanden.

In den meisten derselben begegnete man Zusatznoten

und Randbemerkungen von des Besitzers Hand. An das Bibliothekzimmer stieß ein zweites Gemach, eine Art Salon, von welchem man in das eigentliche große Empfangzimmer gelangte. Auf einem Tisch in demselben und in einem kleineren Bücherschrank sah man alle jene Werke, Gedichte, Novellen, Reise- und wissenschaftliche Bücher, welche die Epigonen dem Nestor reichlich als Beweise der Verehrung und zur Auffrischung der Erinnerung zusandten. Rechts von diesem Gemach lag das Arbeitszimmer Ludmilla Assings, der Nichte Varnhagens; ein flüchtiger Blick belehrte, daß hier eine Dame wohne, welche den gewöhnlichen weiblichen Beschäftigungen nicht oblag. Man fand Bücher dort, vollständigen Schreibapparat und zugleich Alles, was in ein Maleratelier gehört. Ludmilla Assing, die Verfasserin der Biographie der Gräfin von Ahlefeldt und Sophie Laroche's, die viel angefeindete Herausgeberin des Briefwechsels zwischen Alexander von Humboldt und Varnhagen, ist eine Malerin von nicht geringem Talent. Das 1857 erschienene Portrait Varnhagens wurde von ihr gemalt.

Links von dem erwähnten Salonzimmer war das Arbeitskabinet Varnhagens, gemeinhin auch das Empfangzimmer, in das man aus der Bibliothek eben-

falls eintreten konnte. Es war, wie Alles in der Wohnung, einfach, alt, aber von gewinnender Traulichkeit, besonders hier, wo überall Spuren eines thätigen Lebens waren, die man in den übrigen Zimmern vermißte. Ein Bild der Rahel hing an der Wand, es war das Original zu dem Stich, welcher dem Briefwechsel Rahels beigegeben wurde; ferner fiel noch ein großer Kupferstich auf, der, irre ich nicht, Mirabeau im Vorsaal der Nationalversammlung zeigte; jedenfalls eins der besten Portraits von ihm und von Varnhagen sehr hoch gehalten. Sonst waren Bilder seine Vorliebe nicht. Der sonstige Inhalt des Zimmers bestand aus einem Schreibtisch mit Bücherregal, einer longuechaise und nebst einigen kleineren Meubeln noch aus einem großen Schrank, in dem sich die Kostbarkeiten Varnhagens befanden: die zahlreichen Briefe von Celebritäten Europa's, eine Unmasse von Autographen, von literarischen Kuriosen, endlich die Aufzeichnungen, welche nach seinem Tode erscheinen sollten, Alles sorgfältig in Mappen geordnet — foliisqûe notas et nomina mandatur, „und mit Namen und Zeichen die Blättchen versorget."

Man kann sich denken, welche Pietät Varnhagen für diese Wohnung hatte, die er seit dem Jahre 1820,

glaube ich, inne hatte und in der Rahel, die immer von ihm Verehrte, gewaltet, im Kreise der geistreichsten Gesellschaft Berlins ihr liebenswürdiges Scepter geschwungen. Ich entsinne mich noch deutlich der Niedergedrücktheit Varnhagens, als er, wenige Monate vor seinem Tode, den Entschluß gefaßt hatte, diese fast vierzig Jahr lang ihm gehörige Wohnung zu verlassen, da der Miethzins vom Hausbesitzer stark gesteigert worden war. Der Wechsel der Wohnung hatte für ihn, der hier alt geworden, etwas Furchtbares und, wiewohl er vom Tode nie gern sprach und am allerwenigsten zu sterben wünschte, meinte er doch damals, das er sich glücklich preisen würde, wenn ihn in diesen geliebten Räumen der Tod überraschte. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Er sank, vom Schlag getroffen, eines Abends todt vom Stuhl, mitten in einer Partie Schach, die er mit seiner Nichte spielte.

Varnhagen hatte eine ausgezeichnete Fertigkeit im Ausschneiden von Papierfiguren. Seine zierlichen, geschmack- und phantasievollen Ausschnitte möchten an Kleinheit und Feinheit nicht leicht zu übertreffen sein; ja einzelne der von ihm ausgeschnittenen Landschaften, Blumen, Menschen und Thiere waren so klein, daß nicht sehr scharfe Augen einer Lupe bedurften, um sie

von ihm an die Bibliotheken, Gesellschaften, Freunde und Collegen als Geschenke vertheilt.

Einer unserer geschätztesten Nationalökonomen hatte als junger Mann seine eigenen geologischen Studien Thüringens in einer Karte niedergelegt und dieselbe, die erste specielle von dieser Gebirgsgegend, bei einer Gelegenheit Alexander von Humboldt in Weimar gezeigt. Humboldt sprach sich schmeichelhaft gegen den jungen Mann darüber aus und rieth ihm, die Karte auch Herrn von Buch zu zeigen. Mit einer Empfehlung des berühmten Naturforschers versehen, kam er zu Letzterm.

Buch empfing ihn kurz, vornehm und schroff. „Was wünschen Sie?“

Noback übergab etwas verwirrt seine geologische Karte und bat den großen Geognosten, ihm zu sagen, wie ihm dieselbe gefalle?

Der Gelehrte prüfte sie ein paar Minuten lang, ohne einen Ton von sich zu geben, dann entgegnete er schneidend:

„Gar nicht!“

Betroffen nahm der junge Gelehrte dies herbe Urtheil von der Autorität hin und glaubte nun mit einer andern Sache eine bessere Aufnahme zu finden.

Er hatte Herrn von Buch einige schöne thüringische Mineralien, unter andern auch mehre avicula costata mitgebracht und übergab ihm dieselben.

Buch sah den jungen Mann ironisch an und sagte absprechend:

„Avicula costata? Kenne ich gar nicht.“

Abermals war der Besucher betroffen durch diese Entgegnung. Doch da er seiner Sache sicher war, so ließ er sich nun gar nicht mehr durch die Worte Buch's abfertigen, sondern versicherte, daß die von ihm mitgebrachten Steine unter diesem Namen bekannt seien.

Leopold von Buch fühlte sich durch diese Versicherung fast verletzt. „Ich werde Sie ad absurdum führen, junger Mann,“ sagte er und holte ein mineralogisches Werk.

Zu seinem Erstaunen fand er darin die avicula costata aufgeführt, die er unter dieser Bezeichnung gar nicht gekannt hatte.

Der junge Mann war gerächt und Herr von Buch schlug nun gegen ihn jenen freundlichen, herzlichen Ton an, den er bei guter Laune zu treffen wußte. Ueberhaupt schlug das beste Herz in der Brust dieses Sonderlings. Er wußte für edle Zwecke in seiner

Roman ihm dedizirt worden, ohne daß er vorher den Inhalt desselben gekannt. Er wollte damals eine öffentliche Erklärung abgeben, damit die Welt nicht glaube, er, dem das Buch gewidmet, sei mit dem Inhalt desselben einverstanden. Erst auf dringendes Bitten der damals erst debütirenden Schriftstellerin, welcher eine solche Erklärung viel Schaden bringen mußte, gab er sein Vorhaben auf.

Rahel und Varnhagen waren mit die Ersten gewesen, welche in Deutschland einen förmlichen Goethekultus feierten, nicht wenig verschieden von dem überschwänglichen, welchen „das Kind" Bettina von Arnim dem Dichter des Faust widmete. Varnhagen gab dieser Verehrung für Goethe bei jeder Gelegenheit Ausdruck und interessant war mir daher sein Urtheil über das Werk von Lewes, bekanntlich eine der gefeiertesten Biographien von Goethe und sehr populär geworden. Varnhagen räumte ein, daß Lewes „manches Gute" zur Characterisirung Goethe's beigetragen, Einzelnes sehr würdevoll behandelt nnd besonders als Fremder die schwierige Sache mit Glück aufgefaßt habe. Aber in Vielem bestritt er die Kenntnisse des Engländers. Die „Wanderjahre" und „Wilhelm Meister" besonders, nebenbei gesagt Lieblingswerke

Varnhagens von Goethe, sollten nach ihm von Lewes gar nicht verstanden worden sein, der zur „intellektuellen Kenntniß Goethe's überhaupt sich als viel zu oberflächlich erwiesen.“ „Er kommt mir vor,“ sagte Varnhagen, „wie St. René Taillandier, wenn der über deutsche Literatur in der Revue des deux mondes schreibt. In Vielem ist sein Urtheil interessant, in Manchem wahr, im Allgemeinen jedoch geht ihm die eigentliche Kenntniß des Geistes unserer Literatur vollständig ab. Man mag das verzeihen, aber ich begreife nicht, wie man diesen Umstand ganz übersehen kann. Wie St. René Taillandier Vieles nur nach Hörensagen niederschreibt, so hat auch Lewes viel den Gerüchten und falschen Meinungen nachgeplaudert, welche besonders Tieck und Schlegel über Goethe verbreitet. Anfangs feierten diese Beiden Goethe wie einen Gott, denn sie wollten protegirt von ihm sein, besonders Schlegel, der auf eine Professur in Jena spekulirte. Indessen Goethe konnte, trotzdem er Minister war, auch nicht Alles thun, was man von ihm verlangte. Sowie nun Schlegel merkte, daß Goethe nichts für ihn that, änderte er auch seine Gesinnung über ihn, ebenso wie Tieck.

Beide wußten später nicht genug auf Goethe zu schmähen, und da sie in der Literatur etwas bedeuteten, besonders als Kritiker, kamen ihre feindseligen und hämischen Urtheile über die letzten Werke Goethe's in Umlauf. Das ist eine Quelle, aus der Lewes schöpfte, denn ich merke es an seinen Urtheilen über „Clavigo“ und den „Großkophta.“ Ganz so hatte Tieck und Schlegel gesprochen, wiewohl falsch. „Clavigo“ ist doch unstreitig erhaben und von ergreifender Schönheit; der „Großkophta,“ wenn auch im Stoff vergriffen, was ich nicht läugnen will, doch außerordentlich dramatisch. Aber Tieck war blind für diese Vorzüge, denn er war ein Griesgram, beneidete Goethe stets und zeigte sich überhaupt in Allem sehr kleinlich z. B. auch in seiner Beurtheilung Napoleons und in seinem alles Maaß überschreitenden, mir widerlichen Franzosenhaß.“

Es freute ihn daher auch nicht wenig, daß Emil Palleske das Leben Schillers bearbeitete. Er war entzückt als er den ersten Band davon gelesen hatte, und zwar nur deßhalb, weil es die Arbeit eines Deutschen war. Er verstieg sich sogar, was er in letzter Zeit nur höchst selten that, so weit, der Bei-

lage zur Augsburger Zeitung eine Recension über dies Buch zuzusenden, die, wie fast alle Kritiken Varnhagens, sehr wohlwollend war und besonders auch gegen die „Modekrankheit der Verhimmelung des Lewes'schen Buches“ eiferte.

Theodor Mundt.

Erst wenige Monate waren seit dem jähen Tode Müggeʼs verflossen und schon wieder wurde ein edler Soldat des Geistes von der Sichel des Todes dahingerafft. Theodor Mundt, kaum dreiundfünfzig Jahr alt, starb am 30. November Abends 5 Uhr am Gehirnschlag. Das Haus, in welches er erst wenige Tage zuvor von einer größeren Reise durch Oesterreich und einen Kuraufenthalt in Wiesbaden zurückgekehrt war, schmückte sich statt des Festlaubes des Willkommens schnell mit düsteren Cypressenkränzen. Die Gattin, die blühenden Kinder, anstatt den geliebten Mann mit neuer zärtlicher Sorge umgeben zu können, mußten ihm das letzte Haus zimmern lassen. Die zahlreichen Freunde, kaum daß sie seine Rückkehr

erfahren, vernahmen die Kunde seiner Krankheit, und anstatt noch einmal die Hand des Freundes zu drücken, mußten sie die schwere Pflicht erfüllen und seinem Sarge nachgehen, eine Hand voll Erde auf Theodor Mundt's letztes Haus hinunterwerfen.

Nach einem Dasein, reich an geistiger Arbeit, schlug der Tod zornig in die Stätte seines Denkens. Es war ein Glück, daß er nicht diese allein verwüstete, sondern auch das physische Leben mit zerstörte, daß der Tod, der doppelt werden konnte, mit einmal seine Beute nahm und Geist und Herz dieses Mannes zusammen verlöschten. Sie waren im Leben ja auch in so harmonischem Einklang, so treu einer dem andern, daß der Tod des einen auch den des andern bewirken mußte. Schon seit mehreren Jahren litt Theodor Mundt an den Folgen eines Schlaganfalls. Der Fuß war ihm gelähmt, der sonst so klare, scharfe Geist begann in der letzten Zeit öfter zu dunkeln, mit banger Sorge die nächsten Freunde und die Zukunft zu erfüllen. Die aufopfernde Liebe einer herrlichen Gattin rettete in Wahrheit den verletzten Geist vor einem jammervollen Geschick, ja Theodor Mundt selbst hielt mit ungeheurer Anstrengung die Energie des Verstandes aufrecht, um so mehr, je mehr er ahnte, daß sie er-

lahme. Die Gattin wußte dem Unglücklichen den Glauben zu benehmen, ihn habe der Schlag getroffen — sie bot Alles seit Jahren auf, ihn zu überzeugen, die Lähmung seines Fußes entspringe einem rheumatischen Leiden. Der Arzt, die Freunde wurden gebeten, diese Täuschung mit vollenden zu helfen, in Nichts zu verrathen, daß Theodor Mundt der Schlag getroffen. Denn hätte er alsdann nicht immer gefürchtet, ein solcher Anfall werde sich einmal wiederholen, ihn geistig tödten oder auch körperlich einer unendlich geliebten Familie entreißen? Und diese Furcht hätte schon längst wirklich ein Dasein vernichtet, welches nur durch Hoffnung und Täuschung noch einige Jahre fortbestand.

Zuweilen, und in letzter Zeit nur zu oft, fühlte Theodor Mundt gleichwohl, daß man ihn täusche, daß ein grausames Geschick ihn zum Opfer bestimmt habe. Er merkte, daß er nicht immer klaren Geistes war, daß er zerstreut blieb, ohne es zu wollen, daß er gewohnte Phrasen mechanisch aussprach, ohne daß sie an der Zeit waren. Deßhalb fand man ihn in Gesellschaften, die er gleichwohl noch immer besuchte, still, einsylbig, vorsichtig im Sprechen, das ihm überdies sehr schwer wurde. Immer war die Gattin um ihn, damit sie das Sprechen und Unterhalten argloser Be=

sucher vorzugsweise auf sich nähme, den Gatten nicht fremden Augen in einer Schwäche erscheinen, ihn selber nicht in den eigenen Augen sich beschämen lasse. Denn Mundt entging es nicht, daß die unumschränkte Herrschaft über seinen Geist etwas gelockert war und dann peinigte ihn die aufkommende Ahnung wieder und er fragte die Gattin trüb und traurig:

„Nicht wahr, Du täuschst mich doch? Es war ein Schlaganfall, der mich getroffen?"

Und wenn die Liebe wieder zu frommen Lügen griff, um diese unheilvolle Ahnung niederzuschlagen, so schien er halb zu glauben, halb zu fühlen, daß es ihm wohlthätig sei, sich täuschen zu lassen.

Er pflegte an schönen Tagen Nachmittags mit Frau und Kindern einen kleinen Spaziergang zu machen. Man hatte ihm versichert, die Lähmung seines Fußes habe sich gemildert, er hinke fast gar nicht mehr. Doch zuweilen stand er still, die Thränen traten in seine Augen und er sagte:

„O ihr täuscht mich! Seht doch, wie die Vorübergehenden mir nachschauen! Ich hinke nach wie vor und Nichts hat sich gebessert!"

Der Stolz dieses Mannes litt schwer darunter,

sich nicht mehr in voller Kraft der geistigen und körperlichen Fähigkeiten zu wissen.

Theodor Mundt war einer der edelsten Menschen und feingebildetsten Geister. Aber er war auch einer der tapfersten Kämpfer für die Humanität, für die Freiheit des Geistes. Wie er auch schwanken mochte seit den Tagen der Jugend bis zu denen gereiften Mannesalters über die Formen, in denen er sich ausdrücken wollte — niemals verleugnete er doch die Gesetze der Schönheit und die Bestrebungen nach echter Freiheit. Er trat kühn im Jünglingsmuth mit braunem Gelock und sanftglühenden Augen in die Arena der Oeffentlichkeit und als er starb, hielt er noch immer seinen Platz darin fest, obwohl der alte Kampfesmuth längst einer friedlicheren Gesinnung gewichen war. Wie ein Reformator fing er an, unwillkürlich, ganz gegen seine schüchterne, halb von Ehrgeiz, halb von Ueberlegung gewiegte Natur; dann zog er sich, wie erschreckt über die eigene That, in Stille und ästhetisches Verlorensein zurück, mit dem Willen hier zu bleiben und doch durch ein inneres Feuer bei jeder Gelegenheit wieder getrieben, an dem Kampf der Zeit mit Theil zu nehmen. Wahrlich, will man kurz den Dualismus in Theodor Mundt bezeichnen, so muß

man sagen, der Professor lag stets in Hader und Zwiespalt mit dem freien Schriftsteller.

Heut ist uns die Zeit, als Theodor Mundt den „Kampf eines Hegelianers mit den Grazien" unternahm, schon sehr fern; sie ist uns ferner im Geiste denn in Wirklichkeit. Zwischen unserer Zeit und der von 1831„ zwischen dem jetzigen Geschlecht und dem, welches Hegel erzog, liegen in Wahrheit mehr denn dreißig Jahre. Damals reckte sich das deutsche Volk aus seinem Schlafe, die Geister verließen die Gefilde der Romantik, traten keck in's wirkliche Leben und begannen ebenso kühn wie anmuthig den Kampf mit dem Veralteten. Alles, was Leben zeigte, das war in jener Zeit revolutionär und der hohe Bundestag sah seine Bestimmung nur darin, dies erwachende Leben zu verfolgen. Es ist bekannt, daß jene Schriftsteller, die das „Junge Deutschland" bildeten, namentlich Heine, Wienbarg, Gutzkow und Laube von Bundeswegen in die Vehme erklärt und ihre Schriften verboten wurden. Diese jungen Schriftsteller, in der Hegel'schen Atmosphäre der inneren Nothwendigkeit alles dessen, was geschieht, auferzogen, sehnten sich nach reinerer Luft, nach freierem Leben und Bewegung. Mit ihrer jugendlichen Leidenschaft saßen sie jedoch

im Zwinger ihrer Eindrücke, dichteten sich in ihrem Zimmer die Begebnisse des Lebens zusammen und schauten sie nicht in ihrem Zusammenhange mit dem bewegten Treiben der Welt. Es drängte sie, zu kämpfen; es offenbarte sich in ihnen der Trieb der Zeitkräfte, die zur Geltung kommen wollten.

Auch Theodor Mundt gehörte zu diesen Geistern. Seine ersten Romane und Novellen tragen alle diesen Hegel'schen Typus; sie sind glänzende Phantasien ohne Kenntniß der objectiven Welt. Die Romantik liebte es, sich selbst zu bespötteln, da sie ihre Welteroberungslust nicht anders austönen konnte. Mundt ging schon mit dem Werke: Moderne Lebenswirren, Briefe und Abenteuer eines Salzschreibers, das 1834 erschien, aus diesem engen Kreise heraus und wandte die reiche Fülle seiner Ironie dazu an, den ringenden Zeitgeist zu persifliren. Noch mehr emanzipirte sich der Schüler Hegels von seinem Meister in dem Romane: Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen (1835), obwohl auch hierin noch den Verirrungen der romantischen Schule, der Heiligung des Fleisches, der Feier der Natur in der Hingebung der Sinne, volle Rechnung getragen wurde. Aber Fleisch und Blut löste sich doch hierin schon von der Spekulation ab und wir fühlen

und hören überall Poesie. Mit diesem Werke wurde Mundt dem Jungen Deutschland beigezählt und auf die Proskriptionsliste des Bundestages gesetzt. Mundt selbst hat sich nie recht zu einer Identifizirung mit den Tendenzen des Jungen Deutschlands bekannt und in seiner „Literaturgeschichte der Gegenwart" lehnt er diese Gemeinsamkeit sogar ausdrücklich ab. Und in der That, als man Mundt dazu rechnete, war er bereits aus diesem Ideenkreise des Jungen Deutschlands herausgetreten, aus dem Studierzimmer in die wirkliche Welt gekommen. Gleichwohl bewahrte er noch längere Zeit eine Vorliebe für die dichterische Glorifikation der jugenddeutschen Tendenzen. Aus derselben ging das glänzende Denkmal hervor, welches er dem Selbstmord der Charlotte Stieglitz setzte; sie erschien ihm in ihrer todesmuthigen Opferfreudigkeit wie eine erhabene Heldin der Romantik und das Motiv ihres Selbstmordes, den schwachen Gatten, den sie für ein poetisches Genie hielt, dadurch zu thatkräftigem Leben aufzustacheln, hielt er einem nicht dichterischen Grunde entstiegen. Als der Prediger am Sarge der Charlotte Stieglitz den Selbstmord der romantischen Frau verdammte, da trat Theodor Mundt, erfüllt von edlem Feuer, der Todten ein angethanenes Unrecht zu beneh-

men, aus dem Kreise der Zuhörer muthig hervor und vertheidigte die That muthvoll in glühenden Worten. Seine Natur ließ ihn nie überlegen, wenn ihr Edelmuth aufgerufen war; sie trat alsdann stets in die Bresche und Apoll wurde zum Mars.

Mundt's gesammte literarische Thätigkeit beweist, daß er häufig Halt machte, um sich auszuruhen und den zurückgelegten Weg zu überschauen. Sein Geist hing durch feine Fäden mit den Zeitideen zusammen und seine Bewegung hielt sich deshalb streng innerhalb der Grenzen der Lebenswirren, so daß er im Grunde auch nie zu sicheren Resultaten gelangte. Leidenschaft und Begeisterung wurden durch eine gewisse Aengstlichkeit gezügelt, so daß sie selten in aller Frische des Lebens, vielmehr von der Spekulation beengt, wie schöne Treibhauspflanzen im Winter erschienen. Aber Mundt besaß alle Eigenschaften, die einen Schriftsteller auszeichnen: Phantasie, Laune, Witz, Urtheil, Konsequenz, Enthusiasmus und Aufrichtigkeit; nach langem Kampfe zerriß er endlich auch die Bande der Spekulation, und der Quell der Poesie konnte nun tiefer und klarer fließen. Dieser Kampf war zugleich gegen den Obscurantismus und die Despotie gerichtet; um Mundt's Thätigkeit zu verstehen, kann man die-

selbe nicht von den Ideen der Zeit loslösen. Mit diesen allein ist ihre Tiefe und Weite zu würdigen.

Nach dem Erscheinen der „Madonna“ klärte Mundt sich in einer anderen Thätigkeit ab und bereitete sich durch sie auf eine neue Strömung der Zeit vor. Er gab die literarische Zeitschrift „Zodiakus“ heraus, die jedoch unterdrückt wurde, wie Mundt denn auch behindert ward, seine Vorlesungen als Privatdozent in Berlin fortzusetzen. Er ordnete mit Varnhagen Knebels Nachlaß und unternahm zuletzt (1838), müde der Censurverfolgungen, größere Reisen in's Ausland, deren Resultate er in verschiedenen Werken niederlegte. Zugleich warf er sich wieder in die literarischen Kämpfe jener Zeit, welche mehr und mehr auf die politischen Gebiete hinüberspielten. Dahin ist eine Reihe von Broschüren, die Herausgabe von Luthers politischen Schriften und das Buch: „Kritische Wälder“ zu rechnen.

Mit Schellings Auftreten in Berlin durfte auch Mundt wieder seine akademische Thätigkeit eröffnen, ohne daß es ihm jedoch möglich wurde, es hierin zu einer festen Position zu bringen. Der Hang zur Ironie, der auch gern über Bestehendes sich ergoß, trat dem Beamten überall hindernd in den Weg, so daß Mundt zuletzt die akademische Laufbahn ganz

verließ und fortan als freier Schriftsteller seinen Neigungen lebte. Viele literatur- und kulturgeschichtliche Schriften verdanken indeß dieser akademischen Thätigkeit ihre Entstehung, so das Werk über die Literatur der Gegenwart, eine Geschichte der Gesellschaft, eine Aestetik und Dramaturgie; namentlich das innerste Wesen der Dinge und Geister bloßzulegen und mit den Gedanken der Zeit in Verbindung zu bringen, gelang ihm meisterhaft und bewies sein feines Talent für Characteristik.

Die letzte Periode seiner Thätigkeit war der Pflege der historisch-romantischen Memoiren-Novellistik gewidmet. Es offenbarte sich darin einestheils wieder eine Art Rückzug aus dem Gewirre der Zeitideen, wie Mundt deren öfter machte; anderntheils aber zeigt sich auch hierin der feine Instinkt dieses Geistes für die Strömung der Geister. Sein „Mirabeau“ und „Robespierre,“ halb Roman, halb Memoirengeschichte, sind Werke, in denen auch den Ideen unserer Zeit durch das Abspiegeln in den Ereignissen der französischen Revolution Ausdruck gegeben ist. Wie aus den Werken jedes bedeutenden Geistes immer selbst unwillkürlich sein Zusammenhang mit dem innersten Wesen der Zeit leuchtet, so war dies auch bei Theodor Mundt

der Fall, dessen ganze literarische Thätigkeit von den Gedanken der Freiheit und Humanität getragen wird. Diese Natur mußte von Zeit zu Zeit sich mit dem eigentlichen Motor der Epoche in Berührung bringen; es schien, als ziehe ihn die Weltbewegung derart magnetisch an, daß er zuweilen sie in ihrer Werkstatt aufsuchen mußte. Daher die öfteren Reisen namentlich nach Paris und neuerdings nach Italien. Die daraus entstandenen Reisewerke: Pariser Kaiserskizzen, Paris und Louis Napoleon, Skizzen aus Piemont, Rom und Neapel, dokumentiren in glänzender Weise, wie tief Mundt den Ereignissen in's Auge zu blicken und als geistreicher Darsteller für das Menschengeschlecht auszusprechen wußte.

Theodor Mundt war ein Romantiker, welcher die Prosa dieser Welt sich poetisch zu gestalten wußte; er besaß die glückliche Fähigkeit, die Wirklichkeit zu verstehen und doch nur ihren poetischen Kern zu genießen, die Schalen der Prosa wegwerfen zu können. Für ihn wurde jede Herzensangelegenheit ein Gedicht und seine Ehe ist das glänzendste Zeugniß dafür gewesen. Er lernte seine Frau durch Briefe kennen und lieben. Luise Mühlbach begann in Poesien und kleinen Novellen die literarische Laufbahn, auf welcher sie, theil-

weis von ihrem Gemahl geführt, einen so großen Weg ruhmvoll zurücklegen sollte. Sie wandte sich brieflich an den damals in kritischer Hoheit thronenden Theodor Mundt, der seinerseits die Briefschreiberin aus ihren Einsendungen lieben lernte. Nachdem lange Zeit diese literarische Correspondenz gewährt, führte sie endlich der Zufall in einer Gesellschaft zusammen und der Bund der Liebe wurde nun geschlossen. Im Jahre 1839 heiratheten sich Beide und diese auf so romantische Weise geschlossene Ehe war eine der glücklichsten und von herrlichster Romantik getragen bis zum Ende nach zweiundzwanzig Jahren; sie kam dem Leben und dem geistigen Verkehr mit Bekannten und Freunden zu Gute. Wie beide Gatten sich gegenseitig in Wahrheit nur zu Gefallen lebten, so verstanden sie auch in fast dichterischer Weise die Prosa des Lebens zu verklären, dem Dasein die Blüthen zusammen abzugewinnen, es geistig zu adeln. Zwei aufblühende Töchter von Vater und Mutter mit gleicher Zärtlichkeit geliebt, gaben dem schönen Familienbilde eine harmonische Vollständigkeit.

Theodor Mundt ist dreiundfünfzig Jahre alt geworden. Er besaß eine volle stattliche Persönlichkeit; sein Gesicht hatte etwas Zartes, fast Weibliches, welches

selbst der schwarze Bart nicht benehmen konnte. Die Kurzsichtigkeit ließ die Augen matt erscheinen und sie richteten sich in unruhiger Beweglichkeit schnell von einem Gegenstand zum andern, wodurch der Eindruck, als sei Mundt im Gespräche nicht ganz bei der Sache, erhöht wurde. Er schien die Augen nach Innen zu kehren, als wolle er dort den Eindruck des Mitgetheilten beobachten.

Der persönliche Umgang mit ihm war ein Genuß, oft eine Wohlthat, wenn geistiger Beistand gesucht wurde.

Er hatte stets Rath, stets Trost; er kam immer zuerst mit seiner Gefälligkeit entgegen und wußte sie in seltener Weise liebenswürdig, ohne jegliche Prätension zu geben. Immer in schöner Harmonie mit all' seinem Denken und Empfinden, eine ebenmäßig, kunstvoll abgeglättete Natur, theilte sich die Ruhe auch dem Anderen im Verkehr mit ihm mit, setzte gewissermaßen auch die eigene erregtere Natur sich durch ihn wieder in Gleichgewicht, ward sie in wohlthätiger Weise dem Schlingkraut der Erbärmlichkeiten dieser Welt entrückt.

Theodor Mundt war aber keineswegs von jener Ruhe die man bei Göthe so imponirend fand; er trug vielmehr ein Herz voller Leidenschaftlichkeit, voll Be-

geisterung in sich, und nur die Macht des Verstandes drängte den Strom der Empfindungen. Aber er setzte einen Stolz darin, sie den profanen Blicken zu verschleiern und immer von fast diplomatischer Glätte zu erscheinen, wie sehr auch sein Herz zum Durchbruch drängte. Er zügelte es; er strebte überall, in seinen Schriften, in seinem ganzen Wesen, selbst wo es sich ungenirt hätte geben können, nach griechischer Ebenmäßigkeit aller Aeußerungen. Was sich diesem Zwange, dieser sittigenden Kunst der Selbsterziehung an Natürlichkeit entziehen konnte, das ward gleichwohl noch durch die scharfe Lauge seines Geistes gezogen, und erschien dann als eine, gleich auf das Wesen aller Dinge gerichtete Ironie. Diese ganze Natur war so fein besaitet, so reich an Fühlfäden, daß Alles, was ihr an Erscheinung und Thatsache entgegentrat, sogleich in seinem Princip erfaßt wurde und das Saitenspiel in der Brust mehr oder minder anklingen ließ. So schien es oft, als dringe der Eindruck bei ihm nicht durch die äußere glatte Form des gefälligen, liebenswürdigen Menschen, bis ein wie nebensächlich entfallendes Wort, das Alles in seinem innerlichen Wesen ironisch summirte, darüber oft zum Erstaunen belehrte

wie rege auch die Empfindungen in ihm mitgearbeitet hatten.

Aus diesem eigenthümlichen Verhältniß zwischen dem weichsten, fühlendsten Herzen und dem rastlos arbeitenden Geiste entsprang auch der Reiz seines geselligen Talentes. Theodor Mundt hatte einen literarischen Salon in Berlin, der als eine neutrale Stätte geistigen und künstlerischen Verkehrs von Allen, die ihn kannten, gern besucht wurde. Dieser Salon war nichts Geschlossenes, er hatte nichts Gemachtes, offiziell Vorgeschriebenes; man könnte ihn mit dem Atrium eines römischen Patriziers vergleichen, in dem gern die Freunde und Bekannten saßen. Es gehörte nicht dazu, wie in vielen Cirkeln, die sich als Salons gebehrden, geistreich sein zu müssen; der natürliche Austausch der kleinen Zahl der hier Verkehrenden bildete von selbst Unterhaltungen, durch welche voll und warm der geistige Strom floß. Die Schriftsteller, Künstler und Kunstfreunde, die hin und wieder zu Mundt gingen, hatten kein anderes Interesse, als das einer ihnen behagenden Unterhaltung, die absichtslos alle Spitzen der geistigen Welt berührte.

Ende des ersten Bandes.

Biographische

Skizzen und Charakternovellen.

geisterung in sich, und nur die Macht des Verstandes drängte den Strom der Empfindungen. Aber er setzte einen Stolz darin, sie den profanen Blicken zu verschleiern und immer von fast diplomatischer Glätte zu erscheinen, wie sehr auch sein Herz zum Durchbruch drängte. Er zügelte es; er strebte überall, in seinen Schriften, in seinem ganzen Wesen, selbst wo es sich ungenirt hätte geben können, nach griechischer Ebenmäßigkeit aller Aeußerungen. Was sich diesem Zwange, dieser sittigenden Kunst der Selbsterziehung an Natürlichkeit entziehen konnte, das ward gleichwohl noch durch die scharfe Lauge seines Geistes gezogen, und erschien dann als eine, gleich auf das Wesen aller Dinge gerichtete Ironie. Diese ganze Natur war so fein besaitet, so reich an Fühlfäden, daß Alles, was ihr an Erscheinung und Thatsache entgegentrat, sogleich in seinem Princip erfaßt wurde und das Saitenspiel in der Brust mehr oder minder anklingen ließ. So schien es oft, als dringe der Eindruck bei ihm nicht durch die äußere glatte Form des gefälligen, liebenswürdigen Menschen, bis ein wie nebensächlich entfallendes Wort, das Alles in seinem innerlichen Wesen ironisch summirte, darüber oft zum Erstaunen belehrte

wie rege auch die Empfindungen in ihm mitgearbeitet hatten.

Aus diesem eigenthümlichen Verhältniß zwischen dem weichsten, fühlendsten Herzen und dem rastlos arbeitenden Geiste entsprang auch der Reiz seines geselligen Talentes. Theodor Mundt hatte einen literarischen Salon in Berlin, der als eine neutrale Stätte geistigen und künstlerischen Verkehrs von Allen, die ihn kannten, gern besucht wurde. Dieser Salon war nichts Geschlossenes, er hatte nichts Gemachtes, offiziell Vorgeschriebenes; man könnte ihn mit dem Atrium eines römischen Patriziers vergleichen, in dem gern die Freunde und Bekannten saßen. Es gehörte nicht dazu, wie in vielen Cirkeln, die sich als Salons gebehrden, geistreich sein zu müssen; der natürliche Austausch der kleinen Zahl der hier Verkehrenden bildete von selbst Unterhaltungen, durch welche voll und warm der geistige Strom floß. Die Schriftsteller, Künstler und Kunstfreunde, die hin und wieder zu Mundt gingen, hatten kein anderes Interesse, als das einer ihnen behagenden Unterhaltung, die absichtslos alle Spitzen der geistigen Welt berührte.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt.

Biographische

Skizzen und Charakternovellen.

Biographische
Skizzen und Charakternovellen.

Von

Schmidt-Weissenfels.

Zweiter Band.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Biographische

Skizzen und Charakternovellen.

Von

Schmidt-Weissenfels.

Zweiter Band.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

1.

Französische Portraits.

Voltaire.

Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ist unzweifelhaft die eigentliche, wahre Geschichte der französischen Revolution. Wer deren Entstehung erkennen will, darf sie einzig und allein nur in dem Geist der Schriften unter Ludwig XV. suchen. Auch war nirgends mehr und niemals größer die Literatur eine so ausgesprochene Macht, denn zu jener Zeit in Frankreich; sie war es, die Alles in sich zusammenfaßte, die der Zeit ihren Charakter lieh und der jeder Gebildete mitthätig angehörte — in der That eine, wie man damals auch sagte, „Republik der Schriftsteller,“ ein Extrakt des Geistes im 18. Jahrhundert. Die französische Revolution, nur die Wirkung der Ursache, ergiebt sich daher auch nicht als eine zufällige politische

Handlung und Ausschweifung, nicht als eine Folge bloß politischer Fehltritte und schlechter Regierungsmaximen, sondern als eine Frucht des Weltengeistes allein, getrieben durch rein geistige Kräfte. In der Revolution ist ein großer Wendepunkt der menschlichen Kultur zu erblicken, der nicht aufzuhalten war und unfehlbar eintreten mußte, denn die Gesetze der Geschichte sind bestimmt und erfüllen sich trotz der menschlichen Anstrengungen, sie zu ignoriren oder außer Kraft zu setzen. Alle menschliche Willkür, die bedeutungsvoll in die Geschicke der Völker eingreift, ist in der That nicht individuelle Willkür, sondern eine nothwendige, den Mitlebenden wohl unklare und unverständliche, aber gleichwohl durch die Logik der Geschichte unabweislich erzwungene Erfüllung historischer Gesetze.

Es wäre allzu bequem, aber auch allzu falsch, würden wir Voltaire als den Beginn, vielleicht gar als den Urheber der Revolution hinstellen. Selbst ein Voltaire, wie ungeheueren Einfluß er auch auf seine Zeit hatte und auf das Ereigniß, welches die Schwelle der neuen Zeit bildet, konnte keine derartige Revolution machen oder aus eigener Willkür mitmachen helfen; er erfüllte nur eine Mission der Geschichte und seiner

Zeit, nicht mehr; er konnte mit dem Geist, der ihm verliehen, nicht anders handeln, als er gehandelt; denn auch er war bloßes Instrument der Geschichte und fand, allerdings der Erste, nur Formeln für die Ideen seiner Zeit.

François Marie Arouet, genannt Voltaire, Sohn eines Advokaten, wurde zu Chatenay in der Nähe von Sceaux am 20. Februar 1694 geboren. Seine Geburt fiel also in das letzte Jahrzehnt des klassischen Jahrhunderts der französischen Literatur, in das glorifizirte „goldene Zeitalter“ Ludwig des XIV., Racine's, Corneille's, Molière's, Pascal's, Fenelon's, welches am allerwenigsten revolutionären Gehalt hatte und gleichwohl die ersten Keime der Revolution auswarf. Gerade das siebzehnte Jahrhundert, die Blüthe der feudalen Institutionen, und Frankreichs wie der gesammten europäischen Civilisation Zenith, ließ unscheinbar klein den Samen einer neuen Zeit, wie sie der Zukunft des Menschengeschlechtes nothwendig war, fallen — und hundert Jahre später war er schon zur Frucht gereift!

Diese revolutionären Keime waren rein geistiger, man kann sagen rein literarischer Natur und offenbarten von Hause aus schon das Wesen der folgenden Bewegung. Und doch war im Anfange der Regierung

Ludwigs XIV. die glänzende Literatur Frankreichs nur eine Verherrlichung des glänzendsten Königthums! Die Schriftsteller waren Hofpoeten; sie lebten ihrer Einsamkeit und in ihren Studierzimmern, ihr Geist bewohnte nicht die wirkliche Welt, die Begebenheiten des Tages kümmerten sie wenig, und während ihre Produktionen nur dem Glanze eines despotischen Königs zur Folie dienten, waren ihre Meinungen als Ganzes von gar keinem Einfluß. Aber bald änderte sich dies. Die Generation, welche nicht Zeuge von Ludwigs Thaten und Glanz gewesen und die ihn also auch bei dem Mangel wahrhaft großer Thaten nicht mehr bewundern konnte, brachte im Anblick der Schwächen und Fehler dieses Königs ganz andere Ansichten mit; denn die letzte Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. war nicht mehr vom Ruhm überstrahlt und gerade nach dem früheren, theils erkünstelten Glanz, der Bewunderung erregt hatte, machte sich die folgende Prosa des Königthums sehr traurig und rief unwillkürlich Spottlust und Satyre hervor. Aeußerlich schien die Macht des Königthums nichts verloren zu haben; aber man heuchelte, um die Unzufriedenheit und Mißachtung zu verbergen. Wie war es auch jetzt noch möglich, einen König zu verehren, der Strenge

in den Sitten forderte, indeß er vor den Augen des ganzen Reichs, den heiligsten Gesetzen zum Trotz, die Früchte eines doppelten Ehebruchs als seine Kinder erziehen und anerkennen ließ; der seine Achtung vor der Religion durch Verfolgung der Protestanten und der Jansenisten von Portroyal zu zeigen glaubte und der sich nicht schämte, öffentlich das Joch einer Maitresse zu tragen? Was war einfacher, als daß Religion und Sittlichkeit allmälig Gegenstände des Lachens und des Spottes wurden? Man gewöhnte sich, sie als leere eitle Gesetze zu betrachten, und der Anblick der Ausschweifungen des Hofes rief selbst in Besseren einen Geist des Zweifels über bisher für heilig gehaltene Meinungen wach. So wurden nach und nach die Sitten gelockert und die umsichgreifende Demoralisation war der Beginn der Revolution.

Was bisher unerhört gewesen, das war die Meinungsäußerung des Volks, die noch nicht dagewesene und lange noch vornehm ignorirte demokratische Macht der öffentlichen Meinung, die jetzt heimlich und auch offen Opposition gegen das Königthum machte, vor dem, wie im Nu und nach höchster Machtentfaltung, im Volke alle Achtung entschwunden war. Es begannen Spottlieder auf den König zu zirkuliren; die Opposi-

tion gegen die religiöse Unduldsamkeit bildete sich zu einem mächtigen Faktor der Revolution aus, den man in immer anschwellender Macht bis zur Konstituirung des Konvents verfolgen kann und der am meisten in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, bei Voltaire und den Encyklopädisten, seine Rolle spielt. Die vertriebenen Hugenotten und Jansenisten gaben vom Auslande her Bericht über die gegen sie geübten Verfolgungen und dies kam vielfach dem Gelüst der Franzosen zu Hilfe, sich gegen die mißachtete Religion im Ganzen aufzulehnen, wobei sie gerade durch die Abbé's, die spottlustigen, irreligiösen, am meisten von der revolutionären Idee infizirten Geister des achtzehnten Jahrhunderts unterstützt wurden, welche z. B. ein im Jahre 1681 begonnenes und von Jurieu und La Vassor herausgegebenes wüthendes Oppositionsjournal: Les Soupirs de la France esclave, die Seufzer des geknechteten Frankreichs, welches Ludwigs XIV. Tyranneien herzuzählen liebte, in den Salons mit Eifer und schadenfroh verbreiteten.

Selbst die ehrwürdigsten und tugendhaftesten Personen rüttelten durch ihre Schriften an den Pfeilern des feudalen Königthums, ohne es zu wollen, indem sie entweder, wie Massillon und Daguesseau, durch

Lehren der Tugend und bürgerlicher Größe stillschweigend einen Spruch über Ludwig XIV. und seine Zeit fällten, oder gar, wie der edle Fenelon, dem Königthum offen vorhielten, daß es des Volkes wegen da sei und auch das Volk Rechte besäße: ein kühnes Wort und besonders an einen Fürsten wie Ludwig XIV. welcher die göttliche Einsetzung des Königsthums und dessen Unfehlbarkeit mit so vielem Pomp und mit unnachahmlicher Würde, die nichts neben sich dulden wollte, verherrlicht hatte. In diesem Gegensatze lag in der That eine ungeheuere Warnung für die Zukunft, die sich auch offen in Fenelon's „Abenteuer Telemach's" ausgesprochen findet. Seltsam genug, daß Fenelon, das Muster eines frommen und klugen Prälaten, eine der herrlichsten Zierden der Zeit Ludwigs XIV., der revolutionären Idee im Embryo eine erste Formel geben mußte: „Wenn die Völker Ihre Unterthanen sind, so geschieht dies durch Vertrag mit ihnen," heißt es in diesem wegen seiner Moral berühmten Werke; „werden Sie es unternehmen, Ihren Stützpunkt zu verlassen? Sie (die Völker) schulden Ihnen nur laut solchen Vertrags Gehorsam und brechen Sie ihn, so verdienen Sie auch nicht mehr, daß sie ihn halten." Allerdings durfte der „Telemach" nicht bei Lebzeiten

des Königs veröffentlicht werden; aber schon damals pflegte man die Werke der Schriftsteller durch Zirkulation des Manuscripts und Abschriften davon in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Als daher der „Telemach" 1717, nach Ludwigs und Fenelons Tode, zum ersten Male gedruckt erschien, kannte ihn bereits die ganze gebildete Welt. Um noch einen Beweis anzuführen, wie sehr das Königthum mißachtet war, gedenke man des Begräbnisses des einst so gefeierten „großen" Königs: man beschimpfte und höhnte und verfluchte öffentlich seine Leiche und mußte sie heimlich nach der alten Königsgruft von St. Denis hinüberführen!

Ja, kein Zweifel darüber, daß bei der Geburt Voltaire's die revolutionäre Idee durch den despotischsten und glänzendsten König schon erzeugt war. Das Ansehen der sonst durch Privilegien und Anmaßungen Geweihten hatte seine Achtung und einen Theil seiner Macht verloren; die Religion hatte aufgehört der alte Zügel für Alle zu sein; Unzucht und Sittenlosigkeiten wucherten in den gebildeten und vornehmen Klassen der Gesellschaft; der Zweifel begann die Ueberzeugung, noch mehr den Glauben zu zerstören; Kenntnisse und die Gewohnheit, über die Staatseinrichtungen nachzu-

denken, waren allgemeiner verbreitet und hatten die Illusionen über die Wirklichkeit der Dinge genommen, über alle Dinge leicht ein Urtheil ermöglicht. Aber das Urtheil selbst hatte auch an Gewicht und Zurückhaltung verloren; ein Jeder hatte gelernt, seine Person sowie seine Meinung für die wichtigste zu halten. Nach dem Tode Ludwig XIV. war überdies unter der liederlichen Regentschaft jene noch bisher beobachtete Rücksicht aufgegeben worden und die Geister hatten sich in einer überraschenden Macht gegen die einstige Selbstherrschaft aufgerichtet. Die Parlamente nahmen ihre alten Rechte wieder ein; die Maske eines erheuchelten Bigottismus wurde am Hofe selbst abgeworfen, die Finanzoperationen Laws führten zum merkantilen Schwindel und zu gänzlicher Demoralisation und die Maitressenwirthschaft am Hofe raubte dem Königthum sein letztes Ansehen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Literatur jener Zeit im Ganzen, so finden wir den Beweis, daß eine Krisis angefangen hatte; denn die Literatur im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hat kein eigenthümliches Gepräge aufzuweisen; sie umfaßt die Tragödie, den Roman, einige mittelmäßige Gedichte, einige seichte Geschichtsbücher — Alles meist Ausläufer der

Literatur des siebzehnten Jahrhunderts oder Produktionen ohne Zeitgepräge. Noch waren keine Geister aufgetreten, die Kraft genug besaßen, einen entscheidenden Anstoß zu geben und ihr Zeitalter zu stempeln. Sitten und Geist der Nation befanden sich noch im Zustande der Gährung und Umänderung und die Literatur pflegt bei solchen Prozessen keine Einheit in Meinungen, Grundsätzen und Endzwecken zu bilden. Es war auch natürlich; die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts produzirten, gehörten ihrer Jugend nach in eine andere Zeit; um die Früchte dieser Epoche kennen zu lernen, mußte man ihre wahren Kinder erwarten, denen sie Leben und Erziehung geschenkt.

Und dieses Kind seiner Zeit, mit den größten und glücklichsten Anlagen ausgestattet, um der charakterlosen Literatur die neue Idee, welche ihn großgesäugt, einzuimpfen, dieses Kind seiner Zeit war Arouet, genannt Voltaire, bestimmt, die Literatur der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in sich allein zusammenzufassen, sie revolutionär auszubilden und ihr den Stempel der Zeit aufzudrücken. Er, dessen Jugend in die Jugend der revolutionären Idee gefallen, war der Berufene und Auserwählte, sie dem Austrag entgegenzuführen, ganz das Gepräge seiner Zeit zu

tragen, und gewissermaßen ihr Stellvertreter zu sein, so daß nur wenig fehlte, daß sein Jahrhundert nicht auch nach ihm benannt ward.

Arouet wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen und sollte Rechtsanwalt werden. Trotz des Vaters zog er es jedoch vor, lieber Verse zu machen und mit seinem Pathen, dem Abbé von Chateauneuf, einem jener galanten, spöttischen, lebenslustigen und atheistischen Abbés, wie sie im achtzehnten Jahrhundert die Salons füllten, in die lustigen Zirkel der vornehmen Gesellschaft zu Paris zu gehen, und schon ganz früh durch Geister wie den Prinzen Conti, den Herzog von Sully, die Abbés Courtin, Servien und Chaulieu — lauter Genossen Chateauneufs — in Ausschweifungen, Cynismen und feinem Ton Unterricht zu nehmen. Er hatte Witz und Geist, und das Erste, was er sich damit erwarb, waren zweitausend Franks, die ihm Ninon de l'Enklos, eine Freundin Chateauneufs, in ihrem Testamente für Bücher vermachte.

Er war noch nicht achtzehn Jahre alt, als er sich mit der Abfassung der Tragödie „Oedipe“ beschäftigte und mit um einen Preis für Poesie bei der Akademie konkurrirte. Solche brotlose Beschäftigung reizte den Vater, der ihn nach Holland schickte (1713); in Haag

verliebte er sich in eine Protestantin und kam nach einem großen Skandal, den diese Liaison zur Folge gehabt, wieder nach Frankreich zurück. Da er den Zorn seines Vaters fürchtete, war er allen Ernstes daran, nach Amerika auszuwandern, als ihm sein Vater verzieh und in Paris zu einem Advokaten brachte. Hier wurden mehr Verse denn Akten geschrieben und bald schickte ihn sein Advokat als unbrauchbar fort. Der junge Arouet ging nun zu einem Freunde seines Vaters, dem alten Herrn von Caumartin, der ihm viel vom Hofe Heinrich's IV. erzählte, von dessen Besuchern er noch mehrere gekannt hatte; dadurch kam Voltaire auf die Idee seiner „Henriade“ und sammelte auch die ersten Materialien zu seinem Geschichtswerk über Ludwig XIV.

Von den vielen Spottgedichten, die bei Ludwig's XIV. Tode erschienen, schrieb man ihm auch eins zu,*) erstens weil seine Spottlust bereits bekannt war und dann weil sich die Strophe darin fand:

J'ai vu ces maux et je n'ai pas vingt ans.

Man sperrte ihn dafür ein Jahr in die Bastille, eine allerdings harte Strafe für schlechte Verse. Während

*) La Bastille, poëme. Oeuv. de Volt. (1789) I.

dieser unfreiwilligen Muße arbeitete er an der „Henriade“ und beendigte den „Oedipe.“ Endlich ließ man ihn frei, stellte ihn dem Regenten vor, dem er eine Sottise sagte, wofür sich dieser, der selbst Sottisen zu machen liebte, durch ein Geldgeschenk an dem jungen Geck rächte. Dann nahm er den Namen Voltaire an, „weil er unter seinem ersten zu unglücklich gewesen.“

Im Jahre 1718 führte man den „Oedipe“ auf und zwar mit bedeutendem Erfolg; die Folge davon war, daß Voltaire noch unverschämter wurde denn sonst; sich mit seinem jungen Ruhm an alle Vornehmen und Großen herandrängte und mit ihnen sich auf vertraulichen Fuß setzte. Der Vater, der den Triumph seines Sohnes mitangesehen, ließ sich nun rühren und erlaubte ihm, Dichter zu sein. Voltaire machte vornehme Liebschaften, Reisen, schlechte Gedichte an die Frauen und seine Epistel an Urania, ein erstes Produkt, in dem der Spott gegen die Religion sich offenbart, nicht aus Tendenz, denn Voltaire hatte noch keine Tendenzen, als höchstens die, ein berühmter Mann zu werden; sondern deßhalb weil es Ton in der damaligen Gesellschaft war, und Voltaire über ernsthafte Dinge nicht ernsthaft reden konnte.

Das Trauerspiel „Artemire" folgte 1720 auf den „Oedipe;" es hatte so viel Unglück, wie das Erstlingswerk Glück, obgleich „Artemire" viel reicher an poetischen Schönheiten ist, denn „Oedipe." Wüthend über seine Niederlage schrieb Voltaire das Stück um, und ließ es 1724 unter dem Titel „Marianne" auf's Neue aufführen; es fiel aber ebenso glatt durch wie früher, und Voltaire tröstete sich nun über diese Konsequenz des Publikums.

Seine „Henriade" war inzwischen vollendet und er las sie in einem Zirkel beim Präsidenten Hénault vor; da man viel daran tadelte, warf er das Manuskript in's Kaminfeuer. Man rettete es und Voltaire nahm es mit, um es zu revidiren. Der Abbé Desfontaines, ein Mann, der sich noch oft als den bittersten Feind Voltaires bewies, hatte schon vorher, wie dies bei der damaligen Sitte, die Manuskripte in den Salons zirkuliren zu lassen, leicht und auch gebräuchlich war, eine Abschrift von der „Henriade" genommen, eigene satyrische Verse hinzugefügt und das Epos unter dem Titel: „La Ligue" und unter Voltaire's Namen drucken lassen. Da es viel Glück machte und Voltaire's Ruhm erhöhte, schwieg dieser still, ja zeigte sich gewissermaßen dem Abbé dankbar dafür, was

dieser ihm durch die bösesten und hämischsten Kritiken später entgalt. Voltaire selbst gab nie ein Gedicht „La Ligue“ heraus, wie allgemein angenommen wird, und die „Henriade“ edirte er erst im Jahre 1729 mit den vielfachsten Abänderungen der von Desfontaines unbefugter Weise herausgegebenen und in zahlreichen Auflagen verbreiteten „Ligue.“

Voltaire war auf dem besten Wege zu großem Ruhme, als ein Ereigniß ihn zwang, dem bisherigen Leben Valet zu sagen. Ein Rohan hatte ihn nämlich auf offener Straße wegen Bosheiten, die er ihm an Sully's Tafel gesagt, durchprügeln lassen, wofür nicht etwa Rohan bestraft wurde, sondern Voltaire, der den Aristokraten zum Duell gefordert. Man sperrte ihn wieder in die Bastille und verwies ihn nach einem halben Jahre, das er im Gefängnisse zugebracht, des Landes. Der junge Dichter ging nun, es war im Jahre 1726, erbittert über das ihm zugefügte Leid, gereizt gegen sein Vaterland und dessen Zustände, nach England, und von nun an ersteht erst der eigentliche Voltaire.

Denn bis dahin war der Verfasser des „Oedipe“ nicht mehr als ein Dichter und ein ziemlich mittelmäßiger Dichter gewesen, ein wenig berühmt aus

Gnade des damals Alles geltenden Kritikers Lamotte, der ihn gelobt hatte; ein Kind, auf das Crébillon, der ruhmreiche Verfasser heroischer Tragödien, noch mitleidig und wohlwollend herabblickte. Erst in englischer Luft, durch die Verbannung, durch die Demüthigung und Verfolgung wurden Voltaire's Ideen für die geheime Ergründung des Zeitgeistes empfänglich gemacht und nun erst beginnt seine Wirksamkeit Bedeutung und Einfluß auf die Zeitgenossen zu erhalten.

Es ist wahr, Voltaire ging über den Kanal mit dem Geist seiner Zeit; aber er selbst war sich dessen nicht klar und wußte ihm nicht Ausdruck zu geben. In England öffneten sich ihm die Augen; er lernte die Wirkungen und damit die Idee der Revolution kennen, wodurch England seine Freiheit erlangt hatte; er drang in den kräftigen Geist der Literatur ein, die eben in England ihre große Epoche schloß. Die eine Erfahrung machte ihm das Wesen der Zeit, den Geist des Jahrhunderts klar und ließ ihn den Zweck der neuen Ideen erkennen, die andere Erfahrung gab ihm die Mittel an die Hand, diesem Geist seiner Zeit Ausdruck zu geben und auf die Erreichung des Zieles loszusteuern.

In der That war es natürlich, daß der Anblick

einer Nation, deren Regierung ein Wächter staatlicher Freiheit war und die sich im Bewußtsein der höchsten Wohlthaten allen Völkern voranstehend fühlte, Sehnsucht und Bedauern bei einem Franzosen erregen mußte, der in seinem Vaterlande ein unzufriedenes Volk ohne Macht und eine despotische Regierung ohne Achtung sah. Zwar kannte er die englische Nation nur oberflächlich und ihm waren die eigentlichen Ursachen, aus denen ihr Glück entsprang, unklar, so daß er häufig bewunderte, was eben nicht beneidenswerth war; aber England zu loben bot doch die beste Gelegenheit, über Frankreich zu spotten. Das Studium englischer Schriften regte daneben eine Fülle neuer Ideen in diesem Feuerkopf auf, welche seiner ganzen späteren Thätigkeit Nahrung zu geben wußten. Er studirte Locke, dessen Erfahrungsphilosophie nur oberflächlich in Frankreich bekannt war und den man hier um Cartesius Willen noch nicht zu verstehen begehrte. Locke's Lehren waren die Grundzüge des Materialismus; sie enthielten alle Mittel, jede Illusion in Nichts durch den Eudämonismus aufzulösen; sie waren die revolutionäre Idee in philosophischer Formel. Voltaire ward der Bewunderer Locke's und betrachtete ihn wie den einzigen vernünftigen Metaphysiker, besonders weil

er lehrte, daß man sich durch die Vernunft nicht überzeugen könne, daß Gott einem als Materie erscheinenden Wesen Gefühle und Gedanken verliehen habe.

Wie Locke, dessen Lehren er in Frankreich einbürgern sollte und die dem späteren Sensualismus Condillacs und seiner Anhänger hervorriefen, studirte er auch Pope, dessen persönlichen Umgang er überdies genoß; ebenso Newton, der damals bereits sich zur Autorität erhoben hatte. Von allen in England lebenden Dichtern war aber Swift, der burleske Humorist, sein liebster Freund; mit ihm lebte er Tage lang zusammen, besuchte die Theater und maß seinen Witz mit dessen cynischer Ironie. Auch Butler regte ihn an, ebenso wie Baco, obgleich er Locke über diesem Philosophen nicht vergessen konnte. Ein eingehendes Studium erfuhr auch Shakespeare, der ihm ganz neue Ideen über das Drama erschloß und dessen Einflüssen man in den nun folgenden Tragödien Voltaire's in überraschender Weise begegnet. Er las Milton, studirte die englische Sprache, das Wesen der Theater, die Presse — es war eine neue Welt, die sich ihm aufthat und unter deren Eindrücken er wie verloren schien; das ganze Wesen, seine Anschauungen und Ideen, seine Absichten und sein Charakter wandelten sich

um während der drei Jahre, die er auf britischem Boden verlebte, und als er wieder nach Frankreich kam, war er der Voltaire, welcher der französischen Literatur und Anschauung die bisher formlose revolutionäre Idee aufpfropfte.

Doch ging der Aufenthalt in England auch nicht ohne positive Schöpfungen vorüber. Er verfaßte seine „Henriade," so wie sie bald darauf erschien — ein kaltes, langweiliges Epos ohne epischen Gehalt, eine Verherrlichung Heinrichs IV. mit Gruppen von Personen seiner Zeit, mit ziemlich frivolen Liebesscenen zwischen Heinrich und seiner Gabriele d'Estrées; glatte, klingelnde Verse zu Ehren der englischen Verfassung, einzelne schöne Beschreibungen und Portraits; im Ganzen jedoch ein langweiliges pathetisches Gedicht, das mit Gewalt die Franciade überholen wollte. Zum Glück hatte Voltaire durch Desfontaines' Indiskretion den Ruhm dafür weg; aber er erreichte mit dieser Produktion jetzt noch durch die Subskription eine ungemeine Geldsumme, welche den Grund zu seinem durch Wucher und Spekulation dann schnell und riesig vermehrten Vermögen bildete. Außer der „Henriade" entstanden auf britischem Boden noch die Entwürfe zu der Tragödie „Brutus," zur Geschichte Karls XII.;

zu den philosophischen und englischen Briefen und zu einer Menge von Theaterstücken, die, noch unfertig, Shakespeare'sche Gedanken französisch zu interpretiren suchten.

Im Jahre 1729 kam Voltaire, stillschweigend begnadigt, nach Paris zurück, mit einem größeren Ehrgeiz denn je und den Kopf voller Ideen und Entwürfe. Er gab zuerst seine „Philosophischen Briefe“ heraus, die das Verdienst haben, ein klares Verständniß der englischen Philosophie, der Locke'schen und Newton'schen Lehren, in Frankreich mit Erfolg verbreitet zu haben, die aber auch viel dazu beitrugen, die Mißliebigkeit Voltaire's in den Kreisen der Regierung und des Klerus zu erhöhen, so daß man sogar die harmlose Geschichte Karls XII., die 1730 gedruckt wurde, und mit Recht als Meisterwerk eleganten Styls und klarer Erzählung gilt, unterdrückte, weil man wieder Ketzerei und „schlechte Philosophie“ darin witterte. Karl XII. erschien trotzdem 1731 zu Rouen.

Inzwischen hatte Voltaire den eigentlichen Grundstein seiner bedeutungsvollen Wirksamkeit gelegt; die erste Frucht der englischen Einflüsse war abgefallen, das erste Werk, welches den Gedanken des Jahrhunderts, die Idee der Zeit, in poetischer Umhüllung

barg, war erschienen: das Trauerspiel „Brutus“ war 1730 zur Aufführung gekommen. Es machte wenig Glück, aber es ist eins der wichtigsten Werke Voltaire's und der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts; denn in ihm findet man, was man in keinem poetischen Werke der französischen Literatur bisher begegnet, die Poesie als Dolmetscherin der politischen Meinung. Und dies in der That macht die Bedeutung Voltaire's aus; all sein Talent als Dramatiker, all sein Geschick als Dichter, all seine Klarheit als Darsteller genügten nur, ihm Ruhm zu verschaffen; aber was ihm diesen magischen Einfluß auf seine Zeit verschaffte, war die Anwendung literarischer Produktion zur Ausbreitung der Zeitideen, der politischen und öffentlichen Meinung, d. h. der revolutionären Idee. Er war es, welcher die Literatur aus ihrer Beschaulichkeit herausriß und sie dem großen Welt- und Völkerleben zustieß; er war es, welcher ihre ästhetische Berechtigung der politischen und sozialen unterordnete und durch eine Fülle von Poesien, Erzählungen, Epigrammen, Briefen und Witzen den Glauben allgemein machte, daß das Bestehende schlecht, das Heilige lächerlich, das Geweihte ungerecht sei. Weiter geht seine Bedeutung nicht, aber das ist auch genug; er negirte,

er löste auf, er unterminirte die alte Ordnung; er that es weder aus Bosheit noch aus Willkür, sondern er nutzte die Idee der Zeit aus und es gewährte ihm faunischen Genuß, daß diese Ideen der Zeit eine destruktive Wirkung übten.

Das Trauerspiel „Brutus," unstreitig durch Shakespeare angeregt, war entschieden ein kühner Schlag nach dem Königthum und der Despotenwirthschaft in Frankreich. Zwar konnte man damals sagen, daß ja nur römische Zustände gemeint seien, aber die Angriffe auf diese trafen auch und sollten auch die französischen Zustände treffen. Es gab eine Menge allgemein gehaltener Tiraden darin, die auf ganz bestimmte Dinge in Frankreich wiesen; die Bastille und die lettres de cachets waren recht gut kenntlich gemacht, Auslassungen gegen die Tyrannei und für die Freiheit waren in Menge darin und sicherlich doch unter einer despotischen Regierung nicht zum Spaß geschrieben.

Wenn diese republikanische Apotheose, diese politische Philosophie und Feier des Patriotismus damals keinen rechten Anklang fand, so lag die Schuld daran, daß man über die Politik noch gar nicht bestimmte Gedanken hatte und Patriotismus nicht existirte; aber die Wirkung blieb doch nicht aus, und daß „Brutus"

ein revolutionäres Stück war, anerkannte sechzig Jahre später die französische Revolution in eklatanter Weise durch unzählige Aufführungen desselben in Begleitung politischer Demonstrationen. „Brutus" war eben der Ausdruck von Zeitideen, welche dem Publikum im Großen noch sehr unklar waren, die jedoch existirten und ein halbes Jahrhundert später von aller Welt verstanden wurden. Die Gebildeten täuschten sich auch 1730 nicht über den Character des Stückes und Fréron denunzirte dasselbe offen in seiner Kritik als „gefährlich für die Monarchie."

Die Verfolgungen, durch einzelne meist indiskret veröffentlichte Gedichte und Briefe hervorgerufen, mehrten Voltaire's Ruhm außerordentlich um diese Zeit und trugen seinen Namen über die Grenzen des Vaterlandes fort. Durch den ungewöhnlichen Erfolg seines Trauerspiels „Zaire" (1732), welcher durch die kurz zuvor bei der Aufführung der „Eryphile" erlittene Niederlage nur noch glänzender erschien, war Voltaire in den Rang der ersten dramatischen Dichter Frankreichs getreten. „Zaire" war das Meisterwerk Voltaire's, zwar mit Zügen von Shakespeare's „Othello," aber doch eigenthümlich voltairianisch. Es entzückte durch wahrhaft poetische Schönheiten und schuf auf der einen

Seite dem Dichter zahlreiche Verehrer, auf der anderen Neider und Feinde in Menge.

Die unersättliche Ruhmgier Voltaire's trieb ihn gerade jetzt an, sich als Meister auf allen Gebieten zu zeigen und durch eine großartige Fruchtbarkeit jeden Widerspruch gegen seine Diktatur, jeden Zweifel an seiner Erhabenheit, jede Kabale seiner Feinde zu ersticken. Er schrieb für Rameau, den berühmten Komponisten, eine Oper; dann ein Gedicht: „le temple du gout,“ in dem er mit seiner Bosheit und giftigen Ironie alle Schriftsteller seiner Zeit schulmeisterte und dadurch den größten Haß gegen sich aufrief; endlich eine Tragödie „Adelaide du Guesclin,“ später auch unter dem Titel „le Duc de Foix,“ aufgeführt, die gar kein Glück machte, aber vielleicht eine der lieblichsten Schöpfungen Voltaire's ist.

Im Jahre 1735 ließ er seine bereits vier Jahre früher verfaßte und auf einem kleinen Theater gespielte Tragödie: „Cäsars Tod“ drucken. Man argwöhnte ein republikanisches Seitenstück zum „Brutus“ und verbot die Ausgabe; aber das Werk erschien trotzdem, wenn es auch erst acht Jahre später in Paris aufgeführt werden durfte. „Cäsars Tod“ ist die Fortsetzung des „Brutus,“ die zweite große Formel der revolutionären

Idee, ein Stück von derselben Bedeutung für die Revolution wie „Brutus." Die allgemeinen Phrasen, die sich hier wie überhaupt reichlich in allen Voltaireschen Stücken finden, beziehen sich auf die Freiheit der Nation, auf den Haß gegen die Tyrannen, auf die Größe des Vaterlandes.

Voltaire, so gern er die Gefahr heraufrief, war doch eine viel zu furchtsame und unedle Natur, um ihr kühn entgegenzutreten; er entfloh ihr gern oder suchte sie, was unehrenhafter war, gar durch Schmeicheleien nachträglich zu beschwören. Die Ausgabe von „Cäsars Tod" schien seine Freiheit in Paris zu bedrohen und Voltaire ließ prahlerisch verbreiten, daß er seinem undankbaren Vaterlande für immer den Rücken kehren wolle. In der That reiste er ab, aber um sich nach Cirey zu verbannen, wo er in den Armen der Marquise von Châtelet und in ihrer wirklich klassischen Gelehrsamkeit Trost und Genuß fand.

Die Frau von Châtelet, die Voltaire 1733 kennen gelernt, war jung, hübsch, liebenswürdig und bei alledem doch noch eine große Kennerin der alten Sprachen und Mathematik. Voltaire verdankte ihr unendliche Anregungen und wurde, man kann sagen, durch sie in Tiefen philosophischer Anschauungen geführt, die er

bisher noch nicht ergründet hatte. Auch war er ihr dankbar dafür, denn er lebte mit ihr bis zu ihrem 1749 erfolgten Tode und feierte sie aufrichtig in einer Menge ihr gewidmeter Gedichte. In Cirey begann nun ein fruchtbares Zusammenleben Beider; Voltaire, wenn er nicht mit der Marquise botanisirte oder Physik und Mathematik trieb, studirte in ihrer reichhaltigen Bibliothek und arbeitete. Hier entwarf er seine besten Tragödien, „Alzire," „Mérope," „Zulime," „Mohamet" und die Komödie „l'Enfant prodigue;" ferner sein Werk über die allgemeine Geschichte seit Karlmann, welches eine Fortsetzung der berühmten Bossuet'schen bilden sollte, die Elemente der Philosophie Newtons, und die „Pucelle."

Wenn Etwas Voltaire in dieser arbeitsamen Zurückgezogenheit verdroß, so war es die Art und Weise, mit der man in Paris seinen Ruhm zu verdunkeln suchte. In allen seinen Briefen aus Cirey beschwert er sich über „die Verleumdungen und Kabalen der Schriftsteller, über die Niederträchtigkeiten und Ehrabschneidereien der Elenden, welche die Literatur entehren." *) Desfontaines besonders machte ihm viel

*) Mém. p. Voltaire p. 1. — Lettres secretes de Voltaire p. 14.

Kummer und er ließ durch einen seiner Ergebenen ein Pamphlet gegen ihn erscheinen (1738), auf welches der satyrische Abbé mit einem anderen, „La Voltairomanie," antwortete. Voltaire war über die Bosheiten in dieser Broschüre außer sich und sechs Monate lang sann er auf Rache, die ihm dann endlich kläglich genug in einer polizeilichen Vernehmung des bösen Kritikers in Paris wurde.

Eine Entschädigung für all' die Angriffe, welche der Neid, aber auch seine eigne Spottsucht und Arroganz hervorriefen, fand er in der schmeichelhaften Weise, mit der ihm brieflich der Thronerbe Preußens, Friedrich, entgegenkam.

Schon 1736 hatte ihn dieser Prinz nach Berlin eingeladen, aber Voltaire meinte mehr prahlerisch als aufrichtig, „daß er seine Freunde nicht um der Fürsten Willen verlassen wolle." Nichts destoweniger folgte er im Jahre 1740, als Friedrich König geworden war, der Einladung desselben und machte ihm von Brüssel aus, wo Friedrich II. sich gerade aufhielt, seinen Besuch auf einem Schlosse bei Cleve. Der junge König, stolz darauf, Philosoph zu sein und einen so berühmten Dichter, der im Geruche eines Gotteslästeres und Umstürzlers stand, seine Gunst zu bezeigen, sah Vol-

taire, sprach ihn und ärgerte sich über seine Geldgier und feige Schmeichelei, was nicht verhinderte, daß er mit ihm in dem lebhaftesten Briefwechsel blieb und ihn mehrere Male, 1742 nach Aachen, 1743 nach Berlin lud, wohin Voltaire, zuletzt förmlich als Spion Frankreichs, auch wirklich ging.

Voltaire trat jetzt in das reichste und schönste Jahrzehnt seiner Thätigkeit. Bis zum Jahre 1750 stieg er immer höher und höher als Poet, sein Ruhm befestigte sich, sein Name ward eine Autorität, die gesammte Literatur Frankreichs für die erste Hälfte des Jahrhunderts, lediglich von poetischem Gepräge, gipfelte sich in ihm. Er ward der erste Dichter und neben ihm strahlte kein anderer Name mit so intensivem Glanz; alle Celebritäten der französischen Literatur, die Dichter Crébillon, Fontenelle, Lachaussée, Marivaux, Piron, Moncrif, Colardeau, Bernard, Gresset u. A. — sie alle anerkannten in dem Jahrzehnt von 1740 bis 1750 Voltaire als ihren Meister, oder mußten gezwungen sich vor der Allmacht seines Genius beugen. Ja, der große Voltaire war es, welcher bis zur Höhe des Jahrhunderts sich heranbildete; aber der eigentliche Voltaire trat erst nach dieser Glanzepoche, nach dieser poetischen Diktatur,

nach dem Jahre 1750 in's Leben. Von diesem Wendepunkte an ward er Philosoph, nicht aus Laune, sondern weil die revolutionäre Idee den poetischen Ueberwurf gegen die gravitätische Stola der Philosophie vertauscht hatte und nach der Einwirkung auf das Gefühl nun den Verstand der Nation zu präpariren suchte. Hätte ein Voltaire, in dem der Geist der Zeit am feinsten ausgebildet war, gegen diesen neuen Schritt vorwärts zurückbleiben können? — Er hatte nicht allein durch seine Briefe und Gedichte den Boden zu unterwühlen angefangen, sondern viele seiner dramatischen Werke waren auch gegen das Bestehende offen gerichtet. Dahin ist auch seine Tragödie „Mahomet" zu rechnen, die er 1739 verfaßt und 1741 in Lille aufführen ließ. „Mahomet" war ein revolutionäres Stück, denn es zeigte durch die Darstellung der Gründung des Islamismus das Menschliche aller Religionen und förderte die Angriffe gegen die Heiligkeit der Kirche. Auch ließ es Anfangs die Censur in Paris nicht zur Aufführung kommen, weil man den Gründer des Christenthums in dem barbarischen Errichter des Mohamedanismus erkennen wollte. Voltaire ließ das Stück 1745 drucken, und es muß in der That als ein bitterer Hohn erscheinen, daß er es

dem damaligen Papst widmete; aufgeführt wurde „Mahomet“ erst 1751 und zwar mit großem Erfolg, der freilich noch nicht den revolutionären Charakter hatte, wie die Applause, die dieses Trauerspiel während der Revolution und des Kampfes zwischen Nationalversammlung und Klerus erntete.

Im Jahre 1743 wurde sein Trauerspiel „Mérope“ aufgeführt und mit einer nie gekannten Begeisterung aufgenommen. Man hatte noch niemals Dichter auf die Bühne gerufen; man rief Voltaire nach der Vorstellung der „Mérope“ und jubelte ihm zu. Es war ein großartiger Erfolg des poetischen Genies; Voltaire wollte, daß ihn nicht allein die Nation, sondern auch sein instinktiver Feind, das Könightum, anerkenne; damit wäre das große Bollwerk, gegen welches die revolutionäre Idee, und als ihr erster Austräger Voltaire, ihre Geschosse richteten, überrumpelt worden. Voltaire schmeichelte jetzt dem Könige, er machte Gedichte ihm zu Ehren, und verherrlichte, wenn es auch nur eine bittere Satyre war, die Pompadour, die neue Maitresse Ludwigs XV., in Madrigalen als den Schutzengel Frankreichs und des Königs. In dieser servilen Schmeichelei, die Voltaire gegen Mächtige gern übte, lag viel mehr, als der Schmeichler und seine

Zeitgenossen ahnten: er, Voltaire, der Revolutionär, feierte in der Pompadour denjenigen Schutzengel Frankreichs, der das Königthum vornehmlich vernichtete, und die Maitresse verschaffte ihm, was sein Genie nicht ermöglichen konnte, einen Platz in der Akademie. So diente Voltaire mit Bewußtsein sich selbst und instinktartig auch seiner Sache. Bald gab er auch die Mühe für verloren, das Königthum für sich zu gewinnen und durch Schmeicheleien den Feind, der sich unwillkürlich vor einer Gemeinschaft mit Voltaire, trotz seines Ruhmes scheute, zu bestechen. Der Hof hatte eine Ahnung von dem, was Voltaire repräsentirte: er ließ den Träger der Revolutionsidee fallen, kehrte ihm verächtlich den Rücken und protegirte, um ihn auf's empfindlichste zu kränken, seinen dramatischen Nebenbuhler Crébillon.

Das war in der That das Bitterste, was Voltaire dem neidischsten, kleinlichsten, engherzigsten, eitelsten Dichter widerfahren konnte. Man stellte offiziell einen Poeten über ihn und das bewirkte, daß Voltaire einen glühenden Haß gegen Crébillon faßte und jede Rücksicht auf den Hof fahren ließ. Crébillon, gemeinhin zur Unterscheidung von seinem, als schlüpfrigen Romandichter bekannten Sohne, der Aeltere genannt, war

lange vor Voltaire als Tragödiendichter aufgetreten. Er war als ein hochbegabter und würdiger Nachfolger Corneille's und Racine's zu betrachten, ein Dichter, der nur antike Stoffe dramatisch behandelte und eine Vorliebe für Schilderung des Schrecklich-Erhabenen und Grausenerregenden besaß. Sein „Rhadamiste“ (1711), „Xerxes“ (1714), „Pyrrhus“ (1726) hatten ihn berühmt gemacht und als Voltaire's Ruhm aufging, fand er nur Crébillon, der sich ihm gegenüber stellen konnte. Der Dichter des „Xerxes“ lebte seither dürftig von seinem großen Ruhm, als es dem Hofe, eben um Voltaire zu demüthigen, gefiel, ihn aus seiner Armuth zu reißen, ihm eine Pension zu geben und sein neuestes Werk „Catilina“ in Versailles zuerst aufführen zu lassen. Damit theilte sich die gesammte französische Schriftstellerwelt jener Tage in zwei Feldlager, in Crébillonisten und Voltairianer, die sich gegenseitig in Broschüren und Satyren auf's weidlichste herabzusetzen suchten und bis zu den äußersten Schmähungen ausschritten. Voltaire zitterte vor Wuth über die Demüthigung, die ihm angethan und rächte sich auf gemeine Art, indem er Crébillon persönlich in Epigrammen verhöhnte, auf eine edlere Art, indem er mit ihm einen poetischen Wettkampf einging, aus dem

er endlich als Sieger hervorging. Er beschloß, die Stoffe, welche Crébillon mit Glück bearbeitet hatte, auch seinerseits zu dramatisiren; so entstand 1748 „Semiramis," die freilich durch die Crébillonisten ausgepfiffen wurde; dann „Orest" (1750), dann „Rome sauvée" als Seitenstück zu Crébillons „Catilina;" endlich die verunglückte „Atrée" und später noch „Le triumvirat" (1765), unter welchem Titel Crébillon kurz vor seinem 1764 erfolgten Tode sein letztes Stück hatte aufführen lassen.

Die Geliebte Voltaire's, Marquise de Châtelet, war inzwischen gestorben; sie war trotz ihrer Gelehrsamkeit den Verführungen der Welt erlegen, hatte am kleinen lothringischen Hofe des letzten Polenkönigs, Stanislaus, den sie öfter mit Voltaire besuchte, den jungen, später als Oden- und Madrigalendichter berühmten Saint-Lambert kennen gelernt, ihn geliebt und zum Grame Voltaire's sich von ihm verführen lassen. Das Kind, welches diesem Verhältniß entsprang, war die Ursache ihres Todes. Voltaire fielen gleich nach dem Tode der Marquise von Châtelet Verse vom Könige von Preußen in die Hände, in denen von der „Abendröthe Voltaire's" gesprochen war. „Der König soll sehen," meinte Voltaire, „daß ich

noch keine Abendröthe habe," und er reiste nach Berlin. Friedrich nahm diese Rache nicht übel auf. Er suchte Voltaire dauernd an sich zu fesseln, gab ihm eine Wohnung in Potsdam, machte ihn zum Kammerherrn und dotirte ihn mit 20,000 Francs jährlichen Gehalt, ohne daß Voltaire etwas Anderes dafür zu thun hatte, als mit dem König zu lesen, zu plaudern, zu philosophiren und zu schriftstellern. Einige Jahre genügten, um das auszugenießen, was die Seele des philosophischen Königs und die des sophistischen Dichters Gemeinsames besaßen. Voltaire wucherte, ja fälschte sogar, um sich reich zu machen und dies, so wie die Feigheit seines Charakters, machten ihn Friedrich überdrüssig. Voltaire machte damals eine gemeine Satyre auf Maupertuis, den Direktor der Berliner Akademie, den Friedrich schon 1740 berufen hatte; sie war so gehässig, zeigte den indiscreten, rachsüchtigen Character des französischen Dichters in so ungeschminkter Weise, daß sich der König darüber empört fühlte und besonders weil Voltaire frech die Autorschaft abläugnete.*) Die Versöhnung, die zwischen Beiden eintrat, war

*) Oeuvres de Fréderic le Grand. XXII. Correspondance de Fréderic avec Voltaire II. (1853).

nur oberflächlich; Voltaire wollte fliehen, Friedrich kam ihm zuvor und jagte ihn fort.

Voltaire ging zuerst nach Gotha, zur Herzogin Louise Dorothea, eine der klügsten und liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit, die der Literatur eine außerordentliche Theilnahme zuwandte und zu den Anhängern Voltaire's und später auch, eben so wie ihr Gemahl, zu den Förderern und Verehrern der Encyklopädisten gehörte. Voltaire war ganz entzückt von der Herzogin, unterhielt seit dieser Zeit einen lebhaften und interessanten Briefwechsel mit ihr, der in seinen wesentlichen Bestandtheilen wohl gedruckt ist, von dem aber pikante Fragmente noch handschriftlich in den Staatsarchiven zu Gotha aufbewahrt sind. Nach einigen, im Umgange mit dieser hochgebildeten Herzogin glücklich verlebten Monaten reiste Voltaire über Frankfurt nach Frankreich zurück. In Frankfurt ließ ihn Friedrich durch seinen Gesandten arretiren, um einige von Voltaire mitgenommene Gedichte und Satyren wieder zu erhalten; da sich dieselben beim Gepäck Voltaire's befanden, welches er über Leipzig geschickt, so mußte er längere Zeit bewacht in Frankfurt bleiben, bis endlich sein Gepäck ankam. Voltaire, überdies krank, beschwerte sich in einem Briefe an die Herzogin

bitter über diese Behandlung, und seine Nichte, Madame Denis, die von Paris nach Frankfurt gereist war, um ihn in seiner Haft zu pflegen, richtete an die Pompadour ein Schreiben, welches augenscheinlich eine Annäherung des Versailler Hofes und des nach Fürstengunst sich sehnenden Voltaire bewirke sollte*) — eine Absicht, die vollständig mißlang und den erbitterten Dichter von nun an kühner und entschiedener als bisher auf der Bahn der Revolution forttrieb. Voltaire, obgleich instinktartig Revolutionär, wäre jetzt noch mit einigen Schmeicheleien erkauft worden; später, als man es thun wollte, buhlte man lieber um die Gunst der Völker als die der Könige.

Von Frankfurt aus ging Voltaire 1754 als „irrender Ritter,“ wie er sich in den Briefen aus jener Epoche nennt, nach Colmar im Elsaß. Inzwischen war indiskreter Weise, und früher vielleicht als Voltaire lieb gewesen, sein meisterhaftes Werk über die Sitten und den Geist der Nationen unter dem Titel

---

*) Handschriftliche Briefe Voltaire's an die Herzogin von Sachsen-Gotha im Staatsarchiv zu Gotha. Ueber die Verhaftung Voltaire's giebt der 8. Band von Varnhagens Denkwürdigkeiten richtigen Aufschluß. Alle die dort mitgetheilten Dokumente befinden sich auch in Gotha.

„Abrégé d'histoire universelle," in Holland veröffentlicht worden. Es befanden sich Stellen darin gegen die Könige und die Priester, welche in gleicher Heftigkeit noch nie Voltaire's Feder entschlüpft waren und die ihn zum ersten Male als den bestimmten Feind der bestehenden Ordnung kennzeichneten. Umsonst machte Voltaire von seiner alten Taktik Gebrauch und läugnete die Autorschaft der gefährlichen Worte ab; man behandelte ihn von jetzt ab offen als Feind, und das Königthum und der Klerus wurden gleich eifrig, ihn zu verfolgen und ihm, dem feigsten und doch auch kühnsten Schriftsteller ein politisches Märtyrium zu bereiten, das bald seinen Ruhm mit einer unantastbaren Weihe umhüllte. Auch daß Voltaire, um sich die Priester wieder wohlgesinnter zu machen, heuchlerisch das Abendmahl nahm, täuschte diese nicht; schrieb doch derselbe Voltaire zu derselben Zeit an die Herzogin von Sachsen-Gotha: „Die katholischen Priester sind geborene Verfolger, ebenso wie die Tiger mit Krallen zur Welt kommen." *)

Nach einigen Badereisen ließ sich Voltaire abwechselnd in Lausanne, les Delices und Genf nieder, bis

*) Handschriftlicher Brief Voltaire's. August 1754.

er, der kirchlichen Verfolgungen müde, die beiden Schlösser Tourney und Ferney in der Nähe von Genf kaufte, die ihm von nun an bis zu seinem Tode zum steten Aufenthalt dienten. Hier, im Bewußtsein und im Hochgenuß seines Reichthums, „wodurch er, nachdem er bisher bei den Königen gelebt, nun selber bei sich König sein konnte,“ *) lebte er still den Musen und der revolutionären Idee, fern dem Weltgewühl und doch die Spinne im großen Gewebe aller Zeitgedanken. Sein Ferney wurde weltberühmt; es ward das Mekka der französischen Literatur, wohin jeder Schriftsteller mindestens einmal pilgern mußte, um den „Philosophen,“ den „Patriarchen“ daselbst zu sehen und zu sprechen. Hier ward der mächtige Hof der Revolutionsidee gegründet, dessen Glanz bald den des königlichen Versailles überbot. Dieses Patriarchenthum von Ferney ist für sich ein ganz eigenthümliches Bildniß, in Vielem gar nicht mehr ähnlich mit dem hier gebotenen Voltaires in seiner ersten Zeit und zumeist als Dichter.

*) Mémoires p. 74.

Beaumarchais.

Beaumarchais ward zu Paris am 24. Januar 1732 geboren. Sein Vater, der ein ausgezeichneter Uhrmacher war, brachte seinem Sohne Anfangs Geschmack für seine Kunst bei, doch hatte der junge Beaumarchais nicht Ausdauer dazu, um so mehr, als er leidenschaftlich die Musik liebte, und dieser endlich seine ganze Zeit und Kraft widmete. Er erlernte mehrere Instrumente und spielte mit bezaubernder Fertigkeit besonders die Harfe und die Guitarre. Die Töchter Ludwig's XV. wünschten sein Spiel zu hören, und gewährten ihm deßhalb Zutritt zu ihren Konzerten, dann auch zu ihren Privatgesellschaften. Der große Einfluß, den er damit bei den Prinzessinnen von Frankreich erreichte; das Mißverhältniß zwischen Dem,

was er geworden und Dem, wozu er geboren; sein Stolz, der sich sehr geltend zu machen wußte; ein leichtes Wesen in Ton und Manieren, welches sich zuweilen, wie bei einem echten Pariser Gamin, in Unbescheidenheit zeigte, — alles dies machte ihn bald im Geheimen bei den Hofleuten verhaßt. Ein Großer vom Hofe, der ihn einst in einem prächtigen Gewande durch die Gallerie von Versailles gehen sah und ihn gern demüthigen wollte, sagte ihm höhnisch: „Ich treffe Sie gerade zu rechter Zeit; meine Uhr ist in Unordnung; Sie haben wohl die Güte, einen Blick hineinzuwerfen." — Beaumarchais erwiderte darauf, daß er stets mit seinen Händen etwas linkisch gewesen sei. Dennoch drängte ihn der Hofmann und Beaumarchais nahm endlich die Uhr, ließ sie aber sogleich mit der sarkastischen Bemerkung fallen: „Ich hatte Ihnen ja gesagt, daß ich etwas ungeschickt mit den Händen bin."

Der Schutz des Hofes brachte Beaumarchais in nahe Verbindung mit dem reichen Duvernay. Mit seiner Gewandheit für Geschäfte nahm er diese Beziehung wahr, machte sein Glück, besonders durch geschickte Handelsspekulationen und Waffenlieferungen für die amerikanische Freiheitsarmee, deren Sache er

überdies bei den französischen Ministern wirksam förderte, und hatte sich auf solche Weise bald ein, für einen Privatmann jener Zeit, ungeheures Vermögen erworben.

Drei Prozesse machten ihn nun auch zu einem öffentlichen Charakter, besonders, als er dieselben in der Form von „Memoiren" herausgab. Sein Prozeß gegen den Parlamentsrath Götzmannn gab ihm vornehmlich Gelegenheit, sich Popularität und Ruhm auf Kosten dieses und des Parlaments zu erwerben. War diese Berühmtheit Beaumarchais' anfangs auch nur sehr zweideutiger Natur, so hatte er doch die Genugthuung, seine Sache immer als die aller verfolgten Bürger gegenüber der Justiz, vermöge seiner äußersten Kühnheit und seines ausgezeichneten Darstellungstalents, betrachtet zu wissen. Man haßte die Justizverwaltung mit ihren Mängeln, ebenso wie das Parlament Meaupou, und ergriff daher eifrig Beaumarchais' Privathändel, um daraus eine Nationalangelegenheit zu machen und sich in Opposition mit der Regierung zu setzen. Beaumarchais' Memoiren waren im Grunde nichts wie glänzende Pamphlete und genau in demselben Styl und mit derselben Kühnheit und Ironie geschrieben, wie sie bald darauf bei den Pamphletschreibern

von Profession, namentlich dem mit Beaumarchais befreundeten Morande, Mode wurden. Auch kann man annehmen, daß diese Rechtshändel, in denen sonderbarer Weise der König, wohl aus Gunst für Beaumarchais, für diesen Partei nahm, wenn auch nicht gerade der königlichen Autorität einen verderblichen Stoß versetzten, doch dem Bürgerstande, der sich immer mehr emporhob, Muth und Kühnheit gaben, offen gegen die bisherige Verwaltung zu opponiren.

Zu gleicher Zeit begann Beaumarchais aber auch seine Theaterstücke aufführen zu lassen und zwar zuerst „Eugenie“ (1767), ein Drama, dessen Stoff, in Verbindung mit einem Ereigniß seiner Familie gesetzt, aus Le Sage's „lahmem Teufel“ genommen ist. Dasselbe ist insofern noch beachtenswerth, als es von Goethe durchgängig für seinen Clavigo benutzt wurde. Einige Stellen, welche Goethe aus den Memoiren Beaumarchais', über ein, dessen Schwager Clavigo betreffendes, Familienverhältniß entnommen, sind sogar, ebenso wie einige Scenen aus „Eugenie“, buchstäblich benutzt worden.

Die Hochzeit des Figaro (1784) ist jedoch Beaumarchais' unstreitig bestes dramatisches Werk und eins der bedeutungsvollsten überhaupt. In Figaro wagte

man zum ersten Male eine bestimmte und kühne politische Idee personifizirt darzustellen; der Diener Almaviva's war weiter nichts als der dritte Stand, welcher so zuerst hinter den Lampen und auf den Brettern, die die Welt bedeuten, die Aristokratie vernichtete und die Spur der Ehrfurcht, welche die alten Institutionen noch besaßen, unter allgemeinem Gelächter zu Grabe trug. Figaro war das Kühnste an Herausforderungen gegen den Adel, an bittrer Kritik mancher Seiten des Regierungssystems und namentlich der Censur. Dieser schlaue, lustige, dienende Figaro brach gewissermaßen dem Staate wie einer Champagnerflasche den Hals; er vernichtete die Autoritäten, die sich mit Mühe noch Achtung erhalten hatten, gänzlich. Nackt und rein menschlich, all ihres Flitters und Scheins beraubt, standen die bisherigen Herrlichkeiten nun da mit ihren Gebrechen; all ihr blendendes Kostüm war dahin und das Volk lachte über das, was es sonst respektirt hatte. Ein solches Lachen lacht den Respekt, ja selbst die Erhabenheit einer Sache weg. Figaro's Hochzeit, an Gehalt so wenig, an Intriguen so schablonenmäßig, so dünn, so trocken und fadenscheinig, machte doch das Volk über die bisherigen Autoritäten lachen — und das war von immenser Bedeutung.

Das Volk jubelte über diesen Almaviva, diesen wahren Ritter von der traurigen Gestalt, und in ohnmächtigem Zorn beschämt und all seiner Flitter entkleidet, sah der Adel sich zur Zielscheibe der beißendsten Epigramme gemacht, unter deren Gewalt sein ganzes Ansehen zu Boden sank.

Bis dahin hatte auf den Theatern, wie überhaupt in allen Gattungen der Literatur, der sogenannte philosophische Geist dominirt. In den Tragödien war es Styl, den Fanatismus anzugreifen, das heißt, Voltaire's Leben zu dramatasiren. In den Komödien predigte man Freiheit und Gleichheit, ohne für Beides jedoch klare und bestimmte Begriffe mitzubringen; in den Opern sang man mit französischer Komik die Moral in Couplets ab, und es war gewissermaßen Modeton, in neuen Stücken weitschallende Sentenzen und jene banalen, hochtönenden Phrasen zu suchen und zu beklatschen, die man in einem allgemeinen oder besonderen, auf gewisse Umstände und Tagesereignisse bezüglichen Sinne auffassen konnte und welche von den Autoren mit Geschicklichkeit so abgefaßt zu werden pflegten, daß sie meistentheils von jeder Partei als Gedankenausdruck begrüßt und immer à deux mains genommen werden konnten. Man war mit einem

Worte noch mitten in der Organisation der Parteien, in jener Uebergangsperiode, wo das Allgemeine und Vage noch das Spezielle und Bestimmte beherrscht, ein noch unbestimmtes Gefühl es liebt, Ausfälle als Platzpatronen loszulassen, und Angriffe zu machen, die Niemanden speziell treffen. Beaumarchais dagegen war der Aristophanes, welcher mit Fingern auf das hinzeigte, was er angriff. Vor ihm hatte man Briefe geschrieben, denen die Adressen gefehlt. Beaumarchais aber glich jenem sicheren Bogenschützen, der auf seinen Pfeil den Namen desjenigen schrieb, den er treffen wollte.

Daß Beaumarchais Günstling der Königin war, bewirkte die von der Censur verbotene Aufführung des „Figaro" auf „Allerhöchsten Befehl." Damit ließ die Königin ein Geschütz abfeuern, welches sie selber vernichten sollte; denn die Aufführung dieses verhängnißvollen Stückes gab unstreitig zuerst ein klares, präcises Bewußtsein von dem, was man durch die geistig bereits begonnene Revolution zu erlangen habe. Jedenfalls war es ein großer Leichtsinn, daß die königliche Autorität mit einem so gefährlichen Dinge kokettirte und es als ein pikantes Amüsement betrachtete, das Vorspiel einer Revolution, freilich im

Unbewußtsein der verderblichen Folgen, mit anzusehen. Wie jener Kanonier, welcher den grollenden Himmel verspottete und ausrief: Donnere Du nur da Oben, wir werden gleich noch besser donnern! und nach diesen Worten vom Blitz erschlagen ward, so rief der König übermüthig die Revolution auf, sicher, daß Nichts den Thron seiner Väter antasten könne und gewiß nicht ahnend, daß vom Schlag des Schweifes dieser Schlange, die er großsäugen half, der längst morsch gewordene Thron von Frankreich zertrümmert werden mußte. Figaro mit seinen beißenden und stechenden Epigrammen, seinen schlagfertigen Bonmots und mit seiner festgegliederten Sprache, die nicht Maximen und bloße Tiraden, sondern sehr bestimmte politische Gedanken ausdrückte, das war der bereits im Bewußtsein der Nation konsolidirte dritte Stand, der endlich sich geltend machen wollte, das Material, aus dem bald darauf Sieyès seine bedeutungsvolle Broschüre zog: „Was ist der dritte Stand?"

Der Graf Almaviva, der große Herr, der Adelige, Mächtige, aber geistig niedrig stehende, sinnliche Mensch, das war ein leider nur zu getreues Bild der ganzen damaligen Aristokratie; Figaro, der schlaue, kluge und geistig gesunde, aber dienende Figaro, das war in der

That die damalige Bourgeosie, die, wie der Diener Almaviva's immer drohender fragte, warum sie der dritte Stand nnd nicht auch der erste sein soll? Figaro machte der Bourgeosie erst klar, was sie bisher gedacht und gefühlt hatte, besonders als der Diener etwas insolent zu jener witzigen Reflektion gelangte, daß der im Genusse aller Vorrechte und Güter sich befindende Adel eigentlich aus keinem anderen Grunde zu dieser Begünstigung gekommen sei, als weil er sich die Mühe gab, geboren zu werden (Akt. V. Sc. III.). Das schlug wie ein Sprüchwort ein, und war für die Aristokratie ein zerschmetternder Witz.

Ein anderer Satz desselben Monologes geißelt die Censur von damals.

„Ueberdrüssig," erzählt Figaro, „noch länger einen obscuren Menschen zu ernähren, warf man mich endlich zum Hause hinaus ... Ich hörte nur, daß in Madrid ein System der Freiheit etablirt sei, welches sich sogar bis auf die Presse erstreckt habe, und daß ich Alles frei unter der Aufsicht von zweien oder dreien Censoren drucken lassen kann, insofern es nicht die Autorität oder die Religion, die Politik oder die Moral, die Beamten oder die Institute, die Oper, die Schauspiele oder sonst Jemanden berührt. Um von dieser

herrlichen Freiheit Gebrauch zu machen, kündigte ich also eine periodische Zeitschrift an und nannte sie „Journal inutile“ ...

Freilich reichte nun Beaumarchais' Weltansicht eben nicht weiter als die Zeit, auf deren Höhe er stand, deren Geist er aber in der glänzendsten Weise charakterisirte. Sobald die wirkliche Revolution ausbrach, mußte denn auch ein solcher Mann überschritten werden, da, mit dem Beginn der großen Tragödie, bloße Epigramme und Bonmots außer Mode kamen. Beaumarchais theilte deßhalb auch das Schicksal fast aller derjenigen, welche die Revolution mit in Scene gesetzt hatten und so unglücklich waren, das furchtbar große Drama und seine Wirkung noch mit ansehen zu müssen. Beaumarchais, dessen Figaro dem alten Regime einen so schweren Schlag versetzt hatte, sollte dafür der Nemesis nicht entgehen. 1784 war er der gefeiertste Mann Frankreichs, reich, geliebt vom Volke, gefürchtet vom Adel, und sein „Figaro“ ging zweiundsiebzig Mal hintereinander bei stets wachsendem Beifall über die Bühne, so daß Beaumarchais selbst ausrief: „Il y a quelque chose de plus fou que ma pièce, c'est son succès.“ — Fünfzehn

Jahre später, 1799, starb derselbe Beaumarchais fast unbekannt und verarmt, nachdem er außerdem als Feind des Volkes verschrieen und von den Schreckensmännern verfolgt worden war . . .

Marie Antoinette.

Der Gerichtshof ist eben in Berathung ... es ist vier Uhr Morgens, ein kalter unheimlicher Oktobertag draußen. Im Gerichtssaal sind die Lampen fast erloschen; ihr röthlich fahler Schein fällt auf die Richter hinter dem Tisch, auf den Schreiber, der seine Feder niedergelegt hat, auf das häßliche, höhnische Gesicht des Anklägers Fouquier-Tinville, der seiner Sache gewiß ist. Hinten, in düsterem Grunde, durch eine Barriere zurückgehalten, steht dicht gedrängt, Kopf an Kopf, das Volk — echte, rechte Sansculotten in Blousen, mit rohem Antlitz; Weiber in Menge dazwischen geklemmt, wie sie die Straße sieht, zerlumpt, schmutzig, vom Weiblichen wenig mehr als die Form. Alle sind still, stumm, von Spannung gefoltert und

haben ihre großen Pupillen starr auf die Richter und auf die Anklagebank gerichtet.

Auf die Anklagebank! ... Dort sitzt in der Barriere, bewacht von Gensdarmen, eine stattliche Frau, man weiß nicht wie alt sie ist — die Leute sagen an die vierzig Jahre! Schneeweiß ist ihr Haar, wundervoll schneeweiß fällt's herab an den hageren, von Schmerz abgezehrten Wangen — und sie ist doch erst vierzig Jahre, kaum! Lose und schlicht ist ihre Kleidung von abgenutztem Stoff, ein weißes Brusttuch ist um den Hals geschlagen, ihr Auge ist matt und ihr Blick doch so fest, wenn er von Zeit zu Zeit aufschießt und über die Richter und dann über das Volk schweift, um sich schnell wieder in das Düster ihrer Augen zu verbergen. Und dieses Antlitz! Schön, stolz, edel, und doch so bleich und verhärmt, so Mitleid herausfordernd und von Sorgen überflort! Um diesen kühn geschwungenen Mund, deß bleiche Lippen immer noch von Liebessehnen zu sprechen scheinen, spielt hin und wieder ein wilder, leuchtender Zug, ein zuckender Blitz innerster Bewegung, im Nu von marmorner Kälte überwältigt. Verschlossen ist das ganze Gesicht, aber es lebt dahinter ein tief aufgeregtes Gefühl, krampfhaft zusammengehalten, als wolle es der

Gemeinheit und dem Fanatismus ringsum nichts als Verachtung und Kälte zeigen.

Der Präsident des Gerichts verkündet jetzt den Spruch — lautlose Stille, der Athem stockt, die Köpfe des Volkes recken sich hervor, die Angeklagte erhebt sich und steht da, majestätisch, fast trotzig, nur unmerklich von einem geheimen Rest von Hoffnung vibrirt.

Das Urtheil fällt: „Auf den Antrag des öffentlichen Anklägers und gemäß der von ihm angezogenen Gesetze ist Marie Antoinette Lothringen-Oesterreich, Wittwe Louis Capet's, zur Strafe des Todes verurtheilt, und dieses Urtheil soll auf dem Revolutionsplatze vollzogen und in allen Theilen der Republik bekannt gemacht werden!"

Ein Murmeln wie von Freude und Genugthuung folgt diesem Spruch. Nur die Verurtheilte regt sich nicht, zittert nicht. Als sie den Stab gebrochen sieht, steigt sie von ihrer Bank fest und mit erhobener Stirn herab und öffnet selbst das Gitter, um sich in ihre Zelle zurückführen zu lassen. — Ein paar Stunden, und diese Frau wird nicht mehr sein, dieser herrliche Kopf wird durch das Fallmesser der Guillotine von einem der schönsten Körper getrennt sein!

Wer ist diese Frau, was hat sie gethan, was verbrochen?

Marie Antoinette ist ihr Name; Königin von Frankreich war sie gewesen; liebenswürdig war sie, stolz und auch weiblich schwach; eine Fürstin, eine Oesterreicherin, eine Frau von Muth — das war ihr Verbrechen.

Wer hätte geglaubt, daß diese Tochter Maria Theresia's, diese Schwester Joseph's II. und des ihm folgenden Kaisers Leopold, ein solches schreckliches Ende nehmen würde, damals als man sie in der Hofburg zu Wien, noch ein Kind, zur Gemahlin des künftigen Königs von Frankreich auferzog! War man doch so stolz in Wien, daß sie dem Bündniß der Oesterreicher mit den Bourbonen die Krone aufsetzen sollte; pries man doch dies zu erwartende Ereigniß als das Meisterstück der Kaunitz'schen Politik, welches Frankreich für immer zum Freunde seines alten Erbfeind's Oesterreich mache!

Die Vermählung fand statt. Mit ungeheuerem Pompe ward die Tochter der Cäsaren nach dem Lustschloß des sündigen Ludwig's XV. geführt und dem Dauphin angetraut. Glänzende Feste verherrlichten das Ereigniß, ganz Paris war liebetrunken, denn die

sechzehnjährige Dauphine war eine der schönsten, graziösesten Prinzessinnen, welche je dem Thron Frankreichs bestimmt gewesen. Den Schluß der Hochzeitsfeste machte ein großes Feuerwerk auf dem Platze Ludwig's XV.; es war am 30. Mai 1770. In dem furchtbaren Gedränge, welches hierbei stattfand, kamen Hunderte um's Leben, Hunderte erlitten Wunden und Schäden: es war ein böses Omen, ein Wink des Himmels, daß die Mischung deutschen und französischen Bluts die Natur revoltire! Nur zu wahr sprach diese Katastrophe voraus: — auf demselben Platze scharrte man 1793 den zerschnittenen Leichnam Marie Antoinettens ein.

Ein paar Jahre war sie glücklich, die Dauphine. Ihrem frohen, lebenslustigen, vergnügungssüchtigen Sinn entsprach der Glanz und Reichthum des französischen Hofes, der Wirbel des Pariser Lebens. Unschuldig, kokett, schwärmerisch, wie sie war, trat sie bald als eine Erscheinung von Originellität hervor. Das Volk vergötterte sie, weil sie sich an dessen Beifall in kindlicher Lust und ungenirt erfreute, der Hof gestaltete sich ihr zu Gefallen um und ging auf ihre heiteren Ideen ein. Aber das dauerte nicht lange. Bald schmiedete eine Partei gegen sie Intriguen;

man moquirte sich über ihre Ungezwungenheit und Verachtung der Etiquette, über ihre Einfälle und kindlichen Streiche. Der Dauphin selbst, ein griesgrämiger, weiberscheuer und schwachgeistiger Mann, wandte sich von seiner jungen, feurigen Gemahlin ab, weil er ihre Fröhlichkeit und ihre Liebe nicht theilen konnte. Die Art und Weise, wie Marie Antoinette ihre Günstlinge und die Cavaliere des Hofes behandelte, gab überdies bald dem bösen Leumund Nahrung. Einmal legte sie auf einem Hofballe ihren Arm vertraulich auf den eines jungen Hofmannes und fragte ihn nach Etwas. Der Dauphin konnte sich nicht enthalten, deßhalb im herben Ton zu ihr zu sagen: „Madame, der Herr hört auch auf die Dauphine, ohne daß sie ihn berührt."

Launisch dabei in ihrer Gunst gegen die Hofdamen und Cavaliere, gegen die Minister und Prinzen, war sie bald von einer Partei gehaßt und verleumdet. Als sie Königin wurde, nannte man sie bereits die „Oesterreicherin," eine Bezeichnung des politischen Hasses, der wieder gegen Oesterreich angefacht und genährt wurde. Vergebens suchte sie diese ihrem Hause feindliche Politik Ludwig's XVI. zu verdrängen; der König war ganz dem Einflusse der Madame

Adelaide, der Feindin der österreichischen Allianz und Marie Antoinette's, hingegeben; vergebens beklagte sie sich; sie spendete dem Volke eifriger ihre Wohlthaten, bestrebte sich dessen Gunst wieder zu gewinnen: Volksgunst ist ein eigen Ding, Marie Antoinette hatte sie über Nacht verloren, und ihre Lust an Vergnügen, ihre Freude an Putz, an Schmuck und weiblicher Koketterie, ihre Ungenirtheit in Trianon, ihre familiairen Zirkel in der von ihr angelegten Maierei, ihre Vertraulichkeit ohne Arg mit einzelnen Edelleuten, bildeten Anlässe genug, sie zu verleumden und verhaßt zu machen.

Kaum daß die Geburt mehrerer Kinder die Stellung der Königin etwas verbesserte. Ludwig XVI. freilich wurde von nun an, da er Vater war, auch ein Freund der Gemahlin; er liebte sie sogar, vertheidigte sie und schenkte ihr ein unerschütterliches Vertrauen; aber weder die Kabalen einer Hofpartei, noch das Mißtrauen eines großen Theils des Volkes verschwanden. Im Gegentheil, je mehr Marie Antoinette sich beeiferte, allen früheren Anlaß zur bösen Nachrede zu vermeiden, um so mehr ward sie das Symbol der Demoralisation des Königthums, des Unglücks von Frankreich. Man intriguirte gegen sie, verringerte ihr

Budget, kontrollirte ihre Ausgaben und ihre einsamen Ausflüge; es kamen Pamphlete, Satyren, Zoten und Spottlieder gegen die Königin auf, und der skandalöse Halsbandprozeß, obgleich er keinen einzigen Beweis gegen Marie Antoinette's Würde lieferte, brachte sie doch vollständig um Gunst und Achtung im Volke. Verdächtigung und Verleumdung findet nur zu leicht, namentlich gegenüber den Frauen und Vornehmen, einen fruchtbaren Boden.

Jetzt freilich änderte auch die schwergekränkte Königin ihr Benehmen; sie ward im Allgemeinen herb, von außerordentlicher Gereiztheit, stolz und kampflustig. Je mehr man versuchte das Königthum herabzuwürdigen, desto mehr bäumte sie es hoch auf, wie ein Roß mit zornrollenden Augen, sich dehnenden Nüstern, die Vorderfüße wie im Krampf lang vorwärts in die Luft gestreckt. Je mehr in ihrem schwachen Gemahl die königliche Würde beschimpft wurde, desto eifriger trachtete sie danach, sie in vollem Glanze zu repräsentiren, in aller Strenge und in allem Stolze, wie sehr es auch hier und dort verletzte, Anstoß erregte und Besorgnisse wach rief. In ihr, in ihr vor Allem lebte die Natur des göttlichen Rechts, der Legitimität, mit der Ahnung, daß der nahende Sturm einen histori=

schen Character haben werde, daß er ihre Grundsätze, ihr Recht, das Königthum, das sie repräsentirte, zu vernichten strebe. Krampfhaft ballte sich ihre Natur zusammen, um sich der neuen Idee trotzig entgegen zu stellen — Gott mußte ja doch das göttliche Recht schützen! Wo nicht, so hielt sie es ihrer würdig, stolz auf der Ruine stehen zu bleiben, bis sie zerschmettert sein würde. Deshalb auch dieser, man kann sagen, sensitive Haß des Volks und der Revolution gegen Marie Antoinette. Während in Ludwig XVI. sich die Ueberlebtheit und innere Kraftlosigkeit des alten Königthums zeigte, nur der energielose Repräsentant einer Form, erschien Marie Antoinette als die Vertreterin des ererbten historischen Rechts, der absoluten Majestät; sie war der zum Widerstand gerüstete, starre, unversöhnliche Geist des Königthums. Ludwig den XVI. zu vernichten, das bedeutete wenig mehr als eine morsche Form zerbrechen; Marie Antoinette zu vernichten, das war ein schwerer Schlag gegen das Wesen des Königthums überhaupt: das eine war ein bloßer Erfolg, das zweite ein wirklicher Triumph. So erklärt es sich auch, daß sich der Strom der neuen Ideen instinktartig gerade auf dieses Weib wälzte, über den König hinfort bis zur Königin, deren Blut erst die

stürmischen Wogen beschwichtigen sollte. Man kann sagen, Marie Antoinette war nöthig, um die Revolution zu ermöglichen, eines jener unglücklichen Werkzeuge der Geschichte, welche ihr dienen müssen, indem sie ihr zu widerstehen scheinen. Die Königin war es, welche „Figaro's Hochzeit" aufzuführen befahl, trotzdem die Censur das Stück verboten hatte, und „Figaro" hat der Revolution den letzten Nachdruck gegeben, hat sie gewissermaßen in's erste Feuer geführt — Marie Antoinette ahnte es nicht!

Die Revolution war plötzlich da, über Nacht hatte sie alle Posten besetzt und zu spät erkannte man den Feind, der schon so lange mitten im eigenen Lager gewesen. Marie Antoinette hatte zuerst die sichtbare Gefahr erkannt, sie versuchte fast allein den Kampf zu organisiren, die Freunde zusammenzuhalten, Truppen zu werben. Vergebens! Sie stieg vom König zu den Ministern herab, von den Ministern zu den Häuptern der Revolution, zu Lafayette und Mirabeau — umsonst, sie fand keine Bundesgenossen und war nur zu schnell mit ihrer Thatkraft isolirt. Schritt um Schritt mußte sie weichen, den Zorn im Herzen, die Vernichtung im Auge, eisernen Stolz in ihrem Wesen; sie mußte von Versailles unter der Eskorte eines

triumphirenden Pöbels in die Tuilerien ziehen, sich umzingeln lassen von dem Feuerreif der Revolution; sie mußte als Gefangene nach Paris zurückkehren, nachdem ihre Flucht mißglückt war: die Schwäche des Königs riß ihre Stärke zu Boden, das Anormale geschah ....

Aller Haß des Volkes, alle Schläge der Revolution galten ihr allein, der echten, eigentlichen Vertreterin des Königthums. Von ihr wußte man, daß sie eine Macht bedeute, die vernichtet werden mußte. Sie war es, welche die Mittel ersann und angab, um die Revolution zu besiegen, welche die Truppen und die fremden Mächte, Oesterreich und Preußen, zu gewinnen suchte für ihre Sache, ebenso die Häupter der Revolution, von Mirabeau herab bis zu dem elenden Wütherich Santerre. Sie hatte die Flucht des Königs geleitet, die Emigranten als eine Macht organisirt — sie wich von Redoute zu Redoute zurück, kampflustig, ungebrochen, an Hoffnung arm und doch zu stolz, um zu dulden, daß das Königthum mit der Revolution unterhandle. Ihre Entschlossenheit, ihre verzweifelte Energie war es, welche der Revolution die Intensivität und Macht verlieh, welche sie haben mußte, um ihre Bestimmung zu erfüllen. Marie Antoinette war die

„Oesterreicherin,“ die „Frau Veto,“ die „Verschwörerin,“ die „Messaline,“ welche immer von Neuem die Leidenschaften des Volks aufrührte und diese zuletzt allmächtig machte. Unter dieser giftigen rasenden Fluth stürzte endlich der Thron zusammen: es kam der 20. Juni und der 10. August 1792: der König und Marie Antoinette, ihre Kinder und ihre Getreuen wurden gefangen.

Die königliche Leidensgeschichte im Tempel begann. Entbehrungen, Demüthigungen, Schimpf und Grausamkeiten, die Ergebung eines Königs, der zu schwach war, um hassen zu können, die Qualen einer empörten und leidenschaftlichen Königin, die Hoffnungen, Sorgen und die Pflege einer Mutter füllen sie aus. Ihr Loos war bestimmt. Der blutige Kopf der Prinzessin Lamballe, der Freundin Marie Antoinette's, den die Pikenträger an das Fenster ihres Kerkers hielten, nahm ihnen jede Hoffnung. Und so war es; das königliche Blut sollte die unersättliche Guillotine färben Am 21. Januar fiel das Haupt Ludwig's XVI.

Neun Monate dauerte es, ehe man die unglückliche Wittwe „Ludwig Capet's“ vor das Tribunal schleppte. Drei Tage brauchte man, um den Prozeß zu beenden,

sie als Landesverrätherin und Verschwörerin zum Tode zu verurtheilen ....

Auch sie mußte verbluten!

Noch an demselben Tage, an dem sie früh Morgens ihr Urtheil gehört, führte man sie gebunden auf einem Karren durch die Spaliere eines jubelnden, jauchzenden Pöbels zum Schaffot. Es war Mittag, da legte sie fest und schnell ihr Haupt unter's Fallbeil und eine Sekunde später zeigte es der Henker dem befriedigten Volke.

Robespierre.

Franz Maximilian Isidor von Robespierre wurde im Jahre 1759 zu Arras geboren, wo sein Vater und früher sein Großvater Advokaten gewesen waren. Seine Familie, die in Arras einen sehr ehrenvollen Rang einnahm, war irländischen Ursprungs, und wahrscheinlich bei der ersten Revolution Englands gegen die Stuarts nach Frankreich gekommen. Robespierre's Vater hatte, gegen den Willen seiner Verwandten, die Tochter eines reichen Brauers zu Arras geheirathet; ihre Tugenden aber söhnten sie bald mit jenen aus. Als sie in der Blüthe ihres Alters starb, hinterließ sie vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Ihr Mann konnte diesen Verlust nicht lange überleben und starb bald nachher in München,

auf einer zu seiner Zerstreuung unternommenen Reise.

Was war, nach dem Leben in einem so gebildeten, glücklichen und von Liebe getragenen Familienkreise, der Grund zu Robespierre's verstocktem Ingrimme, zu seiner Wuth nach Neuerung, zu seiner Lust am Zerstören? Wie konnte, darf man billig fragen, das in solchem Kreise erzogene Kind den Keim einer Leidenschaft empfangen, welche dereinst, um blühen zu können, das Blut von Tausenden verlangte?

Die jugendlichen Einflüsse waren es unstreitig nicht, welche Robespierre's Geist in eine gezwungene Richtung hineintrieben, die oftmals die Schicksale der Menschen mehr, als ihre ursprüngliche Neigung bestimmt. Im Gegentheil; Robespierre entfaltete sich ungehemmt und ungehindert, ihm fehlte weder Luft noch Licht, und er hatte das Glück, ganz seinen Neigungen gemäß aufzuwachsen, seinen Beruf zu erwählen und ohne große Schwierigkeit zu Amt und Würden zu gelangen.

Aber die Zeit mag ihn mit ihrem heißen Athem mehr denn viele Andere geküßt haben! Alle die revolutionairen Atome, mit denen die Epoche angefüllt war, fanden in seinem Gemüthe eine Stätte, wo sie

sich absetzten und theils ihr Gift zurückließen, theils, wie kleine Schimmelpilze, eine Decke erzeugten. Robespierre war keine gemeine Natur; sondern ein Geist, der gern, wenn auch nur im Stillen, seine Blitze mit den Strahlen gewaltiger Dinge austauschte. Sein Character liebte den Kampf, wie andere den Frieden lieben; aber dieser Kampf mußte langsam gehen können, mit einem gewissen behaglichen System und ohne jede Störung durch rohe Gewalt. So löste er sich mehr und mehr in diesem verzehrenden Durst seines Geistes auf; er wurde vollständig Sklave seiner Neigung, mit dem Höchsten sich in Kampf einzulassen und, stets schwankend zwischen Gutem und Bösem, verfolgte er immer die Richtung, welche über Abgründe führte. Robespierre war die Philosophie der Anarchie, eine große Seite der neuen Bewegung, der Revers der Medaille, welche die Revolution schlug. Was er that, war verdammenswerth; was er verübte, war grausam; was er dachte, war Vernichtung; was er fühlte, war Neid; was er liebte, war Nichts; was er fürchtete, war Alles! — Mirabeau war der Sturz der monarchischen Form; Robespierre war der Sturz der alten Ordnung; der Erste war ein Genie, welches schnell wie der Blitz sich entzündete und gegen

die alten Erker, die Ruinen und Zinnen des mittelalterlichen Gebäudes sich richtete; der Letztere war ein Genie, welches langsam wie schwälende Gluth sich unter einer steten Verhüllung fortpflanzte, unter den Ruinen hinschlich wie eine Schlange, zischend auf den, der ihr den Weg versperrte, lauernd darauf, daß eine andere Macht jedes Hinderniß ihres Weges hinforträume. Mirabeau schlug unbewußt, und einer plötzlichen Inspiration folgend, das Herz des Königthums; Robespierre aber sah ein weitgestecktes Ziel; klar blickte er über die Abgründe hinweg, über den Qualm der Ereignisse, über den Schuttdunst des zerbrochenen Thrones, über das blutige Haupt des Königs, über Blutlachen und jammernde Opfer: er sah sein Ziel und folgte ihm, sicher, daß er es erreichen werde. Er sah den Ort, wo sein Geist wirken mußte, wie der Artillerist den Punkt sieht, wohin er seine Bombe zu werfen hat; und was er nicht sieht, das berechnet er; die Wirkung seines Geschosses bleibt dieselbe. Es giebt Genies, welche die Menschheit verehrt und solche, denen sie fluchen muß; aber beide sind gleichwohl Genies; das eine ist eine Wohlthat, das andere eine Geißel, zwei Mächte die ewig die Menschheit, wie Frieden und Krieg, beherrschen werden. Man ver-

dammt Robespierre, wie man die Anarchie verflucht, deren Haupt er war, deren Leiter, Lenker und Regierer er bildete; aber die Revolution hatte ein Genie zum Anfange, sie mußte ein Genie am Ende haben, um abschließen zu können; Mirabeau war die Angel, in welcher die Revolution sich drehte; Robespierre war die Macht die sie schloß; Bonaparte war der Riegel, der sie verrammelte. Alle drei waren Instrumente ihrer Zeit, alle drei standen auf der Höhe derselben: wer kann dafür, daß sich die Zeit von drei zu drei Jahren so furchtbar veränderte und 1790 ein Mirabeau, 1793 ein Robespierre, 1796 ein Bonaparte ihr Herr war?

Als Robespierre 1789 zum Deputirten des dritten Standes bei den Generalstaaten von seiner Vaterstadt Arras gewählt wurde, war er ein geachteter Advokat und Präsident der Akademie zu Arras; aber er war Nichts in der Nationalversammlung. Niemand würde vermuthet haben, daß er 1793 das höchste Wesen Frankreichs sein werde. Häßlich von Gesicht, liebte ihn Niemand, denn der Neid blickte daraus; langweilig in seiner Rede, beachtete ihn Keiner, denn er sprach nichts Geistreiches, sondern nur lange und viel; er verdunkelte seine Eitelkeit und galt höchstens für Einen

unter den Vielen; er war eine Null und die Ambitionen, welche sich gegenseitig befehdeten, nahmen ihn kaum in ihre Berechnungen auf; der Neid flatterte nicht um ihn, denn er war kein Licht: genug, Robespierre hatte Niemandes Haß und Niemandes Liebe.

In dieser Gleichgültigkeit der Anderen nährte er sich jedoch groß; sein Herz sehnte sich nicht danach, geliebt zu werden; sein Muth liebte es nicht, dem Hasse offen zu trotzen. Er wollte Nichts sein, um einst Alles zu werden. Denn kaum sah er die Revolution zerstörend an die alte Ordnung lecken, als er auch instinktartig ihren Verlauf ahnte. Er berechnete ihr Ende und sparte sich dazu auf, weil er sich nicht für fähig hielt, mitten im Kampf der Wogen steuern zu können. Während sich Andere schöne Ideale schufen, bildete er sich im Geheimen die Logik der Revolution, und indem er jede unvorausgesehene Wendung der Bewegung wie einen Stoß nach seinem Leben fürchtete, trachtete er nur danach, die Revolution direkt und gerade dem Abgrunde zuzuführen, an dessen Rande er sie dann abfangen wollte. Die Anstrengungen für die Verwirklichung der anderen Ideale belächelte er, weil er sie für unmöglich hielt; aber über seinen eigenen Plan brütete er unaufhörlich, weil er dessen

Realisirung voraussah. Aber wenn er auch sicher war, daß seine Zeit kommen mußte, so bangte ihm doch, daß sie zu lange ausbleiben würde, daß Andere gar ihren Zweck für kurze Zeit erreichen könnten, und daß schönere Ideale anstatt der Verwirklichung seiner Logik, wenn auch nur für Momente, herrschen möchten. Deshalb sein Neid gegen Jeden, der auf dem Gipfel der Macht war oder nach ihm strebte; deshalb sein Haß gegen Alle, die den Strom der Revolution in seinem natürlichen Laufe aufhalten wollten; deshalb seine Furcht vor ihnen; sein Ingrimm, wenn sie Triumphe feierten; sein Mißtrauen, wenn sie versöhnen wollten. Robespierre kannte die Revolution nur von ihrer zerstörenden, verderbenbringenden und, man kann sagen, praktischen Seite; er glaubte, um ihr ehrlich zu dienen und damit ihrem Prinzip zu huldigen, müsse man zerstören, so lange man kann; verderben, so viel es geht, weil dies der Zweck sei und die Natur ja auch immer wieder von Neuem Pflanzen und Früchte erzeuge. Nach seiner Meinung gab es in der Revolution keine Genien und keine Ideale; sondern sie war ihm die Fluth, welche Alles zu überschwemmen, die Nemesis, die Alles zu rächen hatte. Erkannte er einen Grundsatz darin an, so war es der der ewigen Verneinung,

des rastlosen Zerstörens um jeden Preis. Ohne Aufenthalt sollte sie über die alte Ordnung der Dinge mit ihrem Verderben hereinbrechen, Nichts sollte sie verschonen, Nichts, als den Boden, aus dem alle Reste der alten Vegetation auszurotten er für seine Mission hielt. Diese von ihm systematisirte Exaltation wollte Nichts von der neuen Ordnung auf den guten Trümmern des Alten erbauen; er glaubte, das ganze Alte sei schlecht und unbrauchbar, und ein neuer Staat könne von den Menschen wie ein neues Kraut gesäet werden.

Dies Ziel, Alles zu nivelliren, einzureißen und dann Alles mit einem Fluche in den Abgrund der Revolution hineinzustoßen, behielt Robespierre fortwährend im Auge und mit einer Konsequenz, die wohl beweist, daß er von Hause aus eine bestimmte Absicht hatte, und daß, je näher er seinem Ziele kam, um so mehr auch der brennende Wunsch ihn foltern mußte, es endlich auch mit den Händen erfassen zu können. Mit jedem Schritt, den die Revolution nach vorwärts that, fieberte sein Blut vor Wonne; mit jedem Halt, den sie machte, quälte ihn die namenlose Ehrsucht. Es war vielleicht weniger persönlicher Ehrgeiz, der ihn bewegte, als jene Leidenschaft, mit welcher ein Mathe-

matiker die Lösung einer Aufgabe verfolgt; würde sein Schluß anders sein als er behauptete, so würde er seine ganze Ehre verloren, seinen gesammten Stolz vernichtet wissen. Nein! Robespierre's Ehrsucht war vielmehr die Furcht, sein Experiment nicht gelingen zu sehen, die Angst, sein mathematisch berechnetes Ende der Revolution nicht erfüllt zu wissen und mit dem Gedanken, den er gepflegt, den er in ein philosophisches System gezogen und in dem er zuletzt vollständig aufgegangen war — mit diesem Gedanken Schiffbruch zu leiden. Deshalb die mehr und mehr sich steigernde Fieberglut, um sein Ziel gar nicht zu verlieren und mit Anwendung jeden Mittels dasselbe zu erreichen; deshalb diese mannichfachen Meisterzüge von Klugheit, diese strenge Richtschnur seines Betragens, womit er häufig Maßregeln nahm und genau befolgte, die in dem Augenblick, wo er sie wählte, der herrschenden Stimmung ganz zuwider waren, nachher aber ihre Richtigkeit auf eine erstaunenswürdige Art bewährten; deshalb dies geheime, diabolische Jauchzen in seiner Brust, wenn der Lavastrom der Revolution ein neues Hinderniß zerstört hatte, wenn dröhnend eine Barre nach der andern niederfiel, der Weg immer freier wurde, sein Ziel immer klarer ihm vor Augen stand;

deshalb diese Angst, wenn irgend eine Macht die Bewegung anders leiten wollte, als wie er sie berechnet; diese Furcht, wenn man ihn benutzen oder ihn auszeichnen wollte; dieser Jubel seiner Seele, wenn ihm Alles gelang, wenn Alle ihm folgten, ohne daß es schien; Alle ihn fürchteten, ohne zu wissen warum; Alle ihm zujauchzten, ohne zu ahnen, was seine Brust noch verbarg.

Robespierre's pessimistisches Berechnungstalent begeisterte ihn selbst und ihn auch nur allein; wo noch Keiner das Ende der Revolution absah oder klar dasselbe zu begreifen vermochte, da berechnete er schon jedes Ereigniß, da zählte er schon die Stunden der Revolution ab, die sie ohne ihn noch zu gehen habe. Und immer mehr sah er seine Berechnung in Richtigkeit, seine Prophezeihung in Erfüllung gehen; immer höher stieg er in seinen Augen und verband nun in geheimer Lust sein Ich mit dem des Staates. Er glaubte bereits, blind von seinem, Schritt um Schritt erkauften Erfolge gemacht, der Gott zu sein, welcher der Revolution noch gefehlt habe, jener zerstörende, Alles gleichmachende, Alles ebnende Gott, der nach seiner Idee unbedingt herrschen müsse, wenn eine neue Saat mit Früchten aufgehen sollte. Trunken wiegte

r sich schon auf der Höhe seiner seit Jahren angestrebten nd vorausgesehenen Macht, als der strafende Zeus, der in altes Geschlecht ausrotten will, um dann ein neues u schaffen. Er sah immer heller dieses Ziel seines Strebens, diese Krone seines Schaffens; er sollte endich, wie er es geträumt hatte, dieses Ziel erfassen mit einen Händen und die Geißel des Verderbens werden, vie er es geahnt; er sollte schrecklich, aber kurz regieen, und, kaum auf dem Gipfel seiner Laufbahn angekommen, dem Schwert der rächenden Nemesis verallen.

Diese ungeheure Leidenschaft, mit welcher Robespierre sein Streben verfolgte und diese übergroße, zuetzt krampfhafte Wuth, mit welcher er Alles zu vernichten suchte, was sich ihm und seiner Logik in den Weg stellte, nahm alle seine Gedanken so gewaltig in Anspruch, daß Genüsse der Sinnlichkeit ihn weder verocken konnten, noch daß er jemals ihnen Recht über ich eingeräumt hätte. Charaktere, die, wie der seinige, ich vollständig, wie eine Raupe, einpuppen in das Gewebe ihrer ehrsüchtigen Gedanken, verlieren den Sinn für die Genüsse des Lebens und verachten sie weniger aus Grundsatz, als aus Ueberdruß, oder aus Furcht, damit die Kraft zu schwächen, die ihre Leiden-

schaft allein in Anspruch nimmt. Deshalb Robespierre's Charakter von Eingezogenheit, Nüchternheit, Keuschheit, von strenger Bürgertugend und einer gewissen Religiösität, wodurch er überdies gleich bei der Uebernahme seiner Rolle in moralischer Hinsicht eben so sehr, wie im Aeußern durch eine saubere Kleidung, gegen seine anderen Mitbewerber zu contrastiren suchte. Mochte auch einst der Jacobinerklub zischen und lärmen, als er mit der ihm eigenthümlichen Begeisterung ausrief: „Die Vorsehung wacht über Frankreich!“ Er wiederholte seinen Ausruf mit noch größerem Pathos, weil er wußte, daß sein Benehmen selbst in den Herzen der Sanscülotten, die von der Tribüne zischen und lärmen halfen, die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen konnte; er sah, daß sich alle seine Werkzeuge durch die offene Fehde, welche sie dem Gottesdienste der Offenbarung geschworen hatten, einen fast allgemeinen Unwillen bereiteten; er rechnete im Voraus auf die Dienste, welche ihm der Kontrast mit jenen Geistern in dem Augenblicke ihres Sturzes leisten sollte, und dieser Augenblick, den er aber auch meisterhaft nutzte, warf wirklich so viel Licht auf ihn, als den Wiederhersteller der Religionsfreiheit, daß selbst diejenigen,

velche seine Heuchelei am tiefsten verachteten, sein weitsehendes Auge bewundern mußten.

Indessen, dieser Theil seiner Rolle war nicht ganz Heuchelei, sondern entsprang der Eigenthümlichkeit einer ihn verzehrenden Leidenschaft der Herrschsucht, und zwar der Herrschsucht, welche nur ihre Befriedigung mit dem Eintreffen aller vorher berechneten Konsequenzen findet und dann gewissermaßen tabula rasa vorfinden muß. Sie war eine so große Meisterin seiner Seele und aller seiner Empfindungen, daß er gegen die Reize der Sinnlichkeit und des Goldes sehr leicht unempfindlich sein konnte. Jeder Anschein einer bei ihm gelungenen Bestechung hätte ihn fürchten lassen, daß er damit seine Macht zersplittere und schwäche, daß er von seinem Ziele abgelenkt werden und in der Sicherheit seiner Berechnung fehlen, in der Bewunderung des großen Haufens einbüßen könne. Deshalb seine strenge Abwehr jeder Versuchung und die Furcht, daß er durch unzeitige Triumphe von Seiten des Volks seiner Zukunft leicht verlustig gehen könnte. Bei der neuen Organisation der Gerichtshöfe wurde er zum öffentlichen Ankläger bei dem Criminalgericht in Paris erwählt; Robespierre zeigte sich lässig; als er mehrere Tage nach einander

nicht zu den Sitzungen gekommen, machte ihm der Präsident Vorwürfe; Robespierre ging lächelnd hinaus und sandte gleich darauf seine Verzichtserklärung ein. Ein Fouquier-Tinville zu werden war nicht seine Absicht. — Die freien farbigen Männer auf St. Domingo wollten ihn für die ihnen geleisteten Dienste belohnen; Robespierre nahm aber schlechterdings Nichts an. Da alle diese vergeblichen Versuche, ihn zu bestechen, von ihm sehr schlau veröffentlicht wurden, so ertheilte man ihm den Beinamen des „Unbestechlichen." Als das Volk nach Beendigung der letzten Sitzung der ersten Nationalversammlung seinen Wagen ziehen wollte, widersetzte er sich diesem Vorhaben aus allen Kräften; denn er wollte keine Belohnung für seine Dienste; er wollte für Nichts quittiren, um einst große Rechnung zu machen und um stets in den Augen des Volks als eine Größe zu gelten, die es noch nicht erkauft habe. So konnte er ohne Scrupel von seiner Tugend reden und einen der Hauptzüge in seinem mürrischen strengen Character, nämlich den Hang zur moralischen Despotie, ohne Anspruch geltend machen, sowie die Tugenden, deren er sich selbst bewußt war, ohne Rücksicht auch von Anderen fordern. Den häufigen Lobreden, welche er seiner Verachtung der Reich-

thümer, seiner Sittlichkeit, seiner Keuschheit und Unbestechlichkeit hielt, lag eine Wahrheit zu Grunde, die ihm zu statten kam, um den Uebertreibungen seiner Eigenliebe die Miene der Redlichkeit zu geben. Sein Selbstgefühl, das ihn dabei unterstützte, und die Stärke seiner Phantasie, machen es erklärlich, daß er in denjenigen seiner Vorträge, die Patriotismus, Moralität oder Religion zum Gegenstande hatten, sich selbst zum höchsten Enthusiasmus anfeuern und Enthusiasmus erregen, Thränen vergießen und Thränen erzwingen konnte.

Keiner erkannte so früh als Robespierre, welche Stütze der gemeine Pöbel für seine Partei sei; aus diesem Grunde stellte er stets, sobald er öffentlich sprach, diesen auf den Altar und räucherte ihm ohne Unterlaß; deshalb schloß er sich stets, da er selbst kein Führer werden wollte, sondern ein Herrscher, an die Revolutionshäupter und an die herrschenden Parteien des Tages an, damit sein Name stets unter den populärsten genannt werde; aber er war schlau genug, die alten Verbindungen zu zerreißen, sobald er merkte, daß die Revolutionspartei, der er eben angehörte, in der Sympathie des Volkes sank und ihre Popularität verlor. Vorwärts trieb es ihn, und wer vorwärts

ging, dem folgte er. Immer inmitten der Schaar, die an der Spitze der Bewegung stand und Lebenskraft für eine noch weiter vorschreitende neue Fraction besaß, opferte er ohne Scheu jegliche Verbindung, wenn sie ihm in seinem Streben hinderlich war, und bekämpfte als die grimmigsten Feinde diejenigen, die früher seine politischen Freunde gewesen waren.

Es gehörte in der That die Sicherheit, die schlaue Berechnung und der politische Scharfsinn, wie ihn Robespierre besaß, dazu, um aus der untergeordneten Rolle, die er in den ersten Stadien der Revolution spielte, immer höher emporzutauchen. Indem man ihn verachtete, stärkte man seine Macht; indem man ihn für ungefährlich hielt, ließ man ihn ungestört an der Maschine bauen, die ihre verheerende Masse bald genug entladen sollte. Wie sollte auch ein Mann, der häßlich und ohne großes Rednertalent, nicht einmal Herr seiner neidischen Gefühle war, und der sich nicht einmal bezwingen konnte, durch convulsivische Bewegungen seiner Hände und Lippen den Aufruhr in seiner Seele offen zu zeigen: — wie sollte ein solcher Mann auch Furcht, oder Haß, oder Neid erregen? Aber Robespierre berechnete diese Kurzsichtigen höhnisch, und je mehr er sich für ungefährlich gehalten sah, um so

größere Sicherheit gewann er, um so freier fühlte er sich und um so unbelauschter ging er seinem Ziele zu. Mit dieser größeren Sicherheit seiner ehrgeizigen Hoffnungen wuchs auch sein Talent; je freier er seinem Geiste die Zügel schießen lassen konnte, um so glänzender, mannichfaltiger wurde sein Vortrag und er stieß fast nie mehr gegen den guten Geschmack an, selbst dann nicht, wenn er alles menschliche Gefühl beleidigte.

In der Nationalversammlung liebte er nicht zu wirken; er hatte nicht Muth genug, die Gegenreden zu ertragen und fürchtete auch, sich Blößen vor der Versammlung zu geben und seinen geheimen Plan durch ein unvorsichtiges Wort zu verrathen, was um so leichter war, als er gern sehr lange und umständlich sprach und trotz seiner vielfachen, sehr characteristischen Beschwerden, in der Versammlung nicht Ruhe und damit nicht Sicherheit genug für seine Reden fand. Denn das größte Hinderniß, was ihm als Redner im Wege stand, war seine Reizbarkeit und unbeschreiblich wilde Heftigkeit; sie war der Hauptfeind seiner Politik und der böse Dämon, welcher ihn zuletzt erwürgte, als er Badier zu früh den Kampf auf Tod und Leben ankündigte. Ein unerwarteter

Widerspruch konnte die zündbaren Fibern seines Gehirns so in Flammen setzen, daß er, unfähig weiter zu sprechen, am ganzen Körper zitterte, und mit glühenden Augen Rache schnob, indeß seine Vernunft vergebens arbeitete, das Uebergewicht über die Leidenschaft zurück zu gewinnen.

Ganz anders dagegen war er im Jacobinerclub. Hier fühlte er sich von Tag zu Tag sicherer und mächtiger; hier wußte er, daß Alle so dachten, wie er sie denken lassen wollte und daß Alle mit Ruhe zuhörten, wenn er sprach. Von der mächtigen Höhe der Rednertribüne herab, die sich im Centrum des Schiffes der alten Jacobinerkirche erhob, schaute er dann unbefangen durch den ungeheuren Circus, dessen Sitze sich wie ein Amphitheater kreisförmig bis an die Wölbung erhoben und unter dessen düsterer Kuppel schweigsame, brütende Gruppen die Donnerkeile schmiedeten und die Feuerbrände schwefelten, die ihnen zuletzt Robespierre mit höhnischer Lache aus den Händen riß. Hier, in diesem gewaltigen Kreis, wo Alles maßlos, Alles gigantisch war, wo der Unbefangene sich einer Anwandlung von Staunen und Schrecken nicht erwehren, und die Einbildung sich nicht der Erinnerung an alte, schauerliche, den Rachegöttern ge-

weihte Tempel enthalten konnte — hier, wo der spottende Desmoulins, wo die Löwenstimme Dantons, wo der grimmige Billaud-Varennes und der spruchreiche Manuel seine Verbündeten waren, hier war es Robespierre wohl, hier war er stets seines Gegenstandes mächtig und eines glücklichen Erfolges gewiß. Deshalb äußerte sich auch im Schooße des Jacobinerclubs in seinen Reden ein reicher Zufluß von Gedanken; der Ausdruck wurde gewandter, und wenn er seine Rede auch anfangs mit den gewöhnlichen, demagogischen Kraftausdrücken und jenem ohnmächtigen Schwulst zusammensetzte, womit die römischen Knaben in ihren Schulübungen über Freiheit und Seelengröße declamirten, als Beides aus Rom verschwunden war, — so bemerkte man doch zuletzt auch eine treffende Wahl von kühnen, großen und oft schönen Bildern, sehr viel Präcision und eine psychologische Anordnung, die mit immer wachsender Kraft zum Ziele strebte. Zuweilen fand man sogar Züge des Genies, die dem Hörer mit unwiderstehlicher Macht einen kalten Schauer durch die Glieder jagten und womit er oftmals seinen Feinden mit eisernen Fingern den Hals umdrehte; seine Stimme wurde dann abwechselnd schneidend und eintönig; seinen Zuhörern trocknete der Athem, als

deshalb diese Angst, wenn irgend eine Macht die Bewegung anders leiten wollte, als wie er sie berechnet; diese Furcht, wenn man ihn benutzen oder ihn auszeichnen wollte; dieser Jubel seiner Seele, wenn ihm Alles gelang, wenn Alle ihm folgten, ohne daß es schien; Alle ihn fürchteten, ohne zu wissen warum; Alle ihm zujauchzten, ohne zu ahnen, was seine Brust noch verbarg.

Robespierre's pessimistisches Berechnungstalent begeisterte ihn selbst und ihn auch nur allein; wo noch Keiner das Ende der Revolution absah oder klar dasselbe zu begreifen vermochte, da berechnete er schon jedes Ereigniß, da zählte er schon die Stunden der Revolution ab, die sie ohne ihn noch zu gehen habe. Und immer mehr sah er seine Berechnung in Richtigkeit, seine Prophezeihung in Erfüllung gehen; immer höher stieg er in seinen Augen und verband nun in geheimer Lust sein Ich mit dem des Staates. Er glaubte bereits, blind von seinem, Schritt um Schritt erkauften Erfolge gemacht, der Gott zu sein, welcher der Revolution noch gefehlt habe, jener zerstörende, Alles gleichmachende, Alles ebnende Gott, der nach seiner Idee unbedingt herrschen müsse, wenn eine neue Saat mit Früchten aufgehen sollte. Trunken wiegte

r sich schon auf der Höhe seiner seit Jahren angestrebten und vorausgesehenen Macht, als der strafende Zeus, der ein altes Geschlecht ausrotten will, um dann ein neues zu schaffen. Er sah immer heller dieses Ziel seines Strebens, diese Krone seines Schaffens; er sollte endlich, wie er es geträumt hatte, dieses Ziel erfassen mit seinen Händen und die Geißel des Verderbens werden, wie er es geahnt; er sollte schrecklich, aber kurz regieren, und, kaum auf dem Gipfel seiner Laufbahn angekommen, dem Schwert der rächenden Nemesis verfallen.

Diese ungeheure Leidenschaft, mit welcher Robespierre sein Streben verfolgte und diese übergroße, zuletzt krampfhafte Wuth, mit welcher er Alles zu vernichten suchte, was sich ihm und seiner Logik in den Weg stellte, nahm alle seine Gedanken so gewaltig in Anspruch, daß Genüsse der Sinnlichkeit ihn weder verlocken konnten, noch daß er jemals ihnen Recht über sich eingeräumt hätte. Charaktere, die, wie der seinige, sich vollständig, wie eine Raupe, einpuppen in das Gewebe ihrer ehrsüchtigen Gedanken, verlieren den Sinn für die Genüsse des Lebens und verachten sie weniger aus Grundsatz, als aus Ueberdruß, oder aus Furcht, damit die Kraft zu schwächen, die ihre Leiden=

von ganz Frankreich. Nach dem 20. Juni, dem Tag der Sanscülotten, machte er, und zwar zum ersten Male, Gebrauch von seiner Macht und bewirkte die Bildung des Gemeinderaths, der von bedeutendem Einfluß, ihm und vielen seiner Anhänger eine eingreifendere Rolle zu spielen erlaubte. Aus diesem Robespierre, dem Mitgliede der Municipalität, aus dem hier zuerst handelnd Auftretenden, wurde der Dictator von Frankreich. Aus dieser Würde, die erste, welche er bekleiden wollte, schuf Robespierre die eines geißelnden Wesens, das Piedestal eines Götzen der Nation, der hunderte ihrer Häupter zum Opfer verlangte und den der Blitz der Rache im Taumel seiner höchsten Macht zerschmetterte.

Robespierre's Herrschsucht steigerte sich nach dem 10. August in ungeheurem Maaße; je weiter sie ihn bereits getrieben hatte, um so maaßlosere Tragweite legte er ihr auf. Er zitterte vor Leidenschaft und Lust, als endlich sein Plan sich zu erfüllen begann; sein Herz schlug vor Wonne, daß seine Berechnung richtig, seine Ausdauer endlich belohnt, seine Zukunft von ihm mit bewundrungswürdiger Genauigkeit bestimmt worden sei. Von nun an gab es für ihn keine Schranken mehr, die er zu fürchten; keine Ge-

walten mehr, die er zu beneiden hatte; kühner konnte er nun seinen Weg gehen, und mit fieberhafter Lust schrieb er im Geheimen schon die Decrete der Zerstörung und der Vernichtung, die das Glück der Menschheit und die eigentliche Bestimmung der Revolution bilden sollten; denn unter sich sah er nur eine mordlustige Bande, die jauchzen würde bei jedem Blutstrahl, der zu Ehren der Republik gen Himmel emporspritzte.

Die Girondisten bildeten allein noch diejenige Macht, welche das Rad der Revolution aufzuhalten versuchte und sogar an die Verwirklichung ihres republikanischen Ideals mehr denn jemals glaubte. Robespierre bebte bei dieser Betrachtung der Dinge vor Wuth; sein pessimistischer Geist revoltirte sich vor dem Optimismus der Gironde; jemehr er sah, daß dieser seiner unumschränkten Dictatur im Wege stand, um so glühender strebte er danach, sie zu erreichen, und je mehr er die Ueberzeugung erhielt, daß die Gironde mächtig und einflußreich war, um so erbitterter trachtete er danach, sie zu vernichten. Jetzt handelte es sich nicht mehr um Geduld, sondern um das verhängnißvolle jacta est alea; keinen Zoll durfte er eine seinen Absichten widerstrebende Gewalt vordringen lassen,

wollte er nicht Alles umsonst, alle seine Berechnungen, Pläne, Arbeiten und Intriguen vergebens gemacht haben. Offener, bis auf den Tod geführter Kampf war jetzt von Nöthen und, da es nur noch dieser Anstrengung bedurfte, so widmete sich Robespierre derselben mit aller Kraft. Er reizte in den Clubs, die er beherrschte; er regte auf im Convente, der ihn zu fürchten begann; er rief alle Mittel auf, alle Macht, alle Kräfte, die ihm als dem vornehmsten Geiste gehorchten, und stellte, wie ein Feldherr seine Heerführer auf, um selber den Sturm gegen die letzte Barre zu leiten, die der blutrothen Republik und seiner Dictatur entgegengestellt wurde.

Dieses offene Heraustreten Robespierre's, welches sich nicht durch Reden und Worte allein bedeutsam machen konnte, documentirte sich zuerst durch die Gründung seines Journals: „Le Défenseur de la Constitution," welches er später in „Lettres à ses Commettans" umwandelte. Die Presse war das eigentliche Schlachtfeld und hier war allein die Hauptmacht der Gironde anzutreffen; nach dem Siege auf dieser Stätte war es leicht, sie im Convente niederzuschmettern. Alle Genossen Robespierre's boten ihm nicht genug Sicherheit dar; Fréron, Desmoulins,

Prudhomme, selbst Marat, das „Journal de la Montagne,“ und das Organ des Jacobinerclubs, genügten nicht dem um sein ganzes Schaffen und um seine ganze Zukunft kämpfenden Manne; — er selbst wollte die Schlacht leiten; mit seiner Polemik, wie mit einem funkelnden Schwerte, den Weg zeigen, um, im Moment, da er den Sieg erringen würde, seine Beute zu erdrosseln und am ersten Platz zu sein.

Robespierre's „Défenseur de la Constitution“ war deswegen auch von ungemeiner Scharfsinnigkeit, Erbitterung und stacheliger Polemik; das Journal, welches er im April 1792 gründete, wurde mit der Steigerung seiner Macht immer bedeutender an Geist und Raisonnement, immer weitreichender als Organ der jacobinischen Presse. Da er unter dem Schilde des Jacobinismus nur für sich und seine Zukunft kämpfte, so bot er dabei sein ganzes publicistisches Talent auf, das er in Momenten fieberhafter Aufregung in hohem Maaße besaß. Seine Artikel, mit ihrem diabolischen Geist des Mißtrauens, der Heuchelei, des Selbstlobes und der Ironie, wurden um so mehr Meisterstücke, je mehr seine Herrschsucht zunahm und je energischer Brissot, als Feldherr der Gironde, ihn bekämpfte. Mit der einen Hand schlug Robespierre

noch nach dem geknebelten, bereits an seinen Wunden verscheidenden Königthume, um es gar nicht wieder zum Leben aufathmen zu lassen; mit der andern Hand hieb er, und mit verzweifelter Kraft, nach der Gironde. Er erlahmte nicht, er schien keine Pause zu brauchen, um Luft zu schöpfen, und fand er, wie nur zu oft, eine Blöße bei seinen Gegnern, so konnten sie sicher sein, daß ihnen Robespierre's mächtige Waffe daselbst Wunden schlug.

Im Prospect zum „Défenseur," obgleich er noch in einem Zeitraum erschien, als das Königthum bestand, findet man die ganze, unfehlbare Richtschnur, welche sich Robespierre für seine Zukunft vorgezeichnet hatte. Sein Selbstlob darin hat etwas Drohendes, seine Hinweisung auf die Tugend etwas Diabolisches, seine Reflexion über die Journalisten etwas ungemein Auffälliges, um so mehr, wenn man bedenkt, daß er damals nur noch „alle guten Bürger um die Grundsätze der Constitution versammeln wollte." In diesem Prospect heißt es nämlich:

„Ich habe nicht erst nöthig zu sagen, daß die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit allein meine Feder leiten wird. Unter dieser Bedingung allein kann man von der Tribüne des französischen Senats schreiten,

um auf die des Weltalls zu treten, und nicht mehr zu einer Versammlung sprechen, die durch den Kampf verschiedener Interessen bewegt sein kann, sondern zum menschlichen Geschlecht, dessen Interesse das der Vernunft und des allgemeinen Glücks ist ..... Derjenige, welcher sich zum Richter des Lasters, zum Apostel der Vernunft und der Wahrheit erklärt, darf auch nicht weniger rein und nicht weniger muthvoll sein, als der Gesetzgeber selber. Derjenige Schriftsteller, welcher seine Feder zum Instrumente des Hasses, des Despotismus und der Korruption entwürdigt, ist ein Verräther an der Sache des Patriotismus und der Menschheit und niedriger als der ehrlose Beamte."

Die Gegenstände selbst, welche Robespierre in seinem Journal besprach, waren mit dem richtigen Instinct gewählt, den er, um das Volk zu gewinnen, besaß. Artikel über die Ursachen der gesellschaftlichen Gebrechen und der Uebel durch die Revolution mußten aus seiner Feder von allergrößtem Interesse sein und übten nicht allein einen mächtigen Einfluß auf die Verbreitung des „Défenseur," sondern auch auf die Volksmasse, die sich immer als erste Größe behandelt sah und durch jene Artikel immer mit dem fressenden

Mißtrauen erfüllt wurde, welches Robespierrre so meisterhaft, so consequent und mit so vielem Anschein von Redlichkeit in die Herzen zu säen vermochte. Seine beiden ersten Artikel im „Défenseur“: „Sur l'une des principales causes de nos maux“ und „Observations sur les causes morales de notre situation actuelle,“ waren große Meisterstücke und beweisen, mit welcher Feinheit er Mißtrauen und Furcht gegen seine Feinde auszustreuen vermochte, und wie er dem Volke immer und immer, als der einzigen Autorität, zu schmeicheln verstand.

„Die Situation eines Volks, heißt es in einem Aufsatz des „Défenseur,“ ist sehr kritisch, wenn es plötzlich aus der Knechtschaft in die Freiheit kommt, und wenn seine Sitten und Gewohnheiten sich in Widerspruch mit den Grundsätzen seiner neuen Regierung befinden. Alle jene elenden Menschen, welche unter dem alten Régime die Gelegenheit ausspähten, um sich zu bereichern und vermittelst von Intriguen und Betrug zu erheben, nahmen die Formen an, welche die Umstände verlangten und erwarben sich das Vertrauen des Volkes, nur um dieses zu verrathen. Habt ihr einen äußerst reichen und mächtigen Fürst zum Vertheidiger der neuen Verfassung und zum Volk-

strecker des Gesammtwillens, so verbinden sie sich, um seine absolute Macht wieder herzustellen. Der Name der Freiheit ertönt heute noch von allen Seiten; ihre Zeichen und Embleme glänzen noch für jedes Auge; aber schon hebt die Proscription ihr mit Blut beflecktes Haupt; schon herrscht die Tyrannei wieder in Wirklichkeit, und bald vielleicht werden die Worte und die Zeichen, welche die Idee der Revolution wieder wachrufen könnten, gleich Verbrechen bestraft werden. Man müßte über die Freiheit verzweifeln, wenn die wahren Vertheidiger derselben der Verzweiflung zugänglich sein könnten; man müßte seine Sache aufgeben, wenn es nicht ein Triumph wäre, in der Vertheidigung um sie unterzugehen; man sollte glauben, daß die Menschen eine solche Hingebung gar nicht verdienten, wenn man eben die Menschheit nach den verworfenen Menschen beurtheilen würde, die sie unterdrücken, nach jener Horde von Intriguanten, welche sich in den Revolutionen geltend machen, ebenso wie der Schaum, der auf die Oberfläche der zehrenden Flüssigkeit steigt. Aber die Masse der Nation ist gut und der Freiheit würdig; ihr wahrer Wunsch ist immer das Orakel der Gerechtigkeit und der Ausdruck des allgemeinen

Bedürfnisses. Man kann eine besondere Korporation vernichten, wie mächtig auch ihr Name sei, mit dem sie sich geschmückt, ebenso wie man ein kleines Wasser vergiften kann; aber man kann nicht eine Nation vernichten, aus demselben Grunde wie man nicht den Ocean vergiften kann. Das Volk, diese immense und arbeitende Klasse, dem die Hoffahrt diesen erhabenen Namen läßt, weil sie es damit zu erniedrigen glaubt, das Volk ist keineswegs mit jenen Ursachen der Verderbtheit bedacht, welche die sogenannten höheren Stände entsittlichen. Das Interesse der Schwachen, das ist die Gerechtigkeit, und für sie sind die menschlichen und unparteiischen Gesetze eine nothwendige Beschützung, während sie nur einen unbequemen Zügel für die Mächtigen bilden, die ihnen so leicht trotzen. Das Volk kennt weder Verweichlichung, noch Ehrsucht, diese beiden reichsten Quellen unserer Uebel und Laster. Es ist der Natur näher und weniger verderbt, und zwar deshalb, weil es jene falsche Erziehung nicht erhalten hat, die unter den despotischen Regierungen nichts Anderes ist, als ein fortwährender Unterricht der Falschheit, der Schmeichelei und Heuchelei: Zeugen davon sind die Hofleute und die Handwerker, welche in dieser Hinsicht sich wie zwei entgegengesetzte Extre-

mitäten gegenüber befinden; Zeuge davon ist unsere fernere ganze Revolution, von der jede Epoche durch den Muth, durch die Mäßigung, durch die Hochherzigkeit des Volks bezeichnet ist, und andererseits durch die Feigheit, den Verrath, den Meineid **und durch die Verkäuflichkeit aller derjenigen, welche sich über das Volk zu erheben trachten.** Sie heucheln, **Nichts davon zu wissen, diese elenden Egoisten, diese infamen Verschwörer.** Sie beharren darin, das Volk zu verleumden und strengen sich an, es zu erniedrigen; nicht zufrieden damit, sich mit ihrem Raub zu bereichern, betrachten sie es für einen glücklichen Tag, wenn sie sich in seinem Blute baden können. Sie rufen gegen das Volk die Söldner der fremden Mächte auf; sie bringen, wenn sie es können, durch ihre Kerker die Bürger um; sie erweisen seinen Henkern göttliche Ehren; sie zwingen das Gesetz selbst Mitschuldiger dieser schrecklichen Ermordungen zu werden .... sie haben auf ihrer Seite Macht, Schätze, Gewalt und Waffen: das Volk hat nur sein Elend und seine hehre Gerechtigkeit! .... Das ist dieser große Prozeß, welchen wir im Angesichte des Universums führen .... Möge es zwischen uns und unsern Feinden richten; es richtet zwischen der

Menschheit und ihren Unterdrückern. Bald geben sie vor, daß wir nur über abstracte Fragen verhandeln, über unpraktische, politische Systeme; als wenn die ersten Grundsätze der Moral und die theuersten Interessen der Völker nur absurde Chimären und frivole Gegenstände der Erörterungen wären!"

Sobald der, von Robespierre vor dem 10. August allein geführte Angriff gegen die Gironde zugleich ein Kampf auf Tod und Leben zwischen seiner Partei und den Girondisten wurde, rückte Robespierre mit einer neuen Macht heran, und machte sich, indem er die Form seines Journals veränderte, gewissermaßen zum Heerführer der jacobinischen Presse. Dies neue Journal, welches nach den Septembertagen gegründet wurde, führte den Titel: „Lettres de Maximilian Robespierre à ses Commettans," und alle jene Mittel, welche Robespierre's gewöhnliche und furchtbare Macht bildeten, die Warnungen vor Vertrauen in die Machthaber, die mißtrauischen Predigten gegen seine Feinde, die geheime Andeutung von deren Intriguen und Verschwörungen gegen das Volk, die Verläumdung, das Lob seiner Moral und seiner Tugend, die Schmeichelei der Menge und das Pathos seiner Deklamation — erschienen in diesem, jede Woche erscheinendem Blatte

in viel größeren Verhältnissen und in viel genauerer Ineinanderfügung, als im „Défenseur.“ Robespierre sprach dort noch als eine Größe, die sondirt; hier aber als eine Macht, welche schlägt. Seine Briefe gelten nicht mehr seiner Partei, sondern seiner Nation; seine Commettanten waren alle Franzosen, *) und seine Artikel, in ähnlicher Art wie die des „Défenseur“ beurtheilten die Dinge viel kühner und energischer, viel sicherer und unstreitig mit mehr Bezug auf seine Person.

„Es ist nicht genug, den Thron umgestürzt zu haben, schrieb er z. B., sondern was uns nöthig ist, das ist die Errichtung der heiligen Gleichheit und der unverjährbaren Rechte der Menschheit auf seinen Trümmern. Die Seele der Republik ist die Tugend. Die Feinde der Republik sind die Egoisten. Um unsere politischen Institutionen zu bilden, bedarf es der Sitten. Wir haben den Tempel der Freiheit mit Händen errichtet, welche mit den Ketten des Despotismus besudelt waren.“

Sein Streben nach der Dictatur zeigte sich noch

*) J'entende par ce mot (commettans) tour les français, heißt es im ersten seiner Briefe.

viel deutlicher im Convent, wohin er immer energischer das Schlachtfeld hinzuverlegen suchte, weil er jetzt dort die Mehrheit zu Anhängern hatte und die Gironde empfindlicher, als in der von ihnen mit stolzer Kraft ausgeführten Journalpolemik verwunden konnte. Robespierre war als das Haupt des Pariser Gemeinderathes die eigentliche, wenn auch noch nicht autorisirte Macht. „Die Gemeinde von Paris, sagte Barbaroux am 24. September im Convent, sendet Beauftragte in alle Theile des Reiches, um zu herrschen, trotzt der Versammlung, setzt sich hinweg über die Gesetze und erläßt Verhaftsbefehle gegen Abgeordnete, ja selbst gegen einen Minister.“ In der That regierte Robespierre bereits; am 21. September 1792 hatte er ein Dekret erlassen, wodurch das Königthum in Frankreich für aufgehoben erklärt wurde, und seine Genossen machten keineswegs Hehl daraus, daß sie Robespierre zum Chef der Republik begehrten: „Eine Partei strebt in dieser Versammlung nach Dictatur, und das Haupt dieser Partei ist Robespierre!“ rief Rebecqui in der Sitzung des 24. September aus. — „Ich finde, schrie Marat darauf, die Dictatur nothwendig, um die Verräther zu zerschmettern.“ — Robespierre

selbst antwortete darauf durch eine Epistel über die gerechte Regierung.

Die Gironde indessen, welche wohl wußte, daß sie mit Robespierre das Haupt jener Partei zertreten würde, die immer wilder auf ihre bereits wankenden Reihen losstürmte, ließ sich wirklich verführen, den Kampfplatz in den Convent zu verlegen. Robespierre jauchzte im Stillen, denn er wußte, daß hier das Todtenfeld der Gironde sein werde, und, ohne im Geringsten ihre Angriffe zu fürchten, suchte er vielmehr durch diese selber den Feind zu schlagen. Die noble und ehrliche Taktik der Gironde war überdies nicht der Art, der Wildheit und Roheit ihrer Gegner Stand zu halten. In der Presse schlugen sie wohl noch leicht die Jacobiner; im Convent dagegen nur selten und nach äußerstem Kampf. Als Louvet den vermeintlichen Todesstoß nach Robespierre führen wollte, indem er ihn im Oktober 1792 feierlich anklagte, wahre Vaterlandsfreunde verfolgt, Volksvertreter herabgewürdigt zu haben und nach der höchsten Gewalt zu streben, verursachte sich die Gironde anstatt eines Triumphes nur Niederlagen, Robespierre dagegen einen neuen, unter solchen Umständen gefährlichen Erfolg. Denn wenn auch den Gegnern der wilden Bergparte

diese Anklage als eine edle und nothwendige Handlung erschien, so hatte doch Louvel die Unvorsichtigkeit begangen, Vieles nur mit Vermuthungen zu begründen.

Robespierre selber wußte auch mit Leichtigkeit die Unbestimmtheit der Beschuldigungen, den Mangel an Beweisen und die Schwächen der Ankläger geschickt in seiner am 5. November gehaltenen Vertheidigungsrede zu benutzen. Aber er begnügte sich nicht, sich losgesprochen zu wissen, sondern benutzte diese Gelegenheit einen schweren Stoß gegen seine Gegner zu führen, der auch arge Unordnung in ihre Reihen trug. Die Saat des Mißtrauens gegen seine Ankläger wurde mehr denn jemals gestreut und er selber stieg, indem er seinerseits angriff, in der Gewalt seiner Vertheidigung. Mißtrauen zu säen, das war seine diabolische Kunst, mit welcher er alle seine Zwecke erreichte; wie der Dintenfisch sich durch das Ausspritzen der trüben Flüssigkeit den Augen seiner Verfolger entzieht, so Robespierre durch das Mißtrauen, daß er um sich verbreitete und womit er sich geschickt den Augen der Beobachter zu entziehen wußte, um seine Verfolger mit ihrer eigenen Abwehr und Sicherstellung zu beschäftigen und zu schwächen. Im Convent überhaupt war Robes-

pierre inmitten seiner Schaar, und er konnte, angeklagt und beschuldigt, es dreist in seiner Vertheidigung auszusprechen wagen, daß ein Angriff auf ihn gleichbedeutend sei mit einem Angriff auf die Revolution überhaupt, und daß er, wie einst Cicero bei der Anklage des Clodius, schwören könne, daß er das Vaterland gerettet habe.

Die Gironde verfiel seinem Grimm; Marat hauchte seine giftige Seele unter dem Dolche Charlotte Corday's aus; Danton wurde von Robespierre geopfert: er war nun ohne Nebenbuhler, der faktische Herr von Frankreich, auf dem Gipfel aller Macht. Auch sein Geschick sollte sich jetzt erfüllen!

Das rächende Verhängniß Robespierre's war es, daß der vernichtende Stoß gegen ihn, als das ausgetragene Kind der Revolution, von den Trümmern der Dantonisten geführt werden sollte. Diese Partei, die eben mit ihrem Blute das Schaffot geröthet hatte, die Robespierre als die letzte Rivalin seiner Allmächtigkeit zerschmettert zu haben glaubte, bildete in der That die gesündeste und geistig tüchtigste revolutionaire Kraft, welche die langsam und trotz aller Verfolgungen aufgekeimte Reaction gewissermaßen so belebte, daß sie ihr Haupt erheben und ihre Keulen führen konnte;

Danton's Blut war es, welches die Reaction befruchtete, in die Höhe hob und zur Thatkraft erregte. Auch lag eine Logik des Naturgesetzes darin, daß gerade die zuletzt geopferte Partei zugleich die Rächerin an ihrem Mörder werden sollte. Eine Partei ist keine Summe von Menschen, sondern von Geistern, welche nicht durch den Tod von zehn und zwanzig Männern ihren Untergang findet. Die Partei Danton's aber umhüllte den innersten und gesündesten Kern des Jacobinismus; sie umschloß die Summe aller talentvolleren, der Vernunft nicht verlustig gegangenen Revolutionaire, und war die Repräsentantin eines mächtigen, mäßigen und dem Terrorismus widerstrebenden Geistes, der umsomehr zurückschnellte, als er zusammengedrückt wurde. Die Dantonisten waren es außerdem, welche zuletzt, und zwar von Robespierre direkt, den Druck der Gewalt empfinden mußten; es war natürlich, daß sie damit einen viel heftigeren Widerstand aufnährten und in die reactionaire Richtung zurückwichen, um dort ihre Alliirten gegen den nun gemeinsamen Feind zu suchen. Auch hatten sie, wollten sie Robespierre treffen, einer retrograden Bewegung schon deswegen nöthig, um für den tödtenden Schlag den Raum zum Ausholen mit ihren Waffen zu erhalten.

In ihnen trafen diese Gegensätze des revolutionairen und des reactionairen Extrems in natürlicher Harmonie zusammen, weil eins das andere hervorrufen mußte. Sie, welche die Letzten waren, die vor der gegipfelten Revolutionsidee zurückweichen mußten, sollten nun auch die Ersten werden, welche gegen dieselbe die Reaction in Schlachtordnung führten.

Während alle diese Ursachen darauf hinwirkten, daß im Schooße der eben von Robespierre besiegten Partei der Blitz des Thermidor geschmiedet wurde, lag auch in ihr die Kraft, denselben auf das Haupt des dreimonatlichen Machthabers zu schleudern. Tallien, der Freund Danton's, sollte der Jupiter sein, der den Terrorismus und sein Haupt vernichtete. Am 9. Thermidor schwang er sich im Convent auf die Tribüne und schrie: „Wenn die Versammlung nicht den Muth hat, Robespierre sogleich in den Anklagezustand zu setzen, so werde ich ihn mit diesem Dolche niederstoßen!“ Der Blitz zündete; ein wüthendes Geschrei war sein Donner; Robespierre gurgelte, vor Schrecken bleich, unabgerissene Worte; — „Danton's Blut erstickt Dich!“ schrie Garnier ihm entgegen: — Robespierre fiel in die jähe Tiefe hinab.

Der napoleonische Gedanke.

Persigny.

Es ist eine trübe, feuchte Decembernacht des Jahres 1822, zwei Tage nach Weihnachten.

In dem Zimmer einer Wohnung in der Rue St. Lazare sitzen zwei Personen auf einem Kanapee. Die eine ist ein Mann in kräftigem Mannesalter, die andere ein Knabe von vierzehn Jahren. Sie sind beide schweigsam, mit ihren Gedanken tief beschäftigt.

Endlich ergreift der Mann, wie auffahrend aus seinem Brüten, die Hand des Knaben, sieht mit seinem glühenden Augenpaar fest in das des Andern und sagt dann: „Victor, wir müssen scheiden!“

Der Knabe schweigt.

„Ja, wir werden uns nicht wieder sehen und Du armes Kind bist Waise, mehr noch als dies: Du wirst als Knabe schon und ohne daß Du weißt, weshalb? ein politisch Verfolgter sein! Dein Vater und Deine Mutter sind todt — ich fürchte — nein, ich weiß es, auch ich werde sterben, Deine letzte Stütze, Dein Onkel wird Dir verloren gehen!“

„Mein Onkel, wie können Sie so bestimmt so Schreckliches sagen?“ entgegnete der geängstigte Knabe. „Sie theilten mir mit, daß Sie mich verlassen müssen, daß ich morgen nach England reisen soll, um dort zu bleiben, aber weshalb denken Sie an ewige Trennung, an den Tod?“

„An Tod, mein Neffe, oder an Freiheit! Ich fürchte, die Freiheit geht zu Grunde und der Tod ist mein Loos. Aber, wie es auch sei — höre, Victor, auf mein Bitten und widme Dich einst als Mann der Freiheit und der Dynastie Napoleon, die sicher wieder über Frankreich herrschen wird. Ich habe für das angebetete Weib Hortense, die Königin von Holland, mein Leben bestimmt — hört es auf, Victor, so widme das Deine ihrem Sohne, Prinz Louis Na=

poleon, der unstreitig das Haupt der Bonaparte's werden wird. Vergiß es nicht — hörst Du?"

„Nein, mein Onkel — nein, nie!"

Der Herr Fialin erhob sich und sprach dann hastig weiter:

„Du bist ein Fialin, ein Sprosse des alten Geschlechts von Persigny, dessen Namen wir seit zwei Jahrhunderten nicht mehr tragen. Bringe den Namen wieder zu Ehren, verknüpfe ihn eng mit dem Namen, dem Geschick und dem Ruhm Bonaparte's: das sei Deine Mission! — In acht Tagen werde ich mit an der Spitze des Aufstandes sein, den die Carbonaria macht, um die Republik einzuführen. Da eine Republik in Frankreich nicht bestehen wird, so helfe ich sie einrichten für die Erben Napoleons. Das merke Dir, Victor: auch Du verschmähe dereinst nicht, Anderen zur Macht zu helfen, um sie desto sicherer den Bonaparte's in die Hände zu spielen. Die Hauptsache ist, daß Alles verbraucht und abgenutzt werde, um schwach zu sein, wenn die Dynastie Napoleons wieder aufgerichtet wird. Ich werde mich nicht täuschen, Victor, Du wirst mich und Deine Mission verstehen. Folge mir, folge Deinem Stern — schweige!"

„Onkel, kaum verstehe ich, was Sie mir sagen, aber ich werde folgen, ich werde schweigen!“

Am andern Tage reiste der junge Victor Fialin, ein Nachkomme des verschollenen Geschlechts der Grafen Persigny, nach England.

Am ersten Januar 1823 fand der Aufstand in Béfort statt, hervorgegangen aus der Verschwörung der französischen Carbonaria zum Umsturz der Bourbonendynastie. Lafayette und ein großer Theil der gebildeten Welt hingen damit zusammen. Auch Thiers war Mitglied der Carbonari, aber er handelte als Verräther und lieferte den Obersten Caron an die Häscher. Der Aufstand nahm ein klägliches Ende; die Häupter wurden erschossen. Fialin, der Onkel Victors, ward gefangen und öffnete sich im Gefängniß die Adern.

Der Knabe Victor lebte in London von den Unterstützungen eines Verwandten. Als dieselben unerwartet eingestellt wurden, ging der nun siebzehnjährige junge Mann nach Frankreich zurück und trat in die Armee, um seiner Hilfslosigkeit zu entgehen. Als Chasseur begann er nun seine Carrière; nach einigen Jahren ging er als Unter-Lieutenant zu den Husaren.

Das seinem Onkel geleistete Versprechen war nicht von ihm vergessen worden; aber der junge Fialin wußte in der That nicht, wie er dasselbe einlösen sollte, ja wie er nur mit den Bonaparte's in Verbindung treten könnte. Er war ihnen fremd und die Aussichten waren nicht der Art, um an eine Wiederherstellung der napoleonischen Dynastie zu glauben. Die Julirevolution, für welche Fialin als Soldat mit demonstrirt, hatte die Orleans auf den Thron gesetzt und von einer napoleonischen Partei war gar keine Spur zu entdecken; der Name Bonaparte fast verschollen.

Da brach die italienische Revolution aus und die beiden Söhne der Königin Hortense traten hier als Carbonari auf den Schauplatz politischer Ereignisse. Louis Napoleon namentlich erregte die Aufmerksamkeit der Franzosen.

Fialin dachte abermals an seinen Onkel und an die Mission, die ihm dieser vor dem Gang zum Tode übertragen. Er wollte seinen Abschied nehmen und nach den Schlachtfeldern Italiens eilen, um an der Seite des jungen napoleonischen Abenteurers zu kämpfen, mit dem er durch eine Art fatalistischen Glaubens verbunden war. Sein Regiment war gerade nach

Afrika beordert: fast wäre er der Versuchung gefolgt und desertirt; aber das Gefühl der Ehre bewahrte ihn vor diesem Schritt.

Als Victor Fialin ein Jahr später aus Afrika nach Frankreich zurückkehrte, war die italienische Revolution durch österreichische Truppen niedergeworfen, Louis Napoleons Name längst wieder vergessen. Der junge Unter=Lieutenant quittirte nun seinen Dienst, um dem Hang nach politischer Agitation, der instinktartig in ihm lebte, ungestört folgen zu können. Mehr ahnungsvoll als bewußt suchte er die Revolution, wie und wo sie sich gab, um in dem Wirrwar der Ereignisse eine napoleonische Partei bilden zu können. Noch war Victor Fialin kein eigentlicher Bonapartist; aber die Erinnerung an seinen Onkel hatte in ihm die Vorstellung zurückgelassen, daß Prinz Louis Napoleon, der Sohn Hortense's, ein Prätendent der französischen Kaiserkrone sei. Er war abenteuerlich und es reizte ihn der Gedanke, für einen Prätendenten die Gasse zu brechen. An günstige Aussichten glaubte er selbst noch nicht, doch eine Art Schicksalsbestimmung trieb ihn dazu, immer im Strudel revolutionärer Bewegungen zu sein und hier die Hoffnung für seine Abenteuerlichkeit zu suchen.

So stürzte er sich, nachdem er 1832 den Abschied genommen, in die damals mächtig fluthende Bewegung des Saint-Simonismus. Er begeisterte sich nicht allein allen Ernstes für diese religiös zugestutzte socialistische Lehre, der bereits die ganze Geistesjugend Frankreichs mehr oder minder anhing; er witterte auch die revolutionären Gedanken in dieser Bewegung heraus und wer weiß, was sich machen ließ, wenn dieser Gedanke einmal in Thaten sich äußerte.

Fialin wurde daher ein eifriger Schüler Enfantin's, ja er trat sogar in die kommunistische Kolonie der Emancipation des Fleisches, welche dieser sonderbare Papst mit seiner Hohenpriesterschaft in Menilmontant bei Paris gründete. Der klägliche Ausgang des Unternehmens und der ganzen Hierarchie des Saint-Simonismus bereitete seinen Hoffnungen aber ein nur allzu schnelles Ende. Enfantin und seine Hohenpriester wurden zu Gefängnißstrafen verurtheilt, Fialin zu 50 Franks Geldbuße; der Saint-Simonismus als Sekte ward verboten, verfolgt, und mehr als dies tödtete ihn der Fluch der Lächerlichkeit.

Als Fialin durch diesen Unfall aufhören mußte, mit dem Saint-Simonismus zu spekuliren, brach gerade der royalistische Aufstand unter der tollen Her-

zogin von Berry in der Vendée aus. Es war dem Abenteurer, der vorläufig nach einer ordentlichen Revolution verlangte, ganz gleich, wer der Anstifter derselben sei. Jetzt waren es die Legitimisten und Victor Fialin hoffte sie als Mittel zum Zweck zu benutzen. Er ward plötzlich Legitimist, weil er als solcher revolutioniren konnte; er erinnerte sich, daß einer Tradition zufolge seine Vorfahren sich Grafen von Persigny nannten; adeln konnte man sich überdies unter Ludwig Philipp ohne Schwierigkeit selber und schließlich war der aristokratische Klang des Namens von Persigny noch besser zu verwerthen als der bürgerliche eines Fialin! So verband der junge Mann im Namen Mittel und Zweck sehr sinnig als Fialin von Persigny.

Er reiste nach der Vendée, um an Ort und Stelle den royalistischen Aufstand zu beobachten und, wenn er die Dimensionen einer Revolution annahm, sich daran zu betheiligen. Aber nur zu bald erkannte er die schwache Natur des Aufstandes und zog sich deshalb von demselben zurück, noch ehe derselbe mit der Gefangennahme der Herzogin von Berry sein Ende erreichte.

Es hatte sich herausgestellt, daß mit den saint=

simonistischen wie mit den legitimistischen Tendenzen nicht eingreifend zu revolutioniren war. Fialin von Persigny kam nun auf die Idee, es mit dem Bonapartismus direkt zu versuchen. Ohne Mandat wollte er eine Partei desselben bilden, sie organisiren, ihr außer der dynastischen auch die Tendenzen der Zeit, Socialismus und Volkssouveränität einimpfen. Es mußte sich ja dann herausstellen, ob das Haupt der Bonapartisten dem zustimme und derart sich als geeignet erweise, die Zeit zu verstehen. Bonapartisten konnte man schon finden, aber um eine bonapartistische Partei zu beschaffen, dazu mußte der Napoleonismus die Zeittendenzen revolutionairer Art mit aufnehmen; alsdann konnte man hoffen, ihn auf dem Boden der demokratischen und socialistischen Partei Wurzel fassen zu lassen.

So dachte Persigny und so sprach er sich in der einzigen Nummer der von ihm 1834 herausgegebenen Revue: L'occident français, aus. Die Zeitschrift ward zwar wegen Mangel an Geld nicht fortgesetzt, aber Persigny sah durch die eine erschienene Nummer alle seine Hoffnungen glänzend erfüllt. Der Exkönig von Spanien drückte ihm seinen Dank aus und gab ihm einen Empfehlungsbrief an Prinz Louis Napoleon.

Persigny reiste darauf nach Schloß Arenenberg und die erste Begegung mit dem napoleonischen Abenteurer ließ ihn erkennen, daß dies der Mann war, für den und dessen Sache sich zu begeistern von Nutzen sei.

Von diesem Moment an wurde Persigny Bonapartist. Man kann ihn den ersten, den größten, den klügsten Bonapartisten nennen und Louis Napoleons Glück war es, daß er diesen Mann verstand und zu seinem vertrautesten Freunde machte. Sie beide erfanden das neu-bonapartistische System und Persigny führte den Bau aus, den der Prinz in seinen Haupttheilen entworfen hatte. Ja, es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Persigny es war, welcher den Bonapartismus demokratisirte. Aus der Julirevolution nahm er das Prinzip der Volksabstimmung in ihn auf, aus dem Saint-Simonismus die socialistische Tendenz. Die napoleonische Idee, in welche nun beide Männer sich verliebten, mochte abenteuerlich, romanhaft sein, wie überhaupt die Pläne und die daraus entspringenden Handlungen des Prätendenten und seines Ministers; aber läugnen ließ sich nicht, daß diese napoleonische Idee wie ein Netz über die Zeitströmungen ausgespannt wurde; und daß schließlich

doch der große Fang zu Stande kam, der so unglaublich schien, davon ist das zweite Kaiserreich der Beweis.

Persigny verknüpfte sein Geschick mit dem des Prinzen Napoleon weniger aus Ehrgeiz denn aus Abenteurerlust, weniger weil er den Erfolg der Sache Napoleons für gesichert hielt, als weil er mit der Neugierde eines Experimentmachers beobachten wollte, wie weit sich diese Sache treiben ließe. So waren es zwar seltsame, aber nicht unlautere Motive, welche den jungen Mann bestimmten, Alles dem napoleonischen Gedanken zu opfern.

Er ging nun vor Allem darauf aus, eine napoleonische Partei zu schaffen. Er durchreiste zu diesem Zweck Frankreich und Deutschland, brachte die alten Napoleonisten zusammen, machte ihnen Hoffnungen und wandelte diese harmlosen Menschen zu Agitatoren und Verschwörern um. Er warb unter der Jugend und den Phantasten, unter den Söhnen der alten kaiserlichen Armee, neue Anhänger; er studirte sie ein, postirte sie und schaffte Geld und Waffen. Oft gab er dem Prinzen die Ideen, öfter noch kamen sich Beide auf halbem Wege entgegen; es gab vielleicht nicht zwei Menschen, die an Neigung, Gedanken und In=

stinkt sich so ähnlich waren, vielleicht nicht einen zweiten Mann, der wie Persigny, das Wesen der napoleonischen Sache sich so außerordentlich zu eigen machen konnte.

Nicht Prinz Louis Napoleon, nein Persigny faßte die Idee des Straßburger Unternehmens vom Jahre 1834.

„Wir müssen sehen," sagte er, „ob wir schon eine Partei haben. Haben wir noch keine, wird das Abenteuer uns eine machen. Frankreich muß vor Allem wissen, daß ein Napoleonide lebt, der nach der Herrschaft strebt. Zeigen wir dies Frankreich und wenn wir auch jetzt geschlagen werden: wir können für die Zukunft doch nur daraus profitiren!"

Das Unternehmen mißglückte vollständig; der Prinz wurde gefangen, Persigny desgleichen. Aber während Louis Napoleon durch die Gnade des Königs Ludwig Philipp die Freiheit zurückerhielt, gelang es Persigny zu entfliehen, über den Schwarzwald, den Rhein hinauf, sich nach England zu begeben.

Das Fiasco hatte ihn am allerwenigsten für die Sache Louis Napoleons abgekühlt; er hatte es vorausgesehen und berechnete, daß ein zweiter Stoß größere

Wirkungen erzielen werde. In seinem Bericht über den Straßburger Handstreich, den er 1837 in England veröffentlichte, gab er deutlich genug zu verstehen, daß die Laune des Schicksals ein andermal dem Unternehmen günstiger sein würde.

Damals begann Louis Napoleon die Ausarbeitung seines Werkes: der napoleonische Gedanke. Einige Stellen daraus werden erkennen lassen, welchen Einfluß Persigny dabei ausgeübt.

„Da er sicher und fest begründen will, so stützt er sein System auf die Grundsätze ewiger Gerechtigkeit, und zertrümmert zu seinen Füßen die reactionären Theorien, welche die Uebertreibungen der Parteien erzeugt haben. Er ersetzt das Erbsystem der alten Aristokratien durch ein hierarchisches System, indem es die Gleichheit sichert, das Verdienst belohnt und für die Ordnung bürgt. Er findet ein Element der Kraft und der Freiheit, weil er wohlweislich ihre Herrschaft vorbereitet, indem er weite Grundlagen legt, bevor er das Gebäude errichtet. Er befolgt weder den ungewissen Gang einer Partei, noch schenkt er den Leidenschaften der Menge Gehör, er herrscht durch die Vernunft, er leitet, weil er an der Spitze einherschreitet."

„Der napoleonische Gedanke zertheilt sich in eben so viele Zweige als das menschliche Genie verschiedenartige Kreise zu durchlaufen hat; er belebt den Ackerbau, er erfindet neue Erzeugnisse, er empfängt von fremden Ländern die Neuerungen, welche ihm nützen können. Er ebnet die Berge, überschreitet die Flüsse, erleichtert die Verbindungen, und nöthigt die Völker sich die Hand zu reichen."

„Er gebraucht alle Arme und Geister. Er geht in die Hütten, nicht indem er unfruchtbare Erklärungen der Menschenrechte in der Hand hält, aber mit den nothwendigen Hilfsmitteln um den Durst des Armen zu löschen, um seinen Hunger zu stillen; noch mehr! er kennt eine Sage des Ruhmes, um dessen Liebe für das Vaterland zu wecken! Der napoleonische Gedanke ist wie der evangelische Gedanke, er flieht die Pracht, bedarf nicht des Glanzes und der Auszeichnung um durchzudringen und sich Eingang zu verschaffen; nur im äußersten Falle ruft er den Gott der Heere an. Demüthig ohne Niedrigkeit klopft er an allen Thüren, nimmt die Schmach ohne Haß und Rachegefühl an, und schreitet ohne Aufhalten, weil er weiß, daß das Licht ihm voraneilt und die Völker ihm folgen."

Im Jahre 1843 ward das Unternehmen in Bou-

logne wiederholt. Diesmal war der Prinz der eigentliche Anstifter, der nach den Berichten seiner Anhänger in Frankreich in dem Wahne lebte, er werde von der Küste bis nach Paris wie im Triumphe ziehen. Persigny glaubte nicht daran; er rieth diesmal sogar ab und verlangte Aufschub. Aber der Prinz wollte seine eigenmächtigen Vorbereitungen nicht vergeblich gemacht haben, und Persigny fügte sich. Ihm war es am Ende gleich, ob die Sache jetzt oder später entschieden wurde; die Hauptsache blieb das Abenteuer.

Das Boulogner Unternehmen endete noch kläglicher als das Straßburger: die ganze Expedition wurde gefangen genommen, noch ehe sie eine Stunde in Frankreich gewesen.

Prinz Napoleon wurde nach Ham gebracht, Persigny nach Doullens. Er hatte vor der Pairskammer wie ein Prophet für die Legitimät der Dynastie Bonaparte gesprochen und mehr denn je hatte er erkannt, daß sie eine Zukunft habe. Aber er hatte gelernt sie zu schaffen. Nicht als Prätendent mußte Napoleon kommen, sondern in der Verwirrung mußte man ihn holen; nicht geraden Weges war der napoleonische Thron wieder aufzurichten, sondern durch List. Als ihn der Gerichtshof zu zwanzig Jahren Gefängniß

verurtheilte, hörte Persigny lächelnd den Spruch an; er glaubte nicht daran, daß Ludwig Philipps Dynastie noch zwanzig Jahre regiere.

Ludwig Philipps Regierung glaubte ihrerseits nicht an die Möglichkeit einer Zukunft des napoleonischen Gedankens; sie fürchtete sich vor der Republik und bemitleidete die bonapartistischen Agitatoren. Als Prinz Napoleon aus Ham als Maurer verkleidet entfloh, war sie zufrieden, den Gefangenen auf gute Manier los zu sein; Persigny kam nach Versailles und man ließ ihn wie einen freien Mann daselbst spazieren gehen.

Persigny beschäftigte sich in seiner harmlosen Gefangenschaft mit Literatur. Er schrieb unter Anderm ein Werk über die Nützlichkeit der ägyptischen Pyramiden, in dem er zu beweisen suchte, daß der Zweck dieser riesenhaften Bauwerke nur gewesen sei, das Nilthal vor der Ueberfluthung durch den Wüstensand zu schützen. Die Februarrevolution machte ihn vollends frei. Er eilte nach Paris, um die Lage der Dinge kennen zu lernen und er erkannte sie: aus dieser Republik mußte ein Kaiserreich werden, da ein Königthum unmöglich war.

Die Hauptsache war, den Prinzen Napoleon nach

Frankreich zu bringen und womöglich eine Machtstellung zu verschaffen. „Sie müssen vorerst Republikaner werden, mein Prinz,“ schrieb Persigny nach England; „Socialist sind Sie, das erleichtert Vieles.“ Die Republik mußte sich erst aufarbeiten, die Parteien sich schwächen, sich vernichten: bis zu diesem Zeitpunkte mußte eine bonapartistische Partei geschaffen werden, die frisch und kühn alsdann die letzten Trümmer der Februarrepublik niederwerfe.

Persigny wurde jetzt der unermüdliche, intelligente Agitator Louis Napoleons: das Gefühl der Hoffnung machte ihn kühn, die Kühnheit brachte ihm Erfolge. Er zeichnete in Wahrheit dem Prinzen Haltung und Politik vor; er verständigte sich mit den Mitgliedern der Napoleonischen Familie, er sammelte abermals ihre Anhänger um sich, organisirte sie zu einer Gesellschaft, schaffte mit unglaublicher Anstrengung Geld für die Agitationen, gründete Journale mit bonapartistischer Tendenz, kaufte solche, deren Einfluß auf die Massen fest stand, bereiste die Departements, ließ sich in den conservativen Abgeordnetenklub der Straße Pritiens aufnehmen und bereitete die Wahl vom 10. Dezember vor.

Selbstverständlich stieg er mit dem Glück desjenigen,

dem er unstreitig unter Allen am meisten zur Macht verholfen. Er wurde Adjudant des Prinz-Präsidenten, vertheidigte als Abgeordneter die Politik des Elisee und übernahm die vertraulichen Sendungen desselben. Er hörte nicht auf zu agitiren, das neunapoleonische System auszubauen; aber jemehr die Herrschaft des Prinzen gesichert war, um so weniger befaßte er sich mit den kleinen Geschäften, zu denen sich der wachsenden Macht massenhafte Ergebene fanden. Er hielt seine Gedanken immer auf's Große gerichtet, er ward Staatsmann anstatt Agitator, Politiker anstatt Abenteurer. Er machte durch das Glück, dessen sich die napoleonischen Bestrebungen erfreuten, durch die thatsächliche Wiedererrichtung der bonapartischen Dynastie, dieselbe Wandlung durch wie der Erbe Napoleons, und die Ereignisse drückten auch ihm den Stempel des Moralischen auf. Er blieb das eine Auge des Herrn, die rechte Hand desselben, und selbst als durch den Staatsstreich vom 2. Dezember Andere sich in das Vertrauen Napoleons setzten, die Masse der Anhänger, welche das Glück findet, das Verdienst des Einzelnen, der auch im Unglück treu gewesen, etwas in Schatten stellten: auch da noch war Persigny derjenige, welcher der napoleonischen Politik neue Gedanken gab.

Als das Kaiserreich errichtet und nun das höchste Ziel abenteuerlichster Hoffnungen und Plane erreicht war, da faßte Persigny den Gedanken der Allianz mit England. Er war kein Staatsmann, der hiermit eine neue, überraschende Politik einschlagen wollte: trotzdem er als Minister des Kaisers dazu versucht sein konnte, entsprang der Gedanke doch allein der Freundschaft für den einstigen Prätendenten, dem uneigennützigeren Gefühl, die napoleonische Politik um ihres Heiles Willen mit zu bestimmen. Er konnte sich mit Recht als ein Erfinder der napoleonischen Ideen betrachten; er durfte jetzt, da Ideen in Thatsachen übersetzt wurden, eine Garantie für seine Erfindung fordern. Louis Napoleon verstand den erprobtesten Freund: er schloß die Allianz mit England und Graf Persigny selber ging 1855 als Gesandter nach London, um seine neue Idee auszuführen.

Fünf Jahre blieb Persigny in London und vielleicht nirgends war ein solcher Freund des Kaisers der Franzosen mehr am Platz, als dort. Mehr als einmal, wenn sich zwischen den beiden Kabinetten Mißverständnisse erhoben, hat Persigny sich erkühnt, seinem kaiserlichen Herrn Wahrheiten zu sagen, wie dieselben ein Mann von starkem Willen nur von Jenen ertragen

kann, deren Aufrichtigkeit über allem Zweifel erhaben ist. Die Engländer wußten auch, daß sie im Grafen Persigny ein Spiegelbild des Geistes besaßen, der Frankreich regiert, daß der Gesandte von Frankreich für sie der erste und wahre Vertreter der imperialistischen Partei bedeutete. Daher, was auch immer amtliche oder halbamtliche Artikel und Flugschriften insinuiren mochten, die Engländer nahmen als ausgemacht an, daß, was Persigny sagte, dasjenige war, was Louis Napoleon sich denken lassen wollte, und daß eine Irrung, falls eine solche vorkam, nicht zufällig sein konnte, sondern absichtlich sein mußte.

Nachdem Graf Persigny eine Zeitlang in Frankreich ohne Amt gelebt hatte, ward er im November 1860 wieder zum Minister des Innern ernannt. Man wird sich erinnern, daß damals die liberalen Zugeständnisse der kaiserlichen Regierung begannen, und das genügt, um zu erklären, weßhalb ein Mann wie Persigny die Leitung der Geschäfte wieder übernahm. Es sollte eine neue Phase der napoleonischen Politik beginnen und deßhalb mußte Persigny die Zügel ergreifen. Er allein, als wahrer alter ego des kaiserlichen Sinnes, ja als der gute Genius des jetzigen

Herrn von Frankreich, war berufen und fähig den ersten Platz einzunehmen, wenn es sich um die erste Ausführung eines neuen Gedankens, um eine weitere Ausbildung des napoleonischen Systems handelte.

II.

Aus der Kunst und der Literatur.

Rachel.

Als eine so gefeierte Größe, wie Rachel-Felix es seit 16 Jahren war, von dem Schauplatze ihrer bisherigen Triumphe und von dem des Lebens am 4. Januar 1858 in ihrem Landhause zu Cannet abgerufen ward, war es natürlich, daß dieser Verlust auch ein Bedauern für die Kunst hinterließ, der sie zur Zierde gereichte, um so mehr in einer Zeit, da das Komödiantenthum über Gebühr die Dichtkunst dominirt, trotzdem ihm doch nur die Repräsentation der letzteren obliegt. Rachel-Felix war eine bedeutende Erscheinung; aber das französische Theater sinkt nicht oder braucht vielmehr nicht zu sinken, weil seine erste Tragödin gestorben ist. Sie hat die Poesie zum Schubkarrenziehen der Komödiantenlaunen erniedrigt; sie hat dem Publi-

kum Genuß verschafft, ja; aber mehr um ihretwillen, als aus Hochachtung für die Kunst. Die Kunst war ihr nur Mittel zum Zweck und was Rachel that und thun konnte, das that sie nur um ihrer selbst Willen. Das französische Theater centralisirte sich in ihr, und wenn der Schwerpunkt der dramatischen Kunst in der Laune, selbst in dem Talente einer Schauspielerin liegt, da ist sie unfruchtbar, steril und wenig tief in ihren Gebilden.

Sehen wir nun aber wer und was die Rachel gewesen.

Ihr Vater und ihre Mutter gingen hausiren, bald in Deutschland, bald in Frankreich, bald in der Schweiz. Es war eine jener unglücklichen Judenfamilien, die den Fluch ihres Volkes mit sich herumschleppen, ohne es zu wissen, ohne sich darum zu grämen. Auf diesen Streifereien kam die Rachel im Jahre 1820 zur Welt, man weiß nicht wo, ob im Elsaß, in der Schweiz oder Frankreich. Die gefeierte Künstlerin hatte keine Heimath, wie ihr Volk, keinen Ort, den sie lieben konnte, weil dort ihr Wiege gestanden.

Kaum war das Kind der Sprache fähig, so mußte es die Eltern im Broderwerb unterstützen. Während ihre Eltern hausiren gingen, sang sie die Gassenhauer

zum Harfenspiel ihrer Schwester. Von Stadt zu Stadt so die Sous zusammensingend, kam die unstäte Judenfamilie 1830 nach Paris; der Alte hausirte, die Mutter handelte, die Kinder sangen vor den Café's und auf den Boulevards.

Eines Tages traf der gutherzige Choron, ein angesehener Musikdirektor in Paris, die junge Rachel singend auf der Straße. Ihre helle Stimme fiel ihm auf; er fragte die Alten, ob er ihr Kind in sein Institut aufnehmen könne, und da die Eltern Ja sagten, so ging die Rachel mit zu Choron, um als Sängerin ausgebildet zu werden. Kurze Zeit jedoch nachher starb der brave Mann und Rachel, kaum mehr als 12 Jahre alt, stand einsamer denn je in diesem großen Paris. Da nahm sich ihrer Pagnon Saint-Aulaire an. Er hatte die junge Jüdin bei Choron kennen gelernt, und ein bedeutendes Talent für Deklamation in ihr erkannt. Rachel trat demnach als Elevin in sein Institut, um für das Theater ausgebildet zu werden.

Im Jahre 1836 trat Rachel zuerst in dem von Duport für sie speciell geschriebenen Drama „die Vendeerin“ auf. Aller Ehrgeiz der jungen Jüdin debütirte mit dieser Rolle; grausam gedemüthigt nahm sie

ihn wieder mit sich fort: sie hatte keinen Erfolg gehabt. Da kochte es ihr in den Adern vor Zorn, und von da an erschloß sich erst ihrem Blick das Ziel, das zu erreichen sie von nun an alle Energie aufbot.

Im Jahre 1838 gelang es ihr endlich, begünstigt durch einige Vorsprache, am Théatre français engagirt zu werden. Ihr Debüt waren die Horatier, und Jules Janin, der damals Alles geltende König des Feuilletons, stieß in die Posaune, um den Aufgang eines neuen Gestirns am Himmel der dramatischen Kunst zu verkünden. Bald stieg sie nun auch zu einem so großen Rufe, daß jeder Zweifel an ihrer Größe damit untersagt ward. In der That war aber das Spiel der Rachel auch unendlich ergreifend. Wenn man Roxane oder Hermione, Phädra oder Adrienne Lecouvreur von ihr dargestellt sah, so mochte sich kein Glied im Zuschauerraume regen, kein Auge von dieser Gestalt abwenden, welche mit dem Darstellen dämonischer Leidenschaft diese Leidenschaft selbst war. An ihr sah man dann unvergleichlich entsetzenvoll jede Fiber vor Lust am furchtbaren Spiele zucken; die Blitze ihres Auges, schwarz wie Kohle in weiß wie Schnee, verbrannten den sie treffenden Blick und erst, wenn der Vorhang gefallen war, dann athmete Alles auf

und zitterte doch noch im Genuß des Grauenvollen. Alles Interesse verschwand, bis Rachel da war, und wenn sie da war, so hörten Millionen Nerven auf, ihr gewohntes Spiel zu treiben, sie spitzten sich alle zu, um diese Qual, diesen Grimm, diese Wuth einzusaugen.

Dies ergreifende, von der Schauspielerin sichtlich so furchtbar mitgefühlte Spiel entsprang aber durchweg individuellen Leidenschaften; die Kunst hatte erst in zweiter Rolle ihren Antheil daran. Der Druck der einstigen Armuth, die sie gezwungen hatte, auf den Straßen zu singen, während ihre Eltern hausiren gingen; die Verachtung, mit welcher einst das Kind von der Gesellschaft behandelt wurde, waren ihr unvergessen. Entschädigung für diese Leiden von Ehemals zu erhalten, nachdem sie zu einer Macht in der Kunst geworden, war der einzige Impuls ihres Spiels, und die Leidenschaften, welche sie für diesen Zweck aufbieten konnte, grollten aus in jenen, von der Kunst gestalteten Leidenschaften, wie Racine, besonders aber Corneille sie nach dem Muster der Antike ihren Heldinnen inkarnirt hatten. Rachel, ein Weib, welches seinen Stolz darin fand, den Vorurtheilen der Welt Hohn entgegenzusetzen, hatte mit jeder dieser Rollen

den Zweck, ihr Geschlecht und seine Leidenschaften furchtbar zu machen, das Weib in seiner heidnischen Urwüchsigkeit zu zeigen und damit grellen Hohn gegen die vom Christenthum bedingte, Frieden und Harmonie athmende Stellung der Frau zu schleudern. Wie ihr Privatleben Zeugniß davon ablegt, daß sie die Gesetze, unter welche die Gesellschaft das Weib gestellt, verachtete, so war ihr die Kunst nur Mittel, das Weib im Kleide dämonischer Leidenschaften darzustellen. Schöne, ideal gehaltene Frauengestalten konnte sie nicht repräsentiren, denn sie liebte sie nicht.

Rachel empörte sich bei dem Gedanken, einem Volksstamme anzugehören, auf dem bürgerliche Vehme und Mißachtung lagen. Nicht, daß sie diesem Loose durch Abtrünnigkeit zu entfliehen je Willens gewesen wäre — im Gegentheil, daß sie eine Jüdin war, das gerade gab ihr Gelegenheit, den Leidenschaften des Hasses einen neuen Sporn zu versetzen. Wieder war es die Kunst, in der sie Autorität war, welche für dies grollende Bewußtsein eine Entschädigung darbot. In Rachel lag tief jener Grimm und Haß, der aus dem Fluche des Judenthums sich nährte und gern in dämonischen Gebilden sich entfaltete und austaste. Sie, welche einem seit Jahrhunderten verfolgten Volke

angehörte, ergriff mit unbeschreiblicher Leidenschaft die Freiheit, den durch dies Gefühl in ihr angehäuften Grimm gegen die Gesellschaft unter der Hülle von täuschenden Gebilden auszutoben, und wenn das Parkett und das Parterre, all' die feinen Damen und aristokratischen Herren, wenn die andern zwei Tausend aufgeregten Menschen ihr donnernden Beifall zollten, dann zuckte stets ein Zug um ihre Lippen, der höhnisch sagte: „Ich bin ja eine Jüdin, die ihr feiert!" Und sie ging ab, bekränzt und triumphirend, mit innerer Verachtung gegen eine Menge, die ihr Götzendienst erwies. Ja, sie war eine große Tragödin; aber der irrt, welcher glaubt, daß sie dieser die Triumphe gönnte: sie gönnte sie nur sich, nur sich allein, der Jüdin.

Rachel war nur Schauspielerin, um gewissermaßen Rache an der Gesellschaft zu nehmen; nur dieser Gedanke durchdrang ihr Spiel, machte es so dämonisch, aber auch so einseitig und zuletzt outrirt. Die nur im Lampenschein bedeutende Macht der Schauspielerin war ihr vollkommen klar und, wie sehr sie auch nach Ruhm strebte, die Anbetung, die ihr ward, erschien ihr nie mehr als sie werth war. Auf den Nachruhm war sie deshalb nicht neidisch, denn sie wußte, daß der

Nachruhm für die Schauspieler nur relativ sein kann. Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze, weil er nur Werth hat, wenn er lebt und spielt. Ist er todt und kann er nicht mehr spielen, so bleibt von seiner subjektiven Kunst nichts als die Tradition. Wie sollte ein Geschlecht, das nie den Mimen sah, ihn krönen und feiern können? Die großen Dichter bleiben für die Nachwelt, weil sie während ihres Lebens selten ganz verstanden werden; die großen Mimen bleiben so lange als sie leben und sie können ihren Ruhm wie eine Leibrente aufgenießen. Auch das ist schön. Was nützt es, daß man hungert und verkommt, wenn erst der „Schatten" Manna und Ambrosia erhält? Ist's eine Wonne, ein Labsal, ja ist's denn ein Verdienst, den großen Todten zugezählt zu werden, die sich nach Tausenden und aber Tausenden schon zählen? Diesen jammervollen Nachruhm hat der Schauspieler nicht anzustreben, ihm gehört die Welt, das Leben, dafür bekömmt er schweres Geld, Lob, Weihrauch, Applaus und zuweilen Vergötterung. Ihm wird nur gegen baar gezahlt; lasse er es den Dichtern, à conto zu leben und zu schaffen.

Rachel war die Erste, welche in Erwägung der

Wahrheit nur für den egoistischen Ruhm spielte, nur für das Geld, nur aus Herrschsucht, nur aus Rache. Ruhm war ihr nothwendig, weil sie dadurch herrschen, durch die Herrschaft Reichthümer aufhäufen konnte. Unter jede Stufe, welche sie auf der Leiter des Ruhmes erstieg, ließ sie Gold legen, oder sie trat nicht weiter. Es war dies natürlicher Hang und Gier nach Reichthum, aber auch ein wohlüberlegtes Raffinement. Seitdem sie Ruhm besaß, war sie dem Théatre français unentbehrlich geworden und dieses Bewußtsein trieb sie zu den ausschweifendsten Geldforderungen, sowohl dort wie bei den Gastspielen. Ihr war es ein Hochgenuß, nach den Demüthigungen, welche sie innerlich durch ihre Genossenschaft mit dem jüdischen Volk erlitt und einst als arme Bänkelsängerin hatte erleiden müssen, der Gesellschaft die schwersten Opfer aufzuerlegen und ihr Bedürfniß möglichst kostbar zu machen. Ihre maßlose Herrschsucht, ihre Tyrannei am Théatre français, wo sie unumschränkt regierte, ihr Stolz gegen die um sie werbende feine Gesellschaft — Alles entsprang aus diesem Gefühl, welches auch den eigentlichen Impuls ihrer Kunst bildete. Sie, deren Autorität keine Konkurrenz erblickte, löste die dramatische Kunst in

maßlose Verherrlichung des Darstellers auf und stellte den Schauspieler über den Dichter. Und wie die Deutschen Alles nachahmen, so auch diese Gewohnheit, welche ein Heer von Theaterprinzen und -Prinzessinnen erstehen ließ, welche den Ruin der dramatischen Poesie herbeiführen. Das französische Theater ist unter Rachel's Regiment und Launen nicht mehr als ein Reitstall für schauspielerische Paradepferde gewesen; denn die Dichter, die es gab, schrieben auf Befehl der Rachel, und Rachel spielte nur solche Rollen, welche den Dichter vergessen und die übrigen Mitspielenden zu Marionetten herabsinken ließen.

Ein solches Kunstleben war nur scheinbar, und gebährdete sich, wie es der Komödiantin beliebte. Was hat die Auferstehung Corneille's Gutes bewirkt? Rachel hatte damit Paraderollen; die schaffende Kunst blieb ohne Befruchtung. Wenn diesem Kultus eines entarteten Publikums ein Götze entzogen wird, so gewinnt die wahre, die göttliche Kunst, der es nicht ziemt, eine Komödiantin, sei dieselbe auch eine Rachel, die Schleppe zu tragen. Es kann sein, daß auch nach Aufhören von Rachel's Herrschaft über das französische Theater die dramatische Poesie daselbst wenig Bedeutendes leistete;

aber es ist schon viel gewonnen, wenn sie nicht mehr Sklavendienste verrichtet.

Rachel's Tod ward unstreitig durch den Sturz ihrer Autorität am Théatre français befördert. Schon längst war die Kritik, voran der einst für sie begeisterte Jules Janin, gegen das outrirte Spiel derselben aufgetreten, auch zeigte sich im Pariser Publikum allgemeine Opposition gegen die Arroganz Rachel's: es waren dieselben Pariser, die heute sich selbst als Sklaven an die Triumphwagen ihrer Götzen schirren, und morgen empört darüber sind, daß sie sich sollen beherrschen lassen. Rachel, hierdurch gekränkt und außerdem vom Minister in die ihr gebührenden Schranken zurückgewiesen, als sie von Neuem Laune hatte, ihre Tyrannei gegen Theater wie Publikum auszuüben, trat nun gänzlich von der ihr einst gehörenden Bühne ab, um durch Gastreisen, besonders nach Amerika, ihren Ruhm auszubeuten. Diese Demüthigung jedoch, welche ihrer Autorität widerfahren, konnte bei einem so leidenschaftlichen Weibe nicht ohne verderbliche Folgen bleiben.

Dazu kam noch, daß plötzlich der Glanz der Ristori den ihrigen zu verdunkeln drohte. Ristori war wirklich eine Nemesis für Rachel und brach die

Kraft der Unglücklichen, welche der Neid verzehrte, zusammen. Legouvé, der bereits unter den Fittichen der Scribe'schen Muse mit Adrienne Lecouvreur so glücklich debütirt, hatte nämlich ein Trauerspiel „Medea" geschrieben und der Rachel dasselbe eingesandt mit der Bitte, die Hauptrolle darin zu spielen. Die berühmte Künstlerin sandte es an den Autor zurück. — Einige Monate später trat Signora Ristori in Legouvé's in's Italienische übersetztem Stück als Medea auf, begründete durch diese Rolle und durch ihr inniges, geadeltes Spiel ihren Ruhm, der selbstverständlich den von Rachel erbleichen machte. Die französische Tragödin, welche bisher keine Rivalin gehabt, hatte noch den Muth, das Spiel der plötzlich als Nebenbuhlerin aufgetauchten Italienerin aus einer Loge mit anzusehen — dann schiffte sie nach den Quellen des Nils, um von dort nach kurzer Zeit, und ungeheilt von ihrer Krankheit, im Jahre 1858 wieder nach Frankreich zurückzukehren. Dieser leidenschaftliche Charakter konnte nicht mehr existiren, nachdem Alles, was sonst den Impuls seines Lebens gemacht, von Neid und Grimm verzehrt worden. Da die Leidenschaften, die Rachel liebte, keinen andern

Kampfplatz mehr fanden als den in ihrer Brust, so vernichteten sie sich bald und furchtbar — und als dieser Kampf zu Ende war, mußte Frankreichs erste Tragödin eine Leiche sein.

George Sand.

Keine sechs Poststunden von dem alten, düsteren Chateauroux, der Hauptstadt des Indredepartements, im ehemaligen Herzogthum Berry, liegt auf einer sanften Anhöhe das Schloß Nohaut. Die Fenster des nicht allzualten, halb im Rococostyl erbauten Schlosses leuchten auf die schöne Chaussee, welche an einem kleinen, freundlichen, ausnehmend reinlichen Dorfe vorüberführt, hinter welchem sich dann sogleich Wiesen und Park und Garten bis hinauf nach dem Herrensitz ziehen.

Hier ist der Wohnsitz der bedeutendsten Schriftstellerin Frankreichs, ja der bedeutendsten Schriftstellerin überhaupt. Hier wohnt Madame Dudevant, berühmt unter dem Namen George Sand. Dies Schloß

Nohaut war der Schauplatz ihrer Kindheit gewesen; hier hatte sie bei der Großmutter, Madame Dupin von Francueil, die sonderbarste Erziehung erhalten, fechten, reiten und schießen gelernt und auf wilden Streifereien durch das Land ihre Phantasie mit den Bildern jener Burgen, Dörfer und Menschen erfüllt, denen man in so vielen ihrer Werke begegnet. Nach einigen Jahren Aufenthalt in einem Kloster, in dem sie etwas gebändigt werden sollte, ohne es zu werden, kam sie wieder auf Schloß Nohaut, um ihrer Großmutter die Augen zuzudrücken. Dann ward sie, kaum sechszehn Jahr alt, einem Capitain Dudevant verheirathet, der weder Marquis noch Edelmann überhaupt, nicht einmal von Geburt war, dagegen ein kalter Egoist mit sehr viel Schulden, dem das Vermögen seiner Frau und ihr Schloß mehr galt, als sie, die nicht mit Schönheit, aber mit Geist und mit einem liebedurstigen Herzen glänzen konnte. Lansac im Roman „Valentine" halte ich durchaus für die Copie des Herrn Dudevant, der denn auch ganz so handelte, wie Lansac. Als seine Frau ihm ihr Leid gestand, lachte er sie aus; als sie sich von ihm trennte, hatte er nichts dagegen, insofern sie ihm nur das Schloß und das Vermögen ließ. Er gab ihr 1200 Francs

jährlich, und damit lebte Aurora Dudevant in Paris in einer Mansarde mit ihren zwei Kindern, bis sie seit Anfang der dreißiger Jahre durch die Schriftstellerei Geld und Ruhm erwarb.

Die Noth hatte sie, wie so Viele, zum Schriftsteller gemacht. Sie begann beim „Figaro"; Henri de Latouche, damals Redacteur des einflußreichen „Figaro", selbst ein talentvoller Dichter und besonders als Mentor der literarischen Jugend von hohem Verdienst, führte das junge, verlassene Weib, damals 27 Jahr alt, in die literarische Carrière ein. Dieser Umstand ist wenig bekannt, ebenso, daß ihre ersten Versuche, die sie allein machte, kaum die Höhe der Mittelmäßigkeit erreichten.

Erst mit Jules Sandeau's Hülfe eignete sich das junge Weib, dessen innerer Drang und zurückgehaltene Macht der Empfindungen noch nach keinem klaren Ziele steuerten, die nothwendige literarische Routine an. Sandeau war ihr Freund, um nicht zu sagen ihr Geliebter; er begleitete sie auf ihren Spaziergängen, er suchte ihre Lage zu bessern, er lieh ihr seinen Griffel für ihr Talent. Aurora Dudevant gestand später, daß sie ihn nicht geliebt, aber als Freund geachtet; auch war sie undankbar gegen ihn, denn sie

trennte sich von ihm, als sie oben auf der Staffel des Ruhmes stand, an die er sie geführt. Wie dem auch sei, mit Jules Sandeau zusammen schrieb die junge Frau den Roman „Rose und Blanche“, der 1832 zuerst erschien und für den beide Autoren, nicht ohne viel Mühe, 100 Francs vom Verleger erhielten. Der Roman trug den Autornamen „George Sand“, den Madame Dudevant von nun für sich adoptirte und zu einem Glanze erhob, der den Vater desselben, Jules Sandeau gänzlich verdunkelte.

Trotz des geringen Erfolges von „Rose und Blanche“ ermunterte sie Latouche dennoch, ihr schriftstellerisches Wirken fortzusetzen. George Sand schrieb darauf den Roman „Indiana“, welcher zuerst in der „Revue des deux mondes“ 1832 erschien. Indiana machte George Sand berühmt.

Aber fast mehr noch erfüllte ihr Name die literarischen und gesellschaftlichen Kreise wegen des Prozesses, den sie gegen ihren Gatten führte. Dieser Prozeß hatte in socialer Beziehung fast dieselbe Bedeutung, wie ihn der Beaumarchais' gegen den Parlamentsrath Götzmann in politischer Beziehung hatte. Hinter Beaumarchais wie hinter Madame Dudevant stand ein großes Prinzip. Man denke nur daran, daß zu

der Zeit, als dies unglückliche und noch dazu geistreiche Weib von ihrem unwürdigen Gatten das Vermögen zurückverlangte, die sozialen Kreise, die Literatur und namentlich die gesammte Frauenwelt von den saint-simonistischen Lehren, von der Emancipationsidee und den Gedanken einer Reform der bürgerlichen Gesellschaft, besonders der Ehe, erfüllt waren. Der Papst Enfantin spukte noch in den Köpfen, der Saint-Simonismus predigte seine Theorien, das Weib und seine Stellnng waren Gegenstand tiefer sozialer Untersuchungen, Emanzipationsklubs entstanden, das junge Deutschland — Gutzkow's „Wally", Mundt's „Madonna", die Schriften von Wienbarg, Laube und Kühne — plaidirte für dieselben Grundsätze und erschreckte sogar den deutschen Bundestag in Frankfurt. Und nun trat ein Weib auf, eine Schriftstellerin, welche alle diese Theorien in Wirklichkeit anwandte, das Recht der Frauen muthvoll gegen die angebliche Uebermacht des Mannes verfocht! George Sand gewann ihren Prozeß, und die Gesellschaft beruhigte sich dadurch. Sie ward geschieden, erhielt ihr Vermögen und ihr Erbschloß Nohaut zurück und setzte nun ihrerseits ihrem ehemaligem Gatten eine Pension aus.

So zog sie denn wieder als Schloßherrin auf

Rohaut. Sie war als eine flüchtige Ehefrau daraus geschieden; sie betrat es wieder als ein siegreiches Weib, als eine gefeierte Schriftstellerin, deren Romane in ganz Europa Erstaunen und Bewunderung erregten und sie in Wahrheit bei lebendigem Leibe zu einer Mythe machten. George Sand! Das war der Inbegriff eines kühnen Weibes geworden, welches sich gegen die Gesetze der Gesellschaft gebäumt, die Sitten verachtet, das Ideal einer emanzipirten Frau präsentirte. Was erzählte man nicht Alles von ihr! Sie ritt, sie focht, sie schoß mit Pistolen wie ein Capitain vom Genie; sie war in Paris in Mannskleidung auf den Boulevards spazieren gegangen, den blauen Dampf ihrer Cigarrette keck den jungen Damen unter die Nase blasend, Arm in Arm mit ihren Freunden flanirend, die Reitgerte durch die Luft pfeifen lassend, lachend so laut und herausfordernd wie ein preußischer Gardelieutenant, ausgelassen in Allem, eine Art Abnormität, weiblichen Monstres!

Hundert Anekdoten erzählte man von ihr, um dieses tolle Weib zu kennzeichnen, die Phantastik dieses Genies zu illustriren. Mäuse wurden Elephanten, und Lüge, Verleumdung, Klatsch und das menschliche Vergnügen, Seltsames noch seltsamer zu machen, schufen zuletzt

eine George Sand, die gar nicht existirte, die eine Fabel war. In Paris, dem scandalsüchtigen Paris, trieb man förmlichen Kultus mit dem Romantisiren der berühmten Schriftstellerin, und das Ausland betete Alles nach, machte die Pariser Quincaillerie sogar noch zu plumpen Fabrikartikeln. Wundern konnte man sich darüber nicht, denn über Schriftsteller und bedeutende Menschen urtheilt man gemeinhin am meisten nach dem Hörensagen. Man hat nicht Zeit und ist auch zu träge, sich über die Personen und Dinge, die uns so warm interessiren, gründlich zu unterrichten. Wenn nur eine äußerlich annehmbare Version gefunden wird, ist Alles zufrieden, und wer's etwa besser weiß, der nimmt sich nicht die Mühe, das Publikum von den liebgewordenen Irrthümern zu befreien.

So beschäftigte George Sand die Pamphletisten und Lebensbeschreiber weidlich. Sie galt für ein phantastisches Wesen, schlimmer noch als Bettina, für ein Mannweib, welches die neugierigste Verfolgung herausforderte. Kein Mittel galt den Unbescheidenen für zu schlecht, in ihre Nähe zu kommen, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Man nahm zu Verkleidungen jeder Art Zuflucht, ja Einer, der's nicht lassen konnte, schlich sich einmal sogar als Kaminfeger

bei George Sand ein. Da die Schloßherrin von Nohant kein Verlangen danach zeigte, sich wie eine Miß Pastrana allerhand verdrehten Engländern, schriftstellernden Touristen und Naseweisen zu präsentiren, so zog sie sich in den Kreis vertrauter Freunde zurück, und es war nicht leicht, ohne gute Empfehlung als Fremder vor sie gelassen zu werden. Die Zudringlichkeit der Neugierigen, wurde sie gar zu arg, wurde denn auch zuweilen durch Mystification gestraft. So stellte man einem Advocaten, der um jeden Preis die Bekanntschaft von George Sand machen wollte, deren Kammerfrau vor, während Mutter und Tochter in einem Alkoven verborgen das komische Quiproquo mitansahen. Der Advocat erzählte einige Tage später entzückt von der geistreichen Unterhaltung mit der berühmten Dichterin und hätte sich beinahe ein Duell zugezogen, weil er die bedauernde Bemerkung ausgesprochen, daß George Sand keine Zähne mehr habe. Ein ander Mal zog ihr Sohn Maurice die Kleider seiner Mutter an und ging an einer reisenden Familie von Engländern vorüber, welche auf der Terrasse eines benachbarten Gasthauses der Eigenthümerin des Schlosses von Nohant auflauerten. — So ging es

denn oft sehr natürlich zu, daß man die sonderbarsten Geschichten vom Leben George Sand's hörte und las.

Und wie ganz anders, ja wie viel weniger interessant ist das Original im Vergleich zu den Portraits, die man von ihr entworfen! Ich erinnere mich noch sehr genau, daß ich mit einem fix und fertigen Bilde von ihr sie besuchte und daß dieses Amazonenbild, dieses Portrait eines überspannten Wesens durchaus nicht und in Nichts Aehnlichkeit mit dem Original hatte. George Sand erschien wie eine schlichte bürgerliche Hausfrau. Alles an ihr und um sie war einfach, von gutem Geschmack und ohne jede Manierirtheit. Sie nähte emsig, auch während der Unterhaltung, die doch von sechs, sieben Personen lebhaft geführt wurde, und erzählte mit freundlichster Unbefangenheit, daß sie und ihre Tochter, die auch einmal sichtbar wurde, — die Kostüme für ihr kleines Haustheater im Schlosse selber nähten, „das gehöre mit zum Genuß." George Sand hatte nämlich die Liebhaberei, ihre eigenen Stücke, die wenig Glück auf der Bühne gemacht, in Gemeinschaft mit den Bauern des Dörfchens, dessen Besitzerin sie ist, aufzuführen. Das war ihr Privatvergnügen und diente zugleich zur Prüfung des Stücks; denn

ehe es nicht in Nohaut gespielt worden, kam es auf keiner Bühne zur Aufführung.

So war der erste und nachfolgende Eindruck durchaus fraulich. Ein Anderer fand sie ebenfalls emsig ein Kleid zuschneidend, und als er darüber verwundert dreinschaute, rief sie mit komischer Ernsthaftigkeit aus: „Oui, c'est moi, cela vous étonne?" Ich glaube in der That, diese Schriftstellerin George Sand ist eine bessere Hauswirthin, als so viele andere, die zu gar nichts Anderem berufen sind. Sie näht nicht allein und stickt und strickt; sie kocht auch zuweilen selbst, bereitet Confitüren und einen vorzüglichen Kaffee, wenn nicht einer ihrer Freunde ihr dies Amt abnimmt. Gewöhnlich weist sie ihren Freunden das Kaffeebrauen auf der Maschine zu — vom Abbé Lamennais, Alfred de Musset ist's bestimmt, und Franz Liszt wird ihn wohl ebensogut haben kochen müssen wie Chopin, die Alle nach der Reihe ihre Freunde waren, ihre Begleiter. Daß sie als Schloßherrin nicht minder ihre Verdienste hat, konnte man schon in dem Dorfe hören, das zu ihrem Besitz gehört. Sie wird von Allen verehrt wie eine Mutter, und ihre Wohlthätigkeit ist fast übertrieben. Sie hat auf ihrer Herrschaft Ackerbau und Gartenbau zu einem so

George Sand.

Keine sechs Poststunden von dem alten, düsteren Chateauroux, der Hauptstadt des Indredepartements, im ehemaligen Herzogthum Berry, liegt auf einer sanften Anhöhe das Schloß Nohaut. Die Fenster des nicht allzualten, halb im Rococostyl erbauten Schlosses leuchten auf die schöne Chaussee, welche an einem kleinen, freundlichen, ausnehmend reinlichen Dorfe vorüberführt, hinter welchem sich dann sogleich Wiesen und Park und Garten bis hinauf nach dem Herrensitz ziehen.

Hier ist der Wohnsitz der bedeutendsten Schriftstellerin Frankreichs, ja der bedeutendsten Schriftstellerin überhaupt. Hier wohnt Madame Dudevant, berühmt unter dem Namen George Sand. Dies Schloß

Nohaut war der Schauplatz ihrer Kindheit gewesen; hier hatte sie bei der Großmutter, Madame Dupin von Francueil, die sonderbarste Erziehung erhalten, fechten, reiten und schießen gelernt und auf wilden Streifereien durch das Land ihre Phantasie mit den Bildern jener Burgen, Dörfer und Menschen erfüllt, denen man in so vielen ihrer Werke begegnet. Nach einigen Jahren Aufenthalt in einem Kloster, in dem sie etwas gebändigt werden sollte, ohne es zu werden, kam sie wieder auf Schloß Nohaut, um ihrer Großmutter die Augen zuzudrücken. Dann ward sie, kaum sechszehn Jahr alt, einem Capitain Dudevant verheirathet, der weder Marquis noch Edelmann überhaupt, nicht einmal von Geburt war, dagegen ein kalter Egoist mit sehr viel Schulden, dem das Vermögen seiner Frau und ihr Schloß mehr galt, als sie, die nicht mit Schönheit, aber mit Geist und mit einem liebedurstigen Herzen glänzen konnte. Lansac im Roman „Valentine“ halte ich durchaus für die Copie des Herrn Dudevant, der denn auch ganz so handelte, wie Lansac. Als seine Frau ihm ihr Leid gestand, lachte er sie aus; als sie sich von ihm trennte, hatte er nichts dagegen, insofern sie ihm nur das Schloß und das Vermögen ließ. Er gab ihr 1200 Francs

man durch die Augenfenster die Lichter in ihrem Kopf anstecken; das Feuer der Gedanken blitzt und funkelt im Blick; die Hausfrau verschwindet uns vor den Augen, unmerkbar wandelt sie sich in eine Gestalt der Poesie, in George Sand. Was sonst Mattes, Weiches, zu Weiches in ihren Zügen lag, erstarkt während der Unterhaltung; das Antlitz verliert seinen Charakter, und Grazie thront dort anstatt schlichter Gutmüthigkeit, Geist, heller, zündender Geist anstatt der Nüchternheit — die Züge, die Linien laufen in einander und alle passen jetzt zusammen, die feinen zu den starken, die weichen zu den harten — ein mild-ernstes, geisteshohes Wesen strahlt dann von dem Gesicht.

Nichts, durchaus Nichts zeigt aber auch jetzt einen excentrischen Geist, der sich im Kampf mit den Gesetzen der Gesellschaft befinde, Grimm oder Groll austöne, nur im Geringsten gegen echteste, hochgebildete Weiblichkeit verstoße. George Sand spricht nicht gern von sich, nicht einmal von der Literatur. In ihrem Wesen ist keine Spur jener unausstehlichen Geistreichigkeit, die uns so oft an den Schriftstellerinnen entgegentritt, die nicht genug durch äußere Sonderlichkeiten und verletzendes Benehmen darthun können, daß sie unter die „Literaten“ gegangen sind

und einen Verleger für ihre Romane haben. George Sand, in ihren Romanen das feinfühlendste und zugleich das aufreizendste, revolutionssüchtigste Weib, ist im Leben ohne jegliche Ungebundenheit, im Wesen glättend, versöhnend, von Leidenschaftlichkeit, die in der Schriftstellerei oft die Zügel verliert, frei. Ihre Unterhaltung ist nicht prätentiös, sondern fast bescheiden; sie läßt Alles an sich kommen und nimmt nur hin und wieder eine Partie der Unterhaltung auf, um sie in ruhiger, wohlwollender, aber sehr bestimmter Sprache zu erledigen. So gut wie sie zu schreiben und zu sprechen weiß, ebenso gut weiß sie auch zu hören und zu schweigen. Sie debattirt nicht gern, nur um eine Frage zu forciren, sondern sie erklärt sich in wenig Worten für eine ausgesprochene Ansicht, oder macht eine von allen andern abweichende geltend. Drängt man ihr eine andere Meinung auf oder bekämpft das, was sie für richtig hält, so hört sie ernsthaft und schweigend hin, unterbricht selten mit einem Worte und erklärt zumeist am Ende der Entgegnung, daß sie diese Ansicht nicht theilen könne. Klar und bestimmt motivirt sie die ihrige dagegen, ohne im Hin- und Herstreiten einer Wahrheit nachzugehen. Die

Resultate scheinen ihr sicherer und wichtiger zu sein, als die dialektische Bewegung derselben.

Madame Dudevant und George Sand sind in der That sehr verschiedene Charaktere. Die Frau ist ganz anders als die Schriftstellerin in ihren Grundsätzen und Empfindungen. Madame Dudevant ist eine musterhafte Hausfrau und Mutter, George Sand eine dämonische Natur, die eine wildlohende Fackel in die Gesellschaft geworfen. Es ist trivial, von der Morallosigkeit der George Sand'schen Romane zu sprechen. Aber Niemand wird leugnen, daß diese Romane von einem aufreizenden, gegen die bestehenden Gesellschaftsgesetze scharf polemisirenden Geiste getragen sind.

Die Hauptwerke dieser Frau: Indiana, Valentine, Jaques und Lelia, bilden gewissermaßen Beiträge zur Pathologie der Ehe; es sind Schmerzensrufe selbstgefühlter Leiden. Interessant sind die Sebstbekenntnisse, welche die Schriftstellerin mit Hinblick auf sie macht. Sie kam traurig von einer Reise nach Italien zurück. „Warum hab' ich mich an die menschliche Familie gebunden? Das sollte mein Loos nicht sein. Gott hat mir einen schweigsamen und unbändigen Stolz gegeben, einen tiefen Haß gegen alles Ungerechte, eine unbesiegbare Hingebung an die Unterdrückten!

Meine Sinne verlockten mich nicht zur Liebe, mein Herz wußte nicht, was dies sei. Wozu unauflösliche Fesseln für mich, o mein Gott? Und doch, wie wohlthuend wären sie für mich gewesen, wenn ein Herz, ähnlich dem meinigen, sie mitgetragen hätte! Nein, nein, ich war nicht geschaffen, um Poet zu sein, ich war geschaffen, um zu lieben. Dies ist das Unglück meines Loses, daß ich zum Künstler gemacht worden bin! Menschlich leben wollt' ich, ich hatte ein Herz: man hat es mir aus der Brust gerissen. Man hat mir nur einen Kopf gelassen, einen Kopf voller Lärmen und Schmerzen, voll abscheulicher Erinnerungen und Trauerbilder. Und weil ich Erzählungen schrieb, um das Brod zu verdienen, das man mir versagte, und weil ich mich dabei erinnerte, unglücklich gewesen zu sein, und weil ich zu sagen gewagt habe, es gäbe erbärmliche Wesen in der Ehe, in Folge der Schwäche, welche der Frau anbefohlen, und der Rohheit, welche dem Manne erlaubt wird; weil ich die Schmählichkeiten aufgedeckt, welche die Gesellschaft verhüllt und mit dem Mantel des Mißbrauchs verhüllt: deßhalb hat man mich für unmoralisch erklärt und mich behandelt, als ob ich ein Feind des Menschengeschlechts sei."

Was die angeführten Hauptromane der Sand be-

trifft, so erklärt sich ihre Tendenz zum Theil aus den Einflüssen des Saint-Simonismus. War doch die Frage von der Emanzipation der Frauen ein wesentlicher Theil des Saint-Simonismus und Sozialismus, und die Bewegung der Geister darüber keineswegs nur auf Frankreich beschränkt. Auch in Deutschland hallte dieser Ruf nach Frauenemanzipation wieder; sogar eine Rahel schwärmte dafür, und die Literatur des „jungen Deutschlands" erregte vornehmlich durch die Prüfung dieser Frage die Aufmerksamkeit der Polizei und des einmal nach Thaten verlangenden Bundestages.

Dies erklärte von Hause aus die Wahl der Stoffe, und die eigenen Erfahrungen als Gattin deren tendenziöse Behandlung. George Sand machte, da sie in der Ehe unglücklich geworden war, die Welt mit ihren sozialen Institutionen dafür verantwortlich und bekämpfte die Ehe deßhalb, weil sie nur die Bitterkeiten derselben kennen gelernt hatte. Daher ist George Sand voll hinreißender Wahrheit und doch auch voller Irrthümer, oder vielmehr voller Einseitigkeit, denn nicht die Gesellschaft und deren Institutionen machten die Menschen, die sie schilderte, unglücklich, sondern die eigene Schwäche und Verblendung. Sie

fiel hier in denselben Fehler wie Rousseau mit seiner Behauptung, daß die Menschen am besten seien, wenn sie, wie einst, in den Urwäldern als Wilde lebten.

In „Indiana" schildert George Sand das Weib in der Gewalt eines brutalen Mannes, der dasselbe beschimpft, entehrt und alle möglichen Gräuel auf dessen Haupt häuft — aber wer zwang Indiana den mürrischen Greis zu heirathen? Niemand!

„Valentine" schildert das Weib im Kampfe mit dem kalthöflichen Egoismus eines Weltmannes; aber weßhalb heirathete Valentine ihn ohne Liebe? Und weßhalb berechtigt sie dieser Umstand die Frage aufzuwerfen: welches denn die sittliche Tendenz der Ehe sei? — In „Jaques," der als Held gefeiert wird, weil er gutmüthig seine Frau verläßt, um die Herzensneigung derselben mit einem Anderen nicht zu stören, will sie weiter nichts, als die Verächtlichkeit der Männer zeigen; ja in ihrem an Schönheiten überreichen Roman: „André" reizt George Sand entschieden zur Verachtung der Männer auf. „Lelia" gar, die nach Liebe dürstet, aber nur nach platonischer, ruft nach einer ihrer Enttäuschungen aus: „Arme Frauen, arme Gesellschaft, wo das Herz nur wahre Genüsse in dem Vergessen aller Pflicht und aller

Moral hat!“ Sie war aber auch unglücklich durch ihren eigenen Willen! George Sand sagt einmal selbst, daß sie an Stelle der Ehemänner die Ehe setzen würde, ebenso wie anstatt der Priester die Religion. Es liegt eine sehr feingefühlte Wahrheit in diesen Worten; aber die Lösung dieser höchsten Fragen der Gesellschaft und Sittlichkeit in den Sand'schen Romanen ist doch eine sehr unvollkommene, die in der Anwendung auf das menschliche Leben vollends unmöglich wäre.

Während George Sand in diesen angeführten Romanen vornehmlich die Ehe einer vernichtenden Kritik unterwirft, und hierin ihrem innersten Empfinden und Denken Ausdruck lieh, trat sie durch eine Reihe anderer Schriften auf die breite Bahn der sozial-politischen Tendenzen. Gleich Sue plaidirte sie für die arbeitenden und von Elend umlagerten Volksklassen; indessen, während Sue die Fäulniß der Gesellschaft absichtlich aufsuchte und sie mit der rothen Lohe seiner Fackel grell beleuchtete, bewahrte George Sand auch hier jenen dichterischen Character, welcher ihren Schilderungen das Verletzende und Aufreizende benimmt. Sie will eine demokratische Poesie schaffen, welche sich auf den Kern des wahren Volkslebens, auf die Arbeiterklassen, auf deren Leben und Sitten und Hoff-

mungen stützt und darin eine Quelle der Verjüngung und Erneuerung für die moderne Literatur findet. So erhebt sie in dem Roman: „le compagnon du Tour de France“ und in „Horace“ den socialen Roman aus den weiblichen Herzensgründen in das Licht des politischen Tageslebens; aber sie war, wie sie selbst gestand, „nicht mehr jung und stark genug,“ um etwas anderes als blos den Anstoß zu dieser neuen demokratischen Literatur geben zu können. In der That waren ihre Schilderungen gegen die realistischen Sue's und selbst Balzac's viel zu verblümt, als daß sie außerhalb der literarischen Gebiete Wirkungen erzielen konnten. George Sand's Bauern sind für sie ein Klavier, dessen sie sich bedient, um die Gefühle auszutönen, die sie empfindet und wo jeder Ton wenig mehr als den leidenschaftlichen Sinn ihrer Natur wiedergiebt.

Auch schatteten sich oft diese sozialen Konflikte in anderen Werken der George Sand ab. Wie zur Erholung und eigener Erbauung versuchte sie sich dann in den verschiedensten Tonarten und in der Lösung von Characterproblemen, welche diesen großen Fragen fern waren. Dann fand sie auch jedesmal, wie in „Mauprat“ und „Consuelo“ den vollen Flügelschlag

ihrer Poesie wieder. „Consuelo" ist eine geniale Künstlernatur, dabei ein echt weibliches, zartsinniges Wesen, das aus der Gemeinheit und Falschheit der Welt sich in die reinen, heiligen Sphären der Kunst rettet. Dieser einfache Stoff giebt ihr Gelegenheit zu den poetischsten Zeichnungen. Ja, zuletzt flüchtete sie sich, wie überreizt, wie satt am Kämpfen, in die Idylle und in den ländlichen Roman, eine Gattung, welche sie mit wahren Meisterwerken bereicherte, so mit „François le Champi" und besonders mit der anmuthigen hochpoetischen Idylle: „la petite fadette."

Auch dem Theater wandte George Sand ihre reiche Thätigkeit zu. Sie ließ seit 1839 eine Menge von Dramen aufführen, welche überwiegend den Tendenzen huldigten, die sie in ihren ersten Romanen verfolgt hatte. Aber auf diesem Gebiete hatte sie kein Glück; einzelne Stücke, wie „die sieben Saiten der Lyra," „Gabriel," und auch „Claudie," fesselten wohl durch einzelne poetische Schönheiten; aber im Allgemeinen fehlte es der George Sand'schen Muse doch an der dramatischen Kraft, an der Lebensfähigkeit großer Gestaltungen. George Sand's Thätigkeit beweist von Neuem, daß die weibliche Natur, wie emanzipirt sie sich auch habe und wie hochbegabt und voller Leidenschaften sie auch

sei, doch nicht gewisse Grenzen überschreiten kann, ohne ihren Halt zu verlieren. Ueberall wo dies große Talent sich auf weiblichen Gebieten ergeht, ist der Triumph gesichert; jemehr George Sand sich dem Weltgeist in die Arme wirft, um so mehr verfällt sie in Irrungen und bleibt sie rathlos vor ihrer eigenen Arbeit stehen.

Delphine von Girardin und ihr Gemahl.

Jener märchenhafte Reiz von Paris, jene schönen Tage Frankreichs — sie sind lange vorüber, und es ist kaum denkbar, daß sie zurückkehren können. Es war die Zeit Louis Philipp's, die Herrschaft politischer wie socialer Demoralisation, zunehmender Ueberreizung des gesellschaftlichen Lebens. Und doch wie anregend, in welcher mächtigen Fülle fluthete dieses Leben! Hierhin drängte sich Alles, was Geist hatte und den Geist liebte. Die Salons, durch eine Récamier, eine Bagration zu Rendezvous des Esprit gemacht, feierten ihre Epoche und bildeten die Spitze einer Gesellschaft, welche die vulkanische Unterlage des Staatslebens ahnte. Da war Poesie und Kunst, Wissenschaft und Geist versammelt, um Hof

zu halten, sich an dem Feuerwerk des Witzes zu ergötzen und gegenseitig sich Anregungen zu geben. Es war in vieler Hinsicht eine krankhafte Blüthe der Gesellschaft, dieses geistreiche Salonleben der Juliregierung; aber schön wie die Perle, welche man auch für eine krankhafte Geburt des Muschelthieres hält.

Es gab Königinnen dieser Salons, und der gefeiertesten eine war Delphine von Girardin, die Tochter der Dichterin Sophie Gay, die Gattin des literarischen Parvenü Emil von Girardin, Journalisten, Deputirten, Chef der Pariser „Presse“ und Wetterfahne der politischen Welt. Wer sie je gekannt, diese schöne, liebenswürdige, geistreiche Frau, wird sie nie vergessen. Die Dichter Frankreichs haben sie gefeiert; ihre reizenden Gedichte, Gesänge eines vollen, edlen Herzens, ihre Satyren, ihre zierlichen Novellen, Portraits und witzsprühenden Feuilletons, welche sie unter dem Namen Vicomte de Launay schrieb, erhoben sie zu einer Zierde der Literatur Frankreichs. Sie ist vor ein paar Jahren gestorben: ihre Zeit war dahin. Mit dem Entstehen der ephemeren Republik waren die Salons verschwunden, und der Bonapartismus hat sie nicht zurückgebracht. Der Geist war von der nüchternen Praxis des Lebens überwunden worden.

Man kannte in Deutschland Frau von Girardin als die Herrin eines der ersten Pariser Salons, in dem Lamartine und Victor Hugo, Méry, Gautier und Balzac jeden Gesellschaftsabend sich zusammenfanden; man rühmte ihre Novellen, die reizende Erzählung: „der Stock des Herrn von Balzac," und die geistvolle Skizze: „Man soll nicht spielen mit dem Schmerz." Später erst lernte man sie in ihren dramatischen Arbeiten kennen, in den glücklichen wie in den unglücklichen.

Unglücklichen.... Weshalb nicht? Warum soll ein Dichter, besonders ein dramatischer, nicht unglückliche Arbeiten liefern und dennoch ein hervorragender Geist sein können? Es giebt sehr gute Stücke, die ein unglückliches Schicksal bei der Aufführung erlebten; denn gerade in unserer Zeit ist das Theaterpublikum kein Barometer für den inneren und ästhetischen Werth eines Drama's. Geschick geht über die ethische Tendenz und den poetischen Werth; Glück geht noch über das Geschick, und wer gerade das Mißgeschick hat, ein neues dramatisches Werk an einem Abende aufführen zu lassen, da etwa die Kurse schlecht stehen, oder die erste Schauspielerin schlecht disponirt ist, der kann ein Meisterwerk geschaffen haben, und macht doch Fiasko.

Frau von Girardin's erstes dramatisches Werk war „die Schule der Journalisten," welches sie 1837 dem Théatre français zur Aufführung einreichte. Es ward einstimmig von der Prüfungs-Kommission angenommen. Wenn irgend Jemand über dieses freudige Ereigniß sich unglücklich fühlte, so war es sonderbarer Weise der edle Gemahl der Verfasserin. Herr von Girardin nämlich war sehr eifersüchtig auf den Ruhm seiner Gattin; er beneidete ihn fast, weil dieser Ruhm keuscher und echter war, denn der seinige als routinirter Journalist. Das Erstlingsstück seiner Gemahlin war nichts mehr und nichts weniger, als eine scharfe Satyre auf den journalistischen Humbug in Paris, und der eigentliche Erfinder dieses Humbug war sehr indignirt darüber, daß dem Publikum die Koulissengeheimnisse der Journalistik von der Trägerin seines Namens enthüllt werden sollten. Zugleich glaubte Herr von Girardin seine Ehre als Deputirter verletzt, wenn man dies Stück aufführe. Kurz und gut, er machinirte mit allen Kräften dagegen und setzte es durch, daß die Regierung die Aufführung des Stückes untersagte. Er hoffte, dies Mißgeschick werde Delphinen die ganze dramatische Karriere verleiden.

Aber er irrte sich. Delphine war durch diesen Widerstand, der ihrem Ehrgeiz entgegengesetzt wurde, nur hartnäckiger geworden. War sie doch ein Weib und eine Dichterin überdies. So schrieb sie eine Tragödie „Judith“ und ließ sie 1843 aufführen. Die Hauptrolle darin spielte die Rachel aus Freundschaft für Frau von Girardin. Trotzdem — und die Rachel konnte wohl ein Stück durchbringen — gefiel „Judith“ nicht; es war in der Anlage verfehlt und feierte schließlich nicht die Hauptperson, für welche alle Theilnahme erregt war, sondern eine mehr nebensächliche Figur. Nicht glänzender war der Erfolg einer anderen, 1847 aufgeführten Tragödie: „Cléopatre,“ obgleich hierin sich ein sehr feines scenisches Geschick und ein fester dramatischer Bau bekundete. All dies Unglück, und es ist Unglück genug, wenn man mit den beiden ersten Versuchen Fiasko macht, hatte Delphine im Grunde ihrem liebenswürdigen Gemahl zu danken. Denn wahrscheinlich hätte die Aufführung der „Schule der Journalisten,“ dieses lebensfrischen, überwiegend durch geistreiche Pointen getragenen Stückes, Erfolg gehabt und der Dichterin die natürliche und ersprießliche Verwerthung ihres Talentes an die Hand gegeben. Indem dies verhindert wurde,

verirrte sich Delphinen's zartes und wirklich echt weibliches Talent zum Trauerspiel. Dazu gebrach es ihr an Kraft, an Macht, an Strenge und auch an poetischer Tiefe; ihr glänzendes Talent war lyrischer und lieblicher Natur. An der Gewalt des Heroischen scheiterte all ihr Geist und ihre zarte Poesie; für den Kothurn war sie offenbar zu geistreich.

Es war ein glücklicher Gedanke, sich diese Wahrheit selbst zu gestehen und das Feld der Tragödie zu verlassen. **Non pomi v'eran ma stecchi con tosco** — es war „nicht Furcht daran, nur gift'ger Dorn zu schauen." Ihr Talent fand den ersten Boden wieder: wenn es einen einfachen Stoff in Witz und Geist aufzulösen gab und anmuthig zu beleben, da war am Erfolg nicht zu zweifeln. Der erste Versuch dieser Art belehrte darüber hinlänglich. Delphine feierte mit dem reizenden Proverbe: „**C'est la faute du mari,**" einen glänzenden Erfolg, der wohl für das Mißgeschick der hochdramatischen Werke entschädigen konnte. Einen noch eingreifenderen Erfolg hatte das bald darauf folgende Stück: „Lady Tartüffe," ein auch in Deutschland mit Beifall aufgenommenes und dem Repertoir verbleibendes Stück, dessen eingehendere Besprechung daher überflüssig erscheint. Die Schönheiten

und Mängel dieses Stückes geben einen deutlichen Begriff von Delphinen's Talent. Die Handlung ist Nebensache, ohne dramatischen Fortgang, ohne innerliche Triebkraft; allein darüber täuscht der meisterhafte Dialog, die geistreiche Weise, mit welcher der Stoff von seinen mannichfaltigen Seiten in mannichfaltigem und blendendem Lichte gezeigt, bald etwas von ihm abgeblättert, bald das zierlich Abgelöste wieder aufgerollt wird. Für solche Talente hat die französische Literatur ein prächtiges Feld in den sogenannten Proverbes, den kleinen, stofflich höchst einfachen Theaterstücken, deren Bedingung eine Reihe feiner, witziger Gespräche und pikanter, schneller Wendungen ist.

Die letzten dramatischen Leistungen der Frau von Girardin haben auch sie als Meisterin in diesem Genre gezeigt. Das kleine allerliebste Stück: „Die Furcht vor der Freude," bewies einen so feinen Geschmack, daß es ein Lieblingsstück der Pariser wurde. Ebenso das kleine Lustspiel: „Der Hut des Uhrmachers," welches binnen wenigen Monaten hundert Vorstellungen erlebte und noch heute eins der wirksamsten Stücke solcher Art bildet.

Diese feingebildete, geistvolle Frau hatte bis zu ihrem 1854 erfolgten, allzufrühen Tode Herrn Emil

von Girardin zum Gemahl, dessen Portrait allerdings nur als Gegenstück anzusehen ist. Versuchen wir schnell es zu skizziren! —

Es war Julirevolution, 1830; Louis Philipp bestieg den Thron, die bourbonische Lilie verschwand und eine neue Morgenröthe brach an, der nichts fehlte, nicht einmal der Hahn — auf den Casquets der Soldaten. Da tritt ein Mensch auf, einige zwanzig Jahre alt, der seinen Vater anklagt, weil dieser ihm nicht seinen Namen zu tragen gestattet. Der alte, vom bösen Gewissen geplagte Papa, ein Herr von Girardin, wüthet. Das Gericht gab dem Sohne Recht; denn es kommt in Frankreich gar nicht auf den Namen an, und der Sohn des Herrn von Girardin hätte sich ohne Hindernisse Graf Coquin oder Marquis de Polisson nennen können, da der Adel in Frankreich ohne Werth ist, nämlich so lange, bis er, wie jetzt von den Herrn Frankreichs geschieht, einen Werth erhalten soll, indem man die Emporkömmlinge für legitim erklärt. Genug, der junge Mann, der damit auftrat, daß er seinen eigenen Vater des Namens wegen verklagte, war der Herr Emil von Girardin, dessen Name damit eine der Illustrationen der chronique scandaleuse geworden war.

Nachdem Girardin nun seinen Namen durch diesen Prozeß bekannt gemacht hatte, fand er, daß er einen kühnen Wurf thun müsse, um eine respektable Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, die sich Alles gefallen läßt, wenn man nur ihren Gebräuchen schmeichelt und den Schein rettet. Eine Heirath war das beste Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Girardin wußte auch, daß er mit seiner Heirath Aufsehen machen müsse, da das Aufsehen bei der Gesellschaft das Verdienst ersetzt. Diese Heirathsspekulation Girardin's war um so verlockender, als er seine Augen auf die Tochter der bekannten Schriftstellerin Sophie Gay geworfen, die damals bereits den Ruhm ihrer Mutter überflügelt hatte und durch ihre reizenden Poesien von den galanten Dichtern Frankreichs zur „zehnten Muse" gekrönt worden war. Delphine Gay zu besitzen, das hieß also zugleich eine berühmte, gefeierte und geliebte Schönheit erwerben, deren Verdienst natürlich ihrem Gatten eine wichtige Bedeutung geben mußte. Aber Emil von Girardin war häßlich; sein Adel war zweifelhaft und berüchtigt; sein Vermögen, von dem er bisher gelebt hatte, nicht sehr verlockend; außerdem war die junge Delphine, die Muse Frankreichs, von reichen und berühmten Anbetern umringt. Alles dies

hätte einen Anderen entmuthigt. Doch Girardin im Gegentheil fand darin einen höheren Reiz; er stellte sich Delphine vor, nachdem diese ihre Anbeter verabschiedet hatte. Die Mutter und die Tochter waren Herrn Girardin nicht abgeneigt, und die junge Delphine antwortete auf alle Vorstellungen, welche man ihr hinsichtlich des Rufes und der Geburt Girardin's machte:

„Was thut's? Das ist ein Mann von festem Willen und energischem Charakter, der sich Vermögen zu erwerben wissen wird."

So führte denn Girardin 1831 die Braut heim, und um dem Aufsehen, welches diese Heirath machte, noch mehr Nahrung zu geben, kaufte der glückliche Ehemann ein prächtiges Hotel in der Rue St. Georges, wodurch er, da er kein großes Vermögen besaß, sich in Schulden stürzte, die seinen Kredit nicht minder erhöhten. Von diesem Tage an sagte man, daß Delphine, die Dichterin, nur einen Fehler habe, nämlich — ihren Gemahl.

Als Emil von Girardin nun Namen, Stellung, eine berühmte Frau und Schulden erworben hatte, triumphirte er und blickte höhnisch auf die Gesellschaft herab, die ihn einst nicht einmal anerkennen wollte.

Doch es handelte sich nun, weiter zu kommen, und auch Einfluß und Ehren zu erwerben. Da man Beides aber vermöge des Geldes erreichen kann, so sann Girardin auf eine Spekulation, die ihm Alles auf einmal verschaffen könnte. Es war nicht schwer unter den damaligen Zuständen Frankreichs, zu finden, daß ein Journal, die Presse überhaupt und eine ganz originelle Taktik darin, den Schlüssel zu allen Erfolgen bilde, die eine so ehrgeizige Natur wie Girardin erringen wollte.

In Folge dessen gründete Emil von Girardin 1836 ein neues Zeitungsblatt: „La Presse.“ Seiner Taktik getreu, suchte er gegen alle bestehenden Journale und gegen die allgemein geltenden Sitten Opposition zu machen. Nicht allein, daß er also sein Journal für 40 Francs ausbot, wodurch die anderen Zeitungen, die 80 Francs kosteten, in ihrer Existenz bedroht waren; sondern er gründete das seitdem eingebürgerte Feuilleton, und machte, da ihm die Leser zu Tausenden zuströmten, aus seiner „Presse“ die Leiter, auf welcher er Stufe zu Stufe erklomm. Auch war er ferne davon, seinem Blatte eine bestimmte politische Farbe zu geben; heute griff er die Regierung an und morgen lobte er sie; er war immer nur bedacht, Auf-

sehen durch seine Artikel zu erregen, kümmerte sich nicht um die öffentliche Meinung und, wenn er sich auch damit keinen Ruhm erwarb, und am allerwenigsten Ehre, so gewann er deshalb doch eine großartige Abonnentenzahl von mehr als 40,000, die er sich auch immer zu erhalten wußte. Der bessere Theil der Presse erklärte sich natürlich gegen diese gesinnungslose Charlatanerie Girardin's, welche die Demoralisation der Gesellschaft auf's schmählichste ausbeutete. Aber der Redakteur der „Presse" war über diese Empörung nicht ungehalten; im Gegentheil, er schlug mit seiner Peitsche immer mehr unter den Geistern edlerer und männlicher Gesinnungen umher und zeigte immer entschiedener, daß er sein Journal nur als Mittel für seine persönlichen Zwecke gegründet habe, und nicht für die einer Partei. Armand Carrel, der stolze Geist des „National," der die Fahne des edleren Republikanismus aufgepflanzt hatte und sie mit heroischem Muth vertheidigte, war der Einzige, welcher Girardin vernichten konnte; denn die Gewalt einer edlen, mit Energie begabten Gesinnung ist unwiderstehlich. Girardin ahnte, was Carrel für eine Nemesis für ihn werden konnte, und rief ihn, als er nicht mehr mit der Feder gewachsen war, zum Zweikampfe heraus, in

welchem, von Allen betrauert, der Redakteur des „National" blieb. Girardin aber, der ruhmlose Sieger, weidete sich an den Flüchen und Verwünschungen, die jeder redliche Mann, ja ganz Frankreich gegen ihn ausstießen; er trotzte ihnen unerschütterlich mit seiner scharfen Feder, und als sich endlich der Sturm legte, den er hervorgerufen hatte, ließ er sich zum Deputirten der französischen Nation erwählen. So bildete er im wahren Sinne des Wortes eine geißelnde Satyre auf die gesinnungs- und morallose Gesellschaft, die zugleich verachten und fürchten, heute hassen und morgen verherrlichen kann.

Emil von Girardin, der durch sein Journal reich geworden und durch seine gefürchtete Polemik zu Einfluß gekommen war, hatte für seinen Ehrgeiz indessen ein noch weit höheres Ziel gesteckt. Er wollte, wie Dr. Véron, Minister werden. Am 24. Februar 1848 gab er Louis Philipp den Rath abzudanken und die Herzogin von Orleans zur Regentin zu ernennen; er war sicher, alsdann von der ihn begünstigenden Frau ein Portefeuille zu erhalten. Aber in dieser Hinsicht verrechnete sich Girardin jedes Mal und am 24. Februar ebenfalls; als er nach seiner Ministerernennung lief, war es bereits zu spät, und die Republik, die seine

glänzende Hoffnung zerstört hatte, mußte es dafür schwer entgelten. Er griff sie an und setzte sie durch seine Artikel in Aufruhr, so daß Cavaignac den mißvergnügten Deputirten der Nationalversammlung einsperren ließ. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, 1850, als sich wieder Aussichten zu einer Ministerstelle eröffneten, der Führer der rothen Republikanerpartei zu werden; denn Girardin wäre auch gern Mitglied einer Directorialregierung geworden. Als Louis Napoleon dem ehrgeizigen Girardin 1851 Aussichten auf ein Portefeuille eröffnete, verleugnete dieser sofort allen Republikanismus und schwärmte für Bonaparte; als er sich nach dem Staatsstreiche des Dezember wiederum betrogen sah, schnaubte er vor Grimm und griff Louis Bonaparte auf's heftigste an. Wohl drei Monate lang nach dem 10. Dezember 1851 setzte er tagtäglich an die Spitze seines Blattes irgend einen Artikel der abgeschafften republikanischen Verfassung; z. B. „Artikel 10. der Verfassung von 1848 sagt: der Präsident der Republik wird auf drei Jahre erwählt. Nach diesem Zeitraum muß er abtreten. Jedes Attentat gegen die Republik wird mit dem Tode bestraft.“ — Man kann sich denken, wie gefährlich Louis Napoleon diese Citate einer von ihm beseitigten Verfassung, denen

weiter nichts beigefügt war, erschienen, und wie sehr sie andererseits wieder Girardin's Einfluß in den Volksmassen erhöhten. Trotz alledem sah man den Parvenu der Presse ein Jahr nachher wieder Arm in Arm mit Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon III. in vertraulicher Unterhaltung auf der Terrasse des Tuileriengartens promeniren.

Bald aber hatte er von Neuem die schmerzliche Erfahrung zu machen, daß der Kaiser Napoleon ihn nicht zum Minister auserwählen wolle. Er, sowie der andere journalistische Parvenu Dr. Véron, waren bisher genug vom Kaiserreich chikanirt worden, um nicht mit ihm zu schmollen und dadurch ihre Person mit neuer Wichtigkeit zu umgeben. Dr. Véron wurde Mäcen der Schriftsteller von Paris und verkaufte sein Journal, den „Constitutionel." Girardin folgte dem Beispiel und verkaufte seine „Presse."

Er verfehlte nicht, dies mit allem Eclat zu thun, den er bei jeder Gelegenheit zu entfalten verstand. Er nahm feierlichst Abschied von der publizistischen Laufbahn, was ihm natürlich Niemand glaubte, und versicherte dem über seinen Schritt erstaunten Publikum, daß ein Mann von Geist und von Gesinnung, wie er sei, unter den jetzigen Umständen kein Blatt mehr

redigiren könne. So schied er mindestens mit einem echten Knalleffekt, denn alle Welt war wie versteinert, als man hörte — Girardin, diese größte politische Wetterfahne, die es gegeben, dieser Charlatan, der niemals Gesinnung gehabt, und morgen verwarf, was er heute vertheidigte, dieses politische Chamäleon ziehe sich aus Gesinnung von der öffentlichen Carriere zurück.

Vier literarische Silhouetten.

(Victor Hugo. Dumas. Balzac. Sue.)

Der französische Roman trug bis zur Restauration noch jenes salopppe, morallose Wesen an sich, welches ihm Voltaire, Crébillon der Jüngere und Prévost gegeben. Er war stoffarm und philosophirte viel, entweder um seine schlechte Moral zu beschönigen, oder um die wirklich sittliche Moral wie in einem Lehrgedichte anzupreisen. Als eigentliche Typen dieses Genre haben sich „Manon Lescaut“ und „Paul und Virginie,“ beide noch Produktionen aus der revolutionären Zeit, einen wohlverdienten Ruhm erworben; denn sie sind in der That in der Form vollendete Werke und ein jedes von ihnen enthält einen ganz bestimmten Zug des französischen Nationalcharacters —

Leichtsinn und Schwärmerei. Eigenthümliche Uebergänge bildeten Frau von Staels „Corinna“ und Chateaubriands Roman: „Atala und René“; die Eine führte die Romantik des Architektonischen, der Andere, nach dem Atheismus der Voltairianer, die Romantik des Christenthums in die Kunstformen des Romanes ein.

Das Zurückflüchten der Muse Lamartine's und Victor Hugo's zu den romantischen Gefilden, ihre Begeisterung für den kreuzritterlichen Royalismus, der doch in den Bourbons gar nicht anzutreffen war, ihre Gläubigkeit und Verherrlichung der religiösen Empfindungen, hatten nicht nur einen willkürlichen Grund, sondern motivirten sich durch die Ideen der Zeit. Die Reaktion der Geister war eingetreten; nachdem man lange Zeit revolutionär und atheistisch gewesen, wird man einen Moment royalistisch und religiös, bis die unterbrochene Geisterbewegung ihre normale Bahn weiter verfolgte.

Wie die lyrischen Poesien Victor Hugo's, so trugen daher auch seine Romane denselben Gedanken in sich, nämlich: vor der Wirklichkeit die Augen zu schließen, die Phantasie mit den höchsten romantischen Bildern zu erfüllen und damit dem Geschmack der Zeit, die

sich mit ihr fern Liegendem beschäftigen wollte, zu entsprechen. In seinem Roman: „Han von Island“ schildert er ein menschliches Ungeheuer, dessen Unthaten sich in den wildschauerlichen Klüften der isländischen Gebirge zutragen; in „Bug-Jargal“ malt er den Ehrgeiz einer Negernatur auf St. Domingo. In beiden Werken kennzeichnet sich vornehmlich der Hang zum Hoch-, ja zum Grotesk-Romantischen, das Bestreben, die menschliche Leidenschaft in ihrer Urkräftigkeit hinzustellen.

Aber die eigentliche Bedeutung Victor Hugo's als Romandichter zeigt sich erst in: „Notre Dame de Paris.“ Hiermit wurde das sonst so vernachlässigte Genre des historischen Romans der französischen Literatur einverleibt und dem unklaren Drang der Zeit nach Aufsuchen einer geschichtlichen Rückzugsbasis Genüge gethan. „Notre Dame“ ist ein buntes, belebtes Gemälde der Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts, der Epoche Ludwig XI. Mit Meisterhand werden darin die Sitten und Gebräuche des französischen Volkes zu jener Zeit geschildert, das Leben in allen Gestaltungen, vom Könige bis zum Landstreicher. Die schöpferische Inspiration des ganzen Romans ist der von Frau von Stael schon angeregte Kultus der

Kunst und zwar der gothischen Baukunst des Mittelalters. Diejenige Partie, welche sich mit der Kathedrale „Notre Dame“ zu Paris beschäftigt, ist daher auch die glänzendste und alle Figuren des Romans, besonders der Glöckner „Quasimodo“ und die schöne „Esmeralda“ sind gewissermaßen nur Pertinenzstücke dazu, wie die Statuen, welche in und auf „Notre Dame“ überall angebracht sind.

Mit diesem historischen Roman kam eine vollständige Revolution in den Geschmack der Franzosen; denn es ist nicht ohne Bedeutung, welchem Genre in der Literatur sich der Geschmack des Publikums zuwendet, vielmehr offenbart sich auch darin der Geist der Zeit. Daß unter der Restauration ein mächtiger Drang nach geschichtlichen Studien, nach Entfliehen der Gegenwart, nach den Bildern des Mittelalters und seiner Romantik vorhanden war, beweist, daß die Franzosen sich nach der harten Arbeit der Revolution auf einem ganz fernliegenden Gebiete Erholung suchen wollten, um alsdann mit erneutem Eifer und klarerem Blick sich wieder der lebendigen Gegenwart und ihren Fragen zuzuwenden. Bis zu diesem Zeitpunkte, gewissermaßen dem Ende der Krisis, entsprach der historische Roman einem kulturgeschichtlichen Bedürfniß.

Auch kam mit dem Erscheinen von „Notre Dame" und der enthusiastischen Aufnahme, welche die Dichtung fand, der historische Roman schnell und mächtig zur Blüthe. Eine vollständige Schule bildete sich: Alfred de Vigny schrieb den „Cinq=Mars," Paul Lacroix, bekannt als Jakob Bibliophile, eröffnete seine fruchtbare Thätigkeit auf diesem Felde, ebenso der sinnige Merimée, der sogar über dem historischen Stoff den romanhaften vergaß. Vorzugsweise jedoch brachte es Alexander Dumas hierin zu hohen Ehren und zu hohem Glück.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß große Bedürfnisse des Geistes, Wandlungen im öffentlichen und socialen Leben auch von der Industrie ausgebeutet werden. Ist vielleicht ein Deputirter durch seine Reden populär geworden, so entsteht zugleich ein Industriezweig, der sich diese Popularität zu Nutzen macht; ist eine Revolution geschehen, so blüht das Geschäft der Kokarden und Nationalbänder.

So erscheint auch die Produktion Alex. Dumas' in der französischen Romanliteratur: er beutete erst nur den Geschmack des Publikums, dann dessen unverwüstliche Gunst aus. Alex. Dumas ist ein höchst talentvoller, scharfsinniger Schriftsteller; aber seine

Bedeutung ist, wie seine Thätigkeit, eine rein industrielle, welche in der Literaturgeschichte keine große Stelle finden kann. Er schuf nicht aus dem Innern heraus, mit dem Herzblut; er arbeitete als Fabrikant und aus Spekulation. Sein Zweck war nicht, der Literatur Dienste zu erweisen, sondern dem Publikum und dessen Neigungen.

Anfangs, bis zum Erscheinen von „Notre Dame,“ war er der große Lieferant für die Bühne gewesen, und hatte Theaterstücke aufführen lassen, ganz im Genre der eben in Mode stehenden, nur noch mit jenem Spektakelaufwand ausgestattet, welcher der großen Masse stets Beifall ablockt. Dann folgten seine Romane, historische und auch andere, und zwar in so furchtbarer Geschwindigkeit aufeinander, daß das Publikum betäubt davon wurde. Es schien unmöglich zu sein, so schnell zu produziren, jährlich im Durchschnitt dreißig bis vierzig Bände und meist interessanter, sogar kunstvoll und geistreich gearbeiteter Romane zu erfinden, zu komponiren und zu schreiben. Nun, es ging natürlicher zu, als man dachte, denn Alex. Dumas war kein gewöhnlicher Schriftsteller. Alles war bei ihm in großem Genre!

Man mußte ihn nur in seinem Salon beobachtet

haben, um ihn, seinen Character und seine Arbeit zu verstehen! Da konnte man diese imposante Persönlichkeit mit dem tiefschwarzen, gekräuselten Haar, dem dunklen Teint, den leuchtenden Augen und aufgeworfenen Lippen, in weitem, glänzenden Burnus auf- und abschreiten sehen, von Tisch zu Tisch gehen, hier seinem Sekretair einen Brief diktirend, dort einen anderen unterschreibend. Er empfängt dabei einen Besuch, auch zwei; dazwischen schreibt er selbst eine Einladung ab, wirft einem jungen Mann einen Stoff für ein paar Kapitel eines Romans hin, fliegt ein eben eingelaufenes Manuscript durch und schließt dabei mit einem Buchhändler oder Redakteur für den nächsten Roman ab. Dumas ist eben ein Fabrikant, eine Firma!

Er hat seine Arbeiter, seine eigene Schule von Schriftstellern, die für ihn Romane schreiben und die er dann mit seinem Namen koursfähig macht. Besonders, als Dumas berühmt war, begnügte er sich meist, die Ideen zu einem Romane zu geben, dessen Komposition zu skizziren und die Bearbeitung jungen Talenten zu überlassen, die er nach Gutdünken bezahlte. August Maquet ist einer seiner Hauptmitarbeiter gewesen. Zuweilen gab er Dem und Jenem auch nur

einige Kapitel eines Romans zur Ausarbeitung; manches Werk, z. B. der bekannte und schöne Roman: „Die beiden Dianen," haben von ihm nur den Namen erhalten, sonst wußte er selbst vom Inhalte gar nichts. „Die drei Musketiere," „Zwanzig Jahre später," „Der Marquis von Bragelonne," „Der Graf von Monte Christo," alle diese Romane sind in ähnlicher Weise entstanden und Dumas zog den Ruhm und das Geld dafür ein. Er selbst arbeitete dabei mit einer fabelhaften Geschwindigkeit und Leichtigkeit, besonders wenn er Geld brauchte und Geld brauchte er in kolossalen Summen, die immer seine kolossalen Einnahmen überstiegen. Eins seiner glücklichsten Werke war „Monte Christo," und es wird einen annähernden Begriff geben, wieviel dieses berühmte, aber krankhafte Machwerk eintrug, wenn man bedenkt, daß er sich allein aus dem Ertrage desselben in St. Germain ein Phantasieschloß bauen ließ, das er auch dankbarer Weise „Monte Christo" taufte. Dumas berief dazu zwei Araber, welche ihm ein Zimmer ganz in maurischer Manier auszieren, die Wände desselben mit Koransprüchen beschreiben und sich verpflichten mußten, niemals eine ähnliche Arbeit in Europa auszuführen. Die feenhafte Pracht vom Schlosse „Monte

Christo," seine kostbaren Malereien, gothischen Pavillons, Glockenthürme, Irrgärten, Inseln, Kaskaden und Kiosk, ragten wie ein Monument des literarischen Schelmenthums in die Luft. Hierin gab es ein Atelier für Maler, zwölf Besuchzimmer, einen kleinen Palast für die Affen, ein Haus für die Papageyen, ein Schlößchen für die Hunde, einen Marstall mit acht der kostbarsten Pferde; ferner ein sehr elegantes Theater, auf dem Dumas seine eigenen Stücke aufführen ließ und dessen Unterhaltung so riesige Summen kostete, daß es mitsammt dem Schlosse wegen Schulden vor mehreren Jahren verkauft werden mußte.

Während die Bearbeitung des historischen Elements im Roman, welches demselben nicht nur eine neue Bahn eröffnete, sondern ihm auch überhaupt ein neues, den modernen Anschauungen entsprechendes Wesen gab, durch Alex. Dumas und eine Menge anderer Schriftsteller mehr und mehr zu einer handwerksmäßigen Beschäftigung herabsank und als solche auch ihren ideellen Gehalt und ihre literarische Berechtigung verlor, hatte sich der Instinkt des französischen Volkes bereits wieder der Betrachtung der eigenen Zustände zugewendet. Es wartete darauf, diese neue geistige Strömung auch in der Literatur zum Ausdruck ge-

acht zu sehen. Man war in die Ferne, in die Ge-ichte, in die nebelvollen Gefilde der Romantik ge-weist, um die eigenen Zustände und deren Misère cht zu sehen. Aber nachdem man sich bis zur Juli-volution an diesem Selbsttäuschen übersättigt hatte, at das Bedürfniß nach Betrachtung der Gegenwart n so lebhafter heran. Jedermann fühlte, daß Frank-ich infolge seiner Wandlungen, seiner Revolutionen, n anderes geworden war, und unwillkürlich machte h die Sehnsucht geltend: diese veränderten Sitten id Gebräuche, dies neue französische Volk, kurz und it sich selber, wie man war, im Spiegelbilde zu hen, um so mehr, als eine Menge neuer religiöser id socialer Fragen von tiefer Bedeutung die Gesell-haft bewegten und eine Kenntniß derselben sich als n so nothwendiger erwies.

Diesem Bedürfniß sollte in reicher Weise durch e nun aufblühende Literatur des Sittenromans itsprochen werden.

Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Honoré e Balzac, der im Jahre 1851 starb.

Balzac hat die Philosophie, das Studium über is Lebendige und Lebende, die genaue Anatomie des ienschlichen Herzens und die Wahrheit des Lebens,

den berechtigten, nach den romantischen Verirrung
um so wohlthätigeren Realismus in den modern
französischen Roman hineingebracht. Er wollte
Sittenmaler des französischen und Pariser Lebens sei
und hat diese Aufgabe in den Schilderungen aus de
Privat-, Provinz-, Pariser- und Landleben auf's glü
lichste gelöst. Er war ein großer, für Frauen sog
gefährlicher Psycholog, und die Ruhe und Klarhe
mit welcher er die Sitten und innersten Regung
der Gesellschaft zeichnete, hatte bei allem Witz u
aller Ironie etwas gewaltig Imponirendes.

Balzac hatte ohne Zweifel im Anfange weder se
Talent gekannt, noch dasselbe gewürdigt; seine viele
unter Pseudonymen geschriebenen Romane vor d
Julirevolution kennzeichneten ihn zu wenig mehr, a
zu einem ordinären Vielschreiber. Gleichwohl zeig
sich schon in diesen ersten Produktionen ein groß
Talent in Schilderungen der Sittenzustände und d
Natur. Aber erst 1829, mit dem Roman: „D
letzten Chouans," zog Balzac die allgemeine Aufmerk
samkeit auf sich; mit seiner Psychologie der Ehe wurd
er berühmt, Abgott der Frauen, die sich ihn als lie
benswürdigsten Menschen dachten, was er durchau
nicht war. Sie schwärmten für ihn, weil er bewiese

tte, daß die Ehe eine schwere Kunst und ein Ehe-
ann zu den größten Helden der Welt zu rechnen
. Sie beteten ihn fast an, als er die „Frau von
eißig Jahren," als das Ideal eines Weibes ausge-
alt hatte.

Als Balzac berühmt war, wurde er reich; da er
ber verschwendete, in der Art wie Alex. Dumas, so
ar er in steter Geldnoth und krankte an einem wirk-
chen Geldfieber, das ihn in ewiger Aufregung erhielt
nd das sich auf seine Werke übertrug. Fast alle seine
omane zeigen von nun an Spuren davon; ungeheure
eldsummen wurden von ihm konsumirt, in seinem
Roman „Vater Goriot" unzählbare Millionen; in den
eschichten „die armen Eltern" und „Vaubain" wird
ogar eine förmliche Philosophie des Geldgenusses
egeben.

Dies griff schon stark nach den damals die ganze Gesellschaft bewegenden socialistischen Fragen hinüber, die ja vornehmlich die materielle Existenz einer auflösenden Kritik unterzogen. Und in der That vermittelte Balzac den Uebergang vom S i t t e n- zum socialistischen Roman, denn seine Psychologie, seine ästhetisch-philosophischen Aperçus über Welt, Menschen, Gesellschaft, sociale Einrichtungen und dergleichen, be-

rührten zuletzt nicht mehr rein in das Gebiet d Literatur gehörende Konflikte, sondern entschieden social stische, d. h. solche, die für das Wohl und Wehe d ganzen Gesellschaft von gewaltigster Bedeutung sin

In dieser *socialistischen Bedeutung* des R mans aber ist *Eugen Sue* der eigentliche Meist gewesen.

Sobald die Ideen der Zeit, wie es seit der St. Simonismus geschah, sich leidenschaftlich auf di Prüfung und Lösung der aufgerufenen *socialistischen* Fragen richteten und die ganze Gesellschaft über di Behauptung ihrer eigenen Zerlösung in Aufregung gerieth, war es natürlich, daß sich auch der *Roman* dieses Stoffes bemächtigte; denn Literatur- und Kultur- geschichte sind ja so innig verbunden, daß ihre Trennung bei einem auch geistig lebenden Volke undenkbar erscheint, und gerade der Roman ist vorzugsweise berufen, die Bedeutung kulturgeschichtlicher Symptome zu gewinnen.

Der französische Roman erfüllte diesen Beruf nie eifriger, als gerade in neuerer Zeit und seine Ausbildung ist hierin verhältnißmäßig am weitesten gegen alle anderen Gattungen der Literatur vorgeschritten. Kaum trat der Socialismus aus den exclusiven Kreisen

der Wissenschaft und einzelner Gesellschaftssphären in die großweite Allgemeinheit, als auch die gesammte schönwissenschaftliche Literatur, speziell aber der Roman, diese Einflüsse in sich aufnahm und verarbeitete. Man wollte auch im Roman für die Ideen der Zeit kämpfen, und gerade Eugen Sue hoffte durch die Gewalt seiner Schilderungen einen Heilungsprozeß in der zerrütteten Gesellschaft mit hervorzurufen. — Er erreichte in der That seine Absicht.

Eugen Sue, von Hause aus Schiffsarzt, ahmte anfänglich die Marryat'schen Seeromane nach. Er schrieb Sklavengeschichten voll dämonischer Phantasie, wie „Atar-Gull," oder gespensterhafte Seegeschichten wie den „Salamander" und „Kervik der Pirat;" dies war Anfangs der dreißiger Jahre.

Doch schon ein Decennium später war diese feingeistige Natur mitten im Strome der Zeitidee. Der Roman: „Mathilde, oder die Memoiren einer jungen Frau" bot ein in Balzac'scher Manier gehaltenes Sittengemälde, dessen grelle Streiflichter auf die Korruption der vornehmen Gesellschaftsschichten aber schon einen entschieden tendenziösen, socialistischen Charakter besaßen.

Bald war Sue auch vollständig Socialist. Seine

„Geheimnisse von Paris" eröffneten ein ganz neues Genre des Romans, denn hier waren die materiellen Zustände, die tiefen Konflikte der bürgerlichen Gesellschaft zum Vorwurf genommen und zu Gunsten einer herrschenden, alle Geister in Aufruhr setzenden Theorie, des Socialismus nämlich, in aufregendsten Bildern und mit Zuhilfenahme der sinnlichen Leidenschaften gelöst worden. Das Elend in den unteren Schichten der Gesellschaft und die Korruption und Morallosigkeit der höheren werden in diesem Roman mit einem diabolischen Talent geschildert, aber zugleich romantisch und tendenziös in den äußersten Spitzen ihrer Erscheinung ausgebeutet. Die Wirkung mußte die eines süßen Giftes sein; der fabelhafte Erfolg, den dieses Buch in ganz Europa fand, machte es zu einem um so gefährlicheren, denn ein so frivoles Spiel mit den Schrecknissen der Gesellschaft konnte nirgends versöhnend und heilend, sondern nur aufreizend wirken. Wie das Bild von Sais, ist auch die Gesellschaft von einem dreifachen Schleier umwoben und keine Hand ist geweiht genug, diese Hüllen fortzureißen, um durch den Anblick der Wahrheit zu beleidigen. Die „Geheimnisse von Paris" waren ein Aufruf der niederen Massen, des socialistisch revolutionirten Volks zum

offenen Aufruhr gegen die Gesetze unserer Gesellschaft, und nur zu bald ward er befolgt!

Eugen Sue konnte nach dieser entsetzlichen Beleuchtung der Untiefen der modernen Gesellschaft nichts wesentlich effektvolleres mehr hervorbringen. „Der ewige Jude" verfolgte nur denselben Gedanken, der in den „Geheimnissen von Paris" vorhanden war, nur daß in diesem Roman die Aufreizung auch auf die religiösen Gebiete übertragen ist. Aber der Hang zum Ultraphantastischen schwächt hierin bereits die realen Wirkungen der Darstellung ab.

Noch mehr im „Martin der Findling," gewissermaßen die Enthüllung der Mysterien der französischen Landbevölkerung und deren grell geschilderte Leiden im Gegensatze zu dem Hochmuth der großen Grundbesitzer. Wie Sue im „ewigen Juden" religiöse Tendenzen, so verfolgte er in „Martin der Findling" socialistische Tendenzen. Aber die Outrirtheit darin, ebenso wie in den Bildern der Sinnlichkeit und Ueppigkeit beeinträchtigen die Wirkung.

Indessen, das Gift saß in den Gemüthern und wirkte. Die socialistische Bewegung gewann durch Eugen Sue's Romane eine mächtige Intensivität; die Februarrevolution war mit eine Folge der anato-

nischen Studien Sue's an dem Gesellschaftscadaver. Er, der die Trompete der socialistisch=communistischen Revolte geblasen, — er saß vor Schrecken bleich in dem prachtvollen Arbeitszimmer seines Hotels, umringt von seinen in Seide bestrumpften, zitternden Dienern, als unten auf den Straßen, im Juni 1848, das verzweifelte, verirrte Volk die schwarze Korsarenflagge des Hungers auf die Barrikaden pflanzte und drei Tage lang sich gegen die Kartätschen Cavaignacs schlug, bis es zerstückt, zermalmt und vernichtet seinen Hunger und seinen Grimm im Tode stillte!

Das waren die Früchte der Sue'schen Poesie. Und nun war auch ihre Zeit vorüber: in der lethargischen Geisterruhe der napoleonischen Zeit übten Sue's Werke keine Wirkung mehr! Seine Romane spielten die alte Leier; aber man verstand sie jetzt, nach dem Sturm des Socialismus, nicht mehr und die Täuschung, die er mit genährt und erhöht, ließ keine Wiederholung der alten Erfolge zu. Als Sue 1857 als Flüchtling in Savoyen starb, ging die Nachricht seines Todes fast unbemerkt vorüber: er hatte sich bereits um mehrere Jahre überlebt!

Und doch nicht ganz! — In der Verderblichkeit und Schlechtigkeit seiner Grundsätze wirkt er noch

durch die jetzige napoleonische Zeit fort, welche unter dem Eindruck einer morallosen Regierung und deren geisttödtendem, heuchlerischem Parvenuthum keine sittlicheren, läuternden Anregungen erhält. Die wollüstigen Schilderungen Eugen Sue's sind die Vorbilder einer französischen Romanliteratur geworden, welche einzig und allein ihre Epoche unter Louis Napoleon gefunden hat; denn die liederlichen Romane des achtzehnten Jahrhunderts, eines Crébillon, Louvois und Prevost, sind lange nicht von so unästhetischem Gehalt, als die jetzt in Mode stehenden eines Feydeau, Montépin u. s. w. Man verherrlicht heute — vielleicht durch die Geschichte der Wiederherstellung des Kaiserreichs in diesem Geschmack bestärkt — das Laster und glorifizirt es schließlich noch als Tugend. So wurde denn auch das ordinaire Courtisanenthum in die Reihe der socialen Probleme aufgenommen und die Ausmalung raffinirter Sünden zum Gegenstand dichterischer Schöpfungen erwählt.

Rosa Bonheur.

Die Eigenthümlichkeiten des Genies sind bekanntlich sprichwörtlich geworden und diese Sprichwörtlichkeit hat in Vielen den Wahn aufkommen lassen, ein Genie müsse Sonderbarkeiten haben und Sonderbarkeiten, namentlich Ausschweifungen, seien andererseits wieder ein Zeichen der Genialität. Es ist unnütz, gegen eine solche Bizarrie anzukämpfen. Indessen etwas Wahres liegt doch darin, daß das Geniale sich in Aeußerungen kundgibt, die nicht in die Alltäglichkeit gehören; denn wer nur im Zuge der charakterlosen Allgemeinheit mitzutraben versteht, kann unmöglich den Drang in sich tragen, seinen Weg allein zu gehen, was eben ein Genie thut.

So werden die Eigenthümlichkeiten der Malerin

Rosa Bonheur dem edlen Philister erklärlich sein, denn das Genie der Künstlerin motivirt sie. Und darüber ist die Kunstwelt einig, daß Rosa Bonheur eine der genialsten Thiermalerinnen unserer Zeit ist. Ihre Bilder sind die gesuchtesten in England und Amerika, wo man sich auf Vieh und Thierleben versteht; man preist dieselben am meisten in ihrem Vaterlande Frankreich, weil man sie dort am wenigsten kauft; man bewundert diese Bilder in Deutschland, weil so naturtreue Thiermalerei und zwar von einem Weiberpinsel zu den seltensten Erscheinungen in der Kunst gehört. Mit Hammeln und Hasen debutirte Rosa Bonheur 1841; dann kamen Scenen: ein Pferd zu verkaufen, eine lagernde Kuh; dann Ochsen, welche ihren Ruhm endgültig feststellten. Einige Genrebilder, wie der Niverneser Ackerbau und der Pferdemarkt, erregten endlich die Bewunderung aller Welt.

Rosa Bonheur, die Tochter eines armen Zeichenlehres, fing jung an zu malen; sie mag jetzt vierzig Jahr alt sein, ist also schon fast zwanzig Jahre lang berühmt, und der Ruhm zählt wie Kriegsjahre doppelt. Mit zehn Jahren malte sie Figuren in den Sand, bessere wie die, welche Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kollin mit dem Krückstock aus Ver-

zweiflung malt. Sie lief in die Wälder, über die Felder, in die Natur, wie Jean Jacques Rousseau es dem ganzen Menschengeschlecht angerathen; sie suchte das Volk und das liebe Vieh bei seinen Arbeiten auf und studirte es in allen Situationen, wie es schlief, wie es fraß, wie es arbeitete. Deßhalb liegt auch in ihren Gemälden nicht jenes Zarte, Zitternde, Verschwommene, welches das Weib gewöhnlich, als einen seiner innersten Charakterzüge, seinen Schöpfungen mittheilt. Rosa Bonheurs Pinsel ist markig und das verdankt er dem Bewußtsein von der Kenntniß des Lebendigen, welches sich die Künstlerin durch eigene Anschauung verschafft.

Wie manches Mal habe ich und andere Freunde sie auf ihren Studienexcursionen in die Umgebung von Paris begleitet! Rosa Bonheur war damals etwa dreißig Jahre alt und da sie die Liebe und das Heirathen haßt, so war sie noch Fräulein, wie sie es heute ist und nun auch wohl bleiben wird. Ihr Herz schlägt nur für die Kunst, ihre Geliebten sind das Vieh: keusch und unberührt von den Empfindungen zwischen Mann und Weib hat sie ihre Jugend verlebt; es ist Alles zu wetten, daß sie auch als alte Jungfer die Liebe nicht kennt.

der Wissenschaft und einzelner Gesellschaftssphären in die großweite Allgemeinheit, als auch die gesammte schönwissenschaftliche Literatur, speziell aber der Roman, diese Einflüsse in sich aufnahm und verarbeitete. Man wollte auch im Roman für die Ideen der Zeit kämpfen, und gerade Eugen Sue hoffte durch die Gewalt seiner Schilderungen einen Heilungsprozeß in der zerrütteten Gesellschaft mit hervorzurufen. — Er erreichte in der That seine Absicht.

Eugen Sue, von Hause aus Schiffsarzt, ahmte anfänglich die Marryat'schen Seeromane nach. Er schrieb Sklavengeschichten voll dämonischer Phantasie, wie „Atar-Gull,“ oder gespensterhafte Seegeschichten wie den „Salamander“ und „Kervik der Pirat;“ dies war Anfangs der dreißiger Jahre.

Doch schon ein Decennium später war diese feingeistige Natur mitten im Strome der Zeitidee. Der Roman: „Mathilde, oder die Memoiren einer jungen Frau“ bot ein in Balzac'scher Manier gehaltenes Sittengemälde, dessen grelle Streiflichter auf die Korrupption der vornehmen Gesellschaftsschichten aber schon einen entschieden tendenziösen, socialistischen Charakter besaßen.

Bald war Sue auch vollständig Socialist. Seine

„Geheimnisse von Paris“ eröffneten ein ganz neues Genre des Romans, denn hier waren die materiellen Zustände, die tiefen Konflikte der bürgerlichen Gesellschaft zum Vorwurf genommen und zu Gunsten einer herrschenden, alle Geister in Aufruhr setzenden Theorie, des Socialismus nämlich, in aufregendsten Bildern und mit Zuhilfenahme der sinnlichen Leidenschaften gelöst worden. Das Elend in den unteren Schichten der Gesellschaft und die Korruption und Morallosigkeit der höheren werden in diesem Roman mit einem diabolischen Talent geschildert, aber zugleich romantisch und tendenziös in den äußersten Spitzen ihrer Erscheinung ausgebeutet. Die Wirkung mußte die eines süßen Giftes sein; der fabelhafte Erfolg, den dieses Buch in ganz Europa fand, machte es zu einem um so gefährlicheren, denn ein so frivoles Spiel mit den Schrecknissen der Gesellschaft konnte nirgends versöhnend und heilend, sondern nur aufreizend wirken. Wie das Bild von Sais, ist auch die Gesellschaft von einem dreifachen Schleier umwoben und keine Hand ist geweiht genug, diese Hüllen fortzureißen, um durch den Anblick der Wahrheit zu beleidigen. Die „Geheimnisse von Paris“ waren ein Aufruf der niederen Massen, des socialistisch revolutionirten Volks zum

offenen Aufruhr gegen die Gesetze unserer Gesellschaft, und nur zu bald ward er befolgt!

Eugen Sue konnte nach dieser entsetzlichen Beleuchtung der Untiefen der modernen Gesellschaft nichts wesentlich effektvolleres mehr hervorbringen. „Der ewige Jude" verfolgte nur denselben Gedanken, der in den „Geheimnissen von Paris" vorhanden war, nur daß in diesem Roman die Aufreizung auch auf die religiösen Gebiete übertragen ist. Aber der Hang zum Ultraphantastischen schwächt hierin bereits die realen Wirkungen der Darstellung ab.

Noch mehr im „Martin der Findling," gewissermaßen die Enthüllung der Mysterien der französischen Landbevölkerung und deren grell geschilderte Leiden im Gegensatze zu dem Hochmuth der großen Grundbesitzer. Wie Sue im „ewigen Juden" religiöse Tendenzen, so verfolgte er in „Martin der Findling" socialistische Tendenzen. Aber die Outrirtheit darin, ebenso wie in den Bildern der Sinnlichkeit und Ueppigkeit beeinträchtigen die Wirkung.

Indessen, das Gift saß in den Gemüthern und wirkte. Die socialistische Bewegung gewann durch Eugen Sue's Romane eine mächtige Intensivität; die Februarrevolution war mit eine Folge der anato-

von ihr kauft man selten unter 800 bis 1000 Francs — erlaubt ihr diesen Luxus, der zu ihrem Studium dient, so zu sagen ihr Handwerkszeug bildet. Sonst sind ihre Bedürfnisse nur schlicht; aber im Wohlthun verschwendet sie, namentlich armen, hilflosen Künstlern gegenüber. Auch spekulirt sie nicht auf Geldgewinn. Da jede ihrer Skizzen sehr hoch bezahlt wird, so bildet ihr Album ein respektables Kapital; doch veräußert sie nie ein Blatt davon. „Die Skizzen eines Künstlers," sagt sie, „sind ein Theil von ihm selbst. Aus ihnen schöpft er seine Anregungen und er muß sich deßhalb nicht davon trennen. Sterbe ich, so kann meine arme Familie daraus Vortheile ziehen; bedarf sie deren nicht, so schenke ich das Album meiner Vaterstadt."

Slavische Skizzen.

Anton Malczewski.

Zu den hervorragendsten polnischen Dichtern gehörte Anton Malczewski, um das Jahr 1792 in Volhynien geboren und Soh'n eines polnischen Generals.

Er verlebte seine Kinderjahre in Dubno, wo auch seine Eltern wohnten. Unter der Leitung von Hauslehrern genoß er hier die erste Erziehung in fremdländischem Geiste, dem Seitens der höheren polnischen Stände in übertriebener Weise gehuldigt wurde. Der junge Malczewski konnte daher auch schon fertig französisch schreiben und sprechen als er seine Muttersprache erlernte. Die Ereignisse des Jahres 1811 riefen ihn unter die Fahnen des Vaterlandes. Der aufbrausende Jüngling, welcher Schule und Eltern unbedenklich verließ, trennte sich mit viel größerem Schmerze von

seiner Cousine Anna; diese später unbelohnte Liebe blieb nicht ohne Rückschlag auf sein Gemüth und machte Malczewski außerordentlich empfänglich für jenen Weltschmerz, der mit Byron gewissermaßen die Religion der neueren Poesie wurde.

Als junger Offizier, schön, witzig und vermögend, öffneten sich ihm sogleich alle Warschauer Salons. Gefeiert und geliebt, feurig überdies, warf sich Malczewski gern in den verführerischen Wirbel der hohen Kreise der Hauptstadt und genoß vollauf jene leichtsinnigen Freuden, die unter Napoleons Herrschaft aus Warschau förmlich ein zweites Trianon Ludwigs XV. machten. Von da an ist das Leben Malczewski's von ewiger Romantik getragen, die Liebe weicht nicht mehr von ihm, bis sie ihm zu einem frühen Grabe verhilft.

Nach den Kriegsjahren trat Malczewski in die neue polnische Armee und in das Gefolge Alexanders I.; 1816 nahm er jedoch seinen Abschied und, da sich die frühere Geliebte mit einem Anderen vermählt hatte, suchte er durch Reisen nach der Schweiz, Frankreich und Italien seinen Schmerz zu betäuben. In diese Zeit fallen auch seine ersten schriftstellerischen Versuche, kleine Erzählungen in Prosa, einzelne Gedichte, poetische Episteln nach dem Muster Krasicki's, die Satyre über

den Warschauer Karneval und einige Akte einer unvollendeten Tragödie, Helena, die indessen keinen besonderen Werth besitzen.

Ziemlich mit dem Leben, dem er eigentlich noch durch keine einzige männliche That eine Weihe gegeben, zerfallen und überhaupt von schwachem Charakter, kam Malczewski 1821 nach Polen zurück, übernahm eine kleine Erbschaft seines Onkels und beschäftigte sich außer mit seiner Pachtung in Volhynien mit literarischen Arbeiten, von denen das Epos „Maria," welches früher durch Vogel und neuerdings durch Schroll auch in's Deutsche übersetzt ward, die größte Bedeutung erhielt. Wir erwähnen noch, daß die exaltirte Liebe einer Frau zu ihm letztere veranlaßte, ihren Gatten zu verlassen und mit Malczewski zu leben, bis die erfolgte Scheidung das Eingehen einer Ehe ermöglichte. Sie gingen nach Warschau, wo Malczewski eine Stelle im Ministerium erhielt. Ein Mann wie Malczewski konnte sich trotz aller Romantik auf die Dauer aber nicht glücklich in einem so bizarr geschlossenen Verhältniß finden, um so mehr, als seine Gattin nicht einmal die tägliche mehrstündige Abwesenheit des Geliebten ertragen konnte, sondern ihn mit Klagen quälte, so daß der schwache Mann endlich seinen Broderwerb

aufgab und mit den Resten seines Vermögens elendiglich das Dasein fristete. Gebeugt und niedergedrückt von Gram um ein zweckloses und verfehltes Leben, starb er am 2. Mai 1826.

Der Tod des Dichters blieb fast unbekannt. Das Einzige, was man von öffentlichen Stimmen darüber hörte, war eine Bekanntmachung im Warschauer Courier vom 5. Mai 1826, in der seine Beerdigung angezeigt wurde. Erst einige Jahre später brachten Grabowski und Mochnacki den Dichter zu der Anerkennung, die ihm wegen seiner „Maria“ mit einem Anschein von Gerechtigkeit gezollt werden konnte, besonders wenn man bedenkt, daß Nationaleitelkeit dabei eine Befriedigung suchte. Bei denjenigen Nationen, in denen die Dichter sehr spärlich wachsen, wird man leicht eine poetische Größe; schon deshalb, weil der Ausdruck des Einzelgeistes sich leicht zu universalerem Charakter aufschwingt. Die Seltenheit einer Sache erhöht ihren Werth, denn wenn auch Polen gerade im ersten Viertel dieses Jahrhunderts ein ausnehmend reiches literarisches Leben entfaltete, so ist dies in sich doch so beschränkt und klein gewesen, daß ein unter andern Umständen mittelmäßiges Produkt sich zur Größe eines Meisterwerks erheben konnte.

Die „Maria“ von Anton Malczewski gilt bei den Polen für eine Perle ersten Ranges in dem Schatze ihrer poetischen Literatur und hat selbst für den Slawismus im Ganzen eine hohe Bedeutung. Die geschichtliche Thatsache, welche diesem Epos zu Grunde liegt, sind die tragischen Schicksale der Gertruda Komorowska, wie sie im ganzen Polenlande von Mund zu Munde ging und wie sie Malczewski als Knabe sehr oft gehört hatte. Er gestaltete sie nur mit dichterischer Freiheit um. Die Begebenheit, welche hierin geschildert wird, ist folgende:

Gertruda Komorowska, Tochter des Kastellans von Santok und Starosten von Nowesiolo, verliebte sich in den Grafen Franz Potocki, Sohn des Wojwoden von Kiew. Der junge Graf bat um die Hand Gertruda's und der Vater derselben lehnte dieselbe zuerst unter mehreren Vorwänden ab. Unmerklich trat nun zwischen beide Familien eine Spannung ein, bis endlich der Widerstand des Grafen Komorowski vom jungen Potocki besiegt war und die Verlobung, endlich die Trauung der Liebenden stattfand (1770). Anders dagegen war es mit dem Vater des jungen Grafen, der in den höchsten Zorn über diese Ehe gerieth und unter dem Schleier der Versöhnlichkeit eine

furchtbare Rache ersann. Er lud die Familie des Kastellans zu sich auf sein Schloß und ebenso die junge Gattin seines Sohnes, die bisher bei ihren Eltern gelebt hatte. Obgleich der Schwiegersohn selbst den Grafen Komorowski gewarnt, entschloß sich dieser doch, der Einladung zu folgen, um eine Versöhnung zwischen den beiden Familien herbeizuführen. Der Ueberfall seines Dieners belehrte ihn jedoch von der Verrätherei des alten Wojwoden Potocki und er kehrte in sein Schloß zurück. Am zweiten Tage nach seiner Rückkehr überfielen Bewaffnete sein Haus, überwältigten die Dienerschaft und bemächtigen sich Gertruda's, um sie zu entführen. Diese selbst aber war ein Opfer der Rache des Wojwoden geworden, denn die Räuber hatten ihr den Mund so fest geknebelt, daß sie erstickt war, worauf jene den Leichnam in einen Arm des Bug warfen.

Der Stoff ist also, wie man sieht, aus dem Kreis der polnischen Traditionen glücklich gewählt und Malczewski verstand es überdies, den nationalen Gefühlen darin Ausdruck zu geben, nationale Gebräuche zu schildern und besonders der altpolnischen Religiosität große Rechnung zu tragen. Zugleich liegt eine Byronsche Dämmerung über dem Ganzen, die ganz jener

Zeit entsprach und besonders dem polnischen Volkssinne. Bei allen Nationen, deren Herz unaufhörlich von Schmerz und Sehnsucht bewegt wird, hat diese düstre Poesie etwas Erklärliches; sie entspringt einem nationalen Zuge, einem großen Gefühl, welches Zeugniß von seiner Trauer ablegt. Malczewski's „Maria" ist ganz von jenem düstern Gefühl getragen; es klagt stärker und inniger, denn aus allen Dichtungen, welche Polens jüngste Literatur bilden, jene heilige Trauer um das einstige Reich heraus — diese herrliche Vaterlandsliebe einer politisch vernichteten Nation, diese Wehmuth eines abgejagten Polenherzens.

Es war natürlich, daß eine so stark im romantischen Sinne gehaltene Dichtung, wie „Maria," bei ihrem Erscheinen die allerungünstigsten Urtheile von der Partei erfahren mußte, die damals die Kritik in Warschau ausschließlich in Händen hatte. Eben so wenig wie Mickiewicz fand auch Malczewski vor den klassisch gebildeten Geistern Anerkennung. Kein einziges Zeitungsblatt Warschau's sprach von Malczewki's Werk und während sich die Dichtung, weil es eine polnische war, in den Händen der Polen befand, hatte doch Niemand den Muth, den Werth derselben

öffentlich anzuerkennen. Osinski, damals das Orakel der polnischen Literatur, hatte die ersten zwei Verse mit einem Witz abgefertigt und damit war vorläufig das Urtheil über das Werk gesprochen. Die Nachwelt war gerechter gegen den Dichter, denn in der That gehört „Maria“ zu den tiefempfundensten Dichtungen und zeigt bei aller Krankhaftigkeit des Gemüthes von einer bedeutenden Kraft in Schilderungen und von einem wirklichen Talente. Spätere polnische Kritiker haben freilich den Werth des Gedichtes sehr übertrieben; aber diese Reaktion war eine ganz natürliche. Heute, wo das Urtheil geklärt ist, haben sich die Ansichten über Malczewski und sein Werk festgestellt. So sagt z. B. Graf Zaluski darüber: „Ich war einer der Ersten, welche die „Maria“ gelesen. Der Eindruck, den sie auf mich machte, war ein schmerzlicher, weil ich in ihr zwar das Produkt eines schönen Talents erkannte, aber auch eine Arbeit, die zu wenig gefeilt und durchgearbeitet, deren Veröffentlichung daher verfrüht war.“ Turowski, der den Reigen der Bibliotheka polska mit der „Maria“ eröffnet, sagt: „Ist auch Malczewski's Sprache nicht mustergiltig polnisch, so kann die Dich-

tung selbst, zwar nicht was Plan und Entwickelung anbelangt, doch in Bezug auf Begeisterung und Schwung als Muster aufgestellt werden, wenn es in dieser Beziehung überhaupt Muster giebt."

Adam Mickiewicz.

Das Polenreich hatte durch die Beschlüsse des Wiener Congresses unwiderruflich seine politische Existenz verloren, nur seinen Namen hatte man ihm gelassen. Nach all den stolzen Hoffnungen und Verheißungen auf die Wiedererstehung Polens, die Kaiser Napoleon gemacht hatte, ohne ernstlich an deren Erfüllung zu denken, empfand namentlich die polnische Jugend bitter das Geschick ihres Vaterlandes. „Nur der Lebende hat Recht!" Polen war todt; man konnte seinen Untergang bedauern, aber todt blieb todt.

Die polnische Jugend aber glaubte nicht an den Tod ihres Vaterlandes. Sie saß an der noch warmen, blutigen Leiche und hoffte wie ein Geliebter, daß die Leiche der theuren Polonia sich wieder beleben

werde, daß sie nur ohnmächtig und scheintodt sei. Sie fühlte auf das Herz, um einen kleinsten Pulsschlag zu vernehmen, jubelnd und jauchzend in lohender Hoffnung die kalte Marmorbrust der Geliebten mit ihrem glühenden Athem zu erwärmen, dies Auge, eines Himmels unaussprechliche Seligkeit', zu beleben, den ersten vollen Glutblick gestillter Sehnsucht in seinen ersten Aufschlag zu senken . . . . .

In Wilna mußte die feurige polnische Jugend unter russischer Anleitung studiren. Da träumten diese jungen Männer mit schwarzem brennenden Blick von ihrem Vaterland und seinen Leiden; da rückten sie in Stille und Heimlichkeit zusammen, um Polen zu sein und darüber zu weinen.

Die Lippe durfte nicht zucken. Stumm mußte der Pole in Rußland sein, das war des Czaren Befehl. Vernahm Polen kein süßes Wort der Muttersprache, der Hoffnung — so starb es sicher dahin. War's wirklich noch nicht todt, zuckte wirklich noch ein Nerv seines Herzens? Doch kein Mächtiger ist da, so mächtig, dem Glutstrom der Liebe Einhalt zu thun, diesen Feuerstrom eines aufgebrochenen Herzens aufzuhalten, der allen Kummer und alle Hoffnung der Seele mit sich entführt in glühender Lava und sein

Bett sucht, gleichviel wo — im blühenden Garten des Lebens oder im Abgrund.

Adam Mickiewicz, ein polnischer Edelmann, liebte. Er liebte wie ein Pole, er liebte mit der Leidenschaft des Jünglings, der noch nicht vier Lustren zählt, und nun noch unglücklich, hoffnungslos. Der Wilnaer Student tönte die Klage und den Schmerz in Liedern aus, mit dem Herzblut der Jugend geschrieben, in „Todtenopfern“, der Liebe dargebracht und dem Vaterland zugleich. Unglückliche Liebe, unglückliches Vaterland — welch ein mächtiger Born für jenen göttlichen, prometheischen Schmerz, dem Lieder entsteigen, wunderbar wie die Töne der Aeolsharfe!

Und so waren diese ersten Lieder von Adam Mickiewicz, diese Dziady, diese Todtenopfer der Liebe und des Vaterlands. Was auch die Gelehrten und die Kritiker in Warschau sagen mochten, die Dziady und die Grazyna schlugen wie tröstende Klänge an das Ohr der polnischen Nation, und die elegischen Weisen, die Lieder der Klage, der Liebe und des Zornes wurden Worte eines Volks.

Mickiewicz war damals Lehrer der lateinischen und polnischen Sprache am Gymnasium zu Kowno. Seine Gedichte hatten die lang verhaltene Gluth der Vater=

landsliebe wieder angefacht: man reichte sich zu stummem Bunde die Hände, sprach mit dem Auge, wetzte heimlich das Messer für den Feind. Die russischen Spione entdeckten die Spuren dieser Verschwörung und in Folge dessen wurde die Universität Wilna geschlossen, einige Kompromittirte wurden proscribirt, andere flüchteten, viele entführte die Kibitka nach Sibirien in die Schneewüste. Auch Adam Mickiewicz, der nach Wilna zurückgekehrt, wurde proscribirt; sein Verbrechen waren seine Lieder und er büßte es damit, daß er ins Innere Rußlands, nach Odessa ans Lyceum Richelieu verwiesen wurde.

So war er von Polens Erde losgerissen, und dieses leidenschaftlich für sein Vaterland glühende Herz mochte in den Steppen Rußlands vertrocknen. Von Schmerz und Wuth getrieben, durcheilte der polnische Sänger die russischen Länder, ziellos, zwecklos, nur fort, fort auf flüchtigem Renner, in hinsausendem Gespann, daß das Herz sich beruhige, das wallende Blut endlich ermatte! Er hielt die Jagd an, als er am Ufer des schwarzen Meeres, in den italienischen Gefilden der Krim war, und hier, weit weg vom Vaterlande, träumerisch in die prachtvolle, sich schau-

kelnde Meerfluth blickend, fesselte sich sein Schmerz und sein Hassen in des Wortes rhythmische Folge:

Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und ihm noch über Alles —
Sie ließ im Schmerz ihm Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle seiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab ihm ein Gott, zu sagen, wie er leide.

Er dichtete hier die wunderschönen Krim-Sonette und den Anfang seines Epos „Konrad Wallenrod," die Iliade des modernen polnischen Nationalgeistes.

Sein Geschick rührte die Fürstin Zenejda Wolkonska in Moskau, wohin er 1827 versetzt worden war. Sie nahm ihn unter ihren Schutz und empfahl ihn dem Fürsten Galyczin. In dessen Gefolge machte Mickiewicz eine Reise nach Petersburg und hier gelang es seinen Freunden, ihm die Erlaubniß einer Reise ins Auslaud zu verschaffen. Ohne Ahnung der Dinge, welche bald in Polen spielen sollten, durchreiste er 1829 Deutschland, Frankreich und Italien, überall von den Ersten der Literaturen, namentlich von dem achtzigjährigen Goethe, als der Erste der polnischen begrüßt.

Er war in Italien, als die polnische Revolution

von 1830 ausbrach... Polen war nicht todt gewesen; der Odem der feurigen Jugend hatte die auf die Bahre geworfene Geliebte noch einmal beseelt. Auch Mickiewicz hatte es gethan, mehr wie ein Anderer. Der Odem seiner Lieder, seine „Ode an die Jugend“ wirkten zaubermächtig; die letzten Worte dieser polnischen Marseillaise standen am 30. November 1830 am Rathhause zu Warschau, als die Revolution begann.

Die Revolution wurde niedergeworfen. Polen, von Neuem blutend aus tausend Wunden, war todt, endlich todt, ganz todt. Oder nicht? Lebte in ihm, wie in geweihter Hülle, noch ein Leben fort, das nach Jahren wieder erstarken und den Scheintod durchbrechen konnte, mit dem Schwert in der Hand und die Augen funkelnd voll Rache? — —

Hoffnungsarm, hoffnungsmatt saß die Jugend an der Leiche. Hunderte nahmen ihr Polen ins Exil mit sich; Hunderte weinten darum in den Kerkern, in den Schneefeldern Sibiriens, in den Bergwerken des Ural.

Aber Mickiewicz warf aus dem gastlichen Frankreich, seinem zweiten Vaterland, seinen Brüdern und Gefährten wieder eine Hoffnung zu, die dem letzten Röcheln Polens entstiegen zu sein schien. Nicht an Polens Auferstehung allein sollte man glauben, nein

an das Erstehen eines riesigen Slawenreichs, in dem auch Polen wieder verjüngt seinen Platz erhalte. Das war der Panslawismus, dessen Genius Adam Mickiewicz populär machte, nicht nur für Polen, sondern auch für alle slawischen Stämme. Alle slawischen Literaturen strebten von jetzt Einem Ziele zu, in Eine Idee liefen alle ihre Tendenzen zusammen. Der Russe vergötterte nicht mehr bloß seine Czaren; der Pole nicht mehr seine barbarischen Städteverwüster. Puschkin und Zaleski besangen zusammen die Helden Ukraina's; die Böhmen organisirten die panslawistische Wissenschaft, die Serben dichteten für alle Slawen. Mickiewicz hat diesen Geist in der slawischen Literatur angefacht; seine Schriften, die er aus dem Exil herübersandte: Die Bücher des polnischen Volks (1832) und das Epos: „Pan Taddeusz“ (1834) steigerten die panslawistische Bewegung. Und so ward Mickiewicz mehr als ein Dichter der Polen, er wurde ein Nationalpoet der ganzen slawischen Welt. Der Panslawismus erhob sich wie ein Gespenst, welches die germanische Welt bedrohte. Wird es Knochen, Fleisch und Blut erhalten oder verschwinden wie eine gigantische Erscheinung? Werden wirklich alle slawischen Stämme dereinst zusammen in Eins kommen, eine

riesige Macht, die Europa überfluthet? Oder wird der Bauch Asiens nochmals neue Horden auswerfen, die wie Gottesgeißeln über den Ural sich wälzen und zuerst die Slawenwelt vernichten, zertrümmern, ihre verstümmelten Glieder hinsäen wie die Gebeine eines Mammuth?

Adam Mickiewicz erhielt in Paris den Lehrstuhl der slawischen Sprache und Literatur am Collège de France. Als Frucht dieser mit Eifer ergriffenen Lehrthätigkeit erschienen seine in den Jahren 1840 bis 1842 gehaltenen Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände, die französisch gehalten und von seinen Zuhörern stenographisch nachgeschrieben wurden. Sie bieten ein glänzendes, wenn auch kein erschöpfendes Bild der slawischen Literaturen; sie vermögen mehr zu begeistern, denn zu belehren. Auch in ihnen nimmt der Panslawismus eine bedeutende Stelle ein. Zu berücksichtigen ist auch, daß Mickiewicz einzelne Schöpfungen Goethe's, Schillers, Byrons und Puschkins in's Polnische übersetzte.

Wegen Betheiligung an dem mystischen Treiben des Messianismus Towianski's wurde er von der französischen Regierung von seiner Lehrthätigkeit dispensirt. Im Jahre 1848 besuchte er Italien, suchte

dort die Idee polnischer Legionen ins Leben zu rufen und kehrte dann nach Paris in den Schooß seiner Familie zurück. Als Verehrer des alten Napoleon, der die Polen so gut zu betrügen verstand, machte der neue Napoleon ihn zum Bibliothekar an der Bibliothek Mazarine. Im Jahre 1855 starb er, unstreitig der bedeutendste Dichter Polens, einer der hervorragendsten in der gesammten slawischen Literatur und ein Haupt der Emigration. Er war nach Constantinopel gereist, um von dort aus während des orientalischen Krieges gegen Rußland zu wirken. Die Cholera raffte ihn dort am 28. November dahin.

Wenzel Hanka.

Am Nachmittag des 15. Januar 1860 war ganz Prag in Bewegung. In der herrlichen Hauptstraße, auf dem Graben, drängten sich Tausende von Menschen Kopf an Kopf; die Fenster, Balkone und selbst die Dächer waren mit Neugierigen besetzt, ein reicher Damenflor vor Allem bot sich überall den Augen dar. Die sonst so lebhafte Passage des Grabens war gehemmt. Gegen Ende desselben sah man von den Fenstern des böhmischen Museums herab große schwarze Fahnen wehen und mehr und mehr verdunkelte sich die dicke Januarluft durch den aufwirbelnden Qualm der Fackeln. Endlich entwirrte sich das Chaos. Langsam nahte sich ein quellender, geschlossener Menschenstrom, ein pompöser Leichenzug. Vorauf ein Sänger-

chor, die Spitzen der Behörden, die Vertreter der Wissenschaft, die Geistlichkeit in ihrem glänzenden Ornat — der ganze imposante Zug und der Leichenwagen umgeben von Hunderten von brennenden Fackeln und dann ein riesiger Schweif von Trauernden und Wagen. Still und feierlich ging der Zug vorüber, nur hin und wieder brauste ein Männerchor wie eine laute Klage hervor. — Es mußte ein großer Mann sein, der da zur Gruft getragen wurde, denn ein ganzes Volk nahm Theil an dem traurigen Fest.

Wenzel Hanka war's, den man begrub. Sein Tod fiel in eine hochfluthende Zeit, und was sonst ein Ereigniß gewesen wäre, welches nur engere Kreise schmerzlich berührt, war jetzt unter dem Eindruck der nationalen Erregung ein nationales Trauerfest, das Begräbniß eine Demonstration des Czechenthums, welches auch hierbei einen äußeren Beweis geben wollte, daß es lebe, daß es mächtig und stark aus seiner Versumpfung wieder erstanden sei, — ein todtgeglaubtes, geköpftes Volk, das durch eine geheimnißvolle Zauberkraft den Sargdeckel gesprengt und ein verjüngtes Dasein erhalten hatte. Und er war Einer von denen gewesen, die diese Verjüngung gefördert. Wenzel Hanka, der Bauersohn, war durch seinen Fleiß eine Säule der

neuerstandenen böhmischen Literatur geworden, durch sein Glück ein Wohlthäter seines Volkes, durch seinen schlichten, lauteren Charakter ein populärer Mann, dessen Ruhm und Ruf die Dankbarkeit einer Nation am meisten beschützte.

Hanka wurde am 10. Juni 1791 zu Horineweß im Iciner Kreise Böhmens geboren. Sein Vater bestimmte ihn zu dem, was er selber war, zum Landmann und erzog ihn danach. Die Mutter war eine jener Frauen, in denen der Geist untergegangener Geschlechter und politisch verkommener Völker, wie durch eigenen Genius geschützt, fortlebt in Sitte, Sprache und Liedern. Sie war ein czechisch Weib und mit den czechischen Liedern wiegte sie den Knaben ein und mit ihnen wuchs er auf, leidlich in der Dorfschule im Schreiben und Lesen unterrichtet. Der alte Hanka wollte den Sohn vor der Conscription bewahren, das war der Grund, weßhalb er zugab, daß Wenzel das Gymnasium in Königgrätz 1807 besuchte. Des Deutschen wenig kundig, lieferte er seine Aufsätze meist in czechischer Sprache und zeigte überhaupt einen besonderen Sinn für Erlernung der verschiedenen slawischen Sprachen. Als er 1810 die Universität Prag besuchte, um nach dem neueren Wunsch seines Vaters

sich zum Geistlichen auszubilden, agitirte er bereits für den Gebrauch und die Pflege der czechischen Sprache, die damals so im Argen lag, daß selbst ihr vornehmster Kenner und Lehrer, Dobrowsky, auf ihre Wiederbelebung keine Hoffnungen setzte. „Wir sind Czechen, harren wir aus!“ sprach aber Hanka in der Prager Aula zu mehreren Mitstudirenden, deren Seele er war und die er für seine Bestrebungen gewann. Er arrangirte hier czechische Declamationen, die sogar den damaligen Landesgouverneur, Grafen Kolowrat, interessirten; er unterrichtete im Czechischen; er trat endlich dem betagten Abbé Dobrowsky näher und ward schon als sechszehnjähriger Student der Mitarbeiter dieses Gelehrten, sein Freund.

Der Lerneifer Hanka's namentlich für slawische Dialektologie, war ungewöhnlich und er galt schon auf der Universität für einen Kenner der meisten slawischen Sprachen. Im Jahre 1813 besuchte er zu weiterer Ausbildung als Jurist, wozu er sich entschlossen hatte, die Wiener Universität, knüpfte Verbindungen mit Jungmann an, den er beschwor, die czechische Nationalität nicht untergehen zu lassen, und äußerte in dem ersten seiner Gedichte: „An sich

selber" die Empfindungen, die ihn als Czechen beseelten.

O, wenn ich wüßte,
Mein Goldsöhnlein,
Daß aus dir werde
Ein Czech, bieder und rein:
Wollt' ich mit Rosen,
Süß duftenden Rosen
Umwinden Dich.

Seit 1814 trat Hanka als czechischer Schriftsteller auf. Er veröffentlichte nicht allein sehr schätzenswerthe Skizzen über Rußland, sondern auch lyrische Gedichte (1815, 1816), von denen einzelne noch heute im Munde des Volkes leben. Durch sein Buch über den böhmischen Unterricht, welches dann die Veröffentlichung seiner vielseitig angefochtenen Orthographie veranlaßte, unterstützte er wesentlich des gefeierten Dobrowsky neuere Bestrebungen in dieser Hinsicht und errang endlich den Sieg der analogen Orthographie aller slawischen Sprachen.

Zugleich wurden die südslawischen, namentlich serbischen Gedichte in's Czechische übertragen und durch Hanka, der die altböhmischen Dichtungen studirte, die Herausgabe des altczechischen poetischen Sprachschatzes bewirkt, den er seinem Lehrer Dobrowsky widmete.

Ein neues Leben pulsirte durch das Czechenthum.

Es schien, als habe die Erschütterung der napoleonischen Zeit, die siegreiche Völkerwanderung der Russen bis nach Paris, alle Glieder des Slawenthums belebt und demselben die weltgeschichtliche Idee klar gemacht, welche es zu verfolgen habe. Mehr und mehr rückten die getrennten Stämme der slawischen Nation zusammen und die Czechen, die politisch verkommensten, ermunterten sich durch diesen Contact, rührten sich, erstanden und strebten nach Erreichung des ganzen alten, herrlichen Lebens. Der Panslawismus fand seine Anfänge und Hanka's gleiche Orthographie für alle Slawen gab dieser Idee einen ernsten koncreten Inhalt.

Dieser neuen Lebenshoffnung der Czechen ist es zu danken, daß man auf die alten Pergamente und Handschriften, die man bisher als Scharteken mißachtet hatte, jetzt sorgfältig Obacht gab, um Spuren und Fragmente der altböhmischen Literatur zu finden. Das Glück wollte, daß Hanka hierin den bedeutungsvollsten Fund machte, daß er einen Torso altczechischer Lieder entdeckte, der zum Evangelium der neuen Zeit wurde und einen großartigen Zündstoff in das böhmische Geistesleben trug.

Der sechsundzwanzigjährige Sprachforscher war

zum Besuch eines Freundes nach dem kleinen, aber alten Städtchen Königinhof gekommen. Man sprach bei Tisch von der Zerstörung Königinhofs durch die Hussiten, von der alten Kirche und den sonderbaren Resten von Waffen und Pergamenten, die sich in einem Gewölbe derselben befanden. Letztere Mittheilung bewog Hanka zu der Bitte, ihm dies Gewölbe zu zeigen. Bereitwillig führte man ihn hinein. Wüst und wild sah es hier aus. Alte Pfeile, Waffen aller Art, moderndes Pergament lag da; für Hanka war dies gerade ein Reiz mehr. Er zog die Pergamente hervor und hatte zuletzt zwei ganze schmale Streifen und zwölf vollständige Blättchen. Erst beim genaueren Entziffern derselben erkannte er die Bedeutung des Fundes, denn diese Handschriften, schon halb verwischt, enthielten eine Menge, zum Theil vollständiger Dichtungen der alten Böhmen, Schlachtgesänge und Liebeslieder, von denen manche noch im Munde des Volks lebten. Diesen Fund der Königinhofer Handschrift, von dem in Wahrheit die neue Epoche der czechischen Literatur datirt, geschah am 16. September 1817. Die kritische Herstellung des Urtextes — welche Hanka im Uebrigen die schwersten Vorwürfe zuzog — ferner die Schwierigkeiten des Drucks

sammt deutscher Version, verzögerten die Herausgabe dieser Sprachdenkmale um ein volles Jahr. Was die Handschrift selbst betrifft, so enthielt sie vierzehn Dichtungen, darunter sechs Epen: Oldrich und Jaromir oder von der Vertreibung der Polen aus Prag; Benesch Hermanov oder von der Niederlage der Sachsen; Jaroslan, oder vom Siege über die Tartaren bei Olmütz; Cestmir oder vom Siege über den Fürsten Vlaslav; Ludische oder von einem festlichen Turnier; Zeboy oder vom Siege über Ludiek. Die Pergamente sind, wie sich herausgestellt, einem abgeschriebenen Codex angehörig, der an 200 Gedichte enthalten haben dürfte und wahrscheinlich von dem Vladiken und auch als Dichter berühmten Zawis von Rosenberg, der 1290 hingerichtet wurde, zu Ehren der von ihm geliebten Witwe Otokars II. geschrieben wurde. Mehrere Gedichte davon datiren übrigens von viel früherer Zeit.

Durch diesen Fund wurde Hanka ein gefeierter Name weit über Böhmen hinaus. Die böhmische Literatur erregte jetzt selbst die Aufmerksamkeit des Auslandes und auch Goethe interessirte sich lebhaft für dieselbe. Unter so günstigen Umständen beschloß man ein Denkmal der alten Heldenzeit Böhmens auf-

zurichten, ein Nationalmuseum zu gründen. Hanka war einer der rührigsten zur Ausführung dieser Idee, welche 1818 in Form einer Petition der Regierung vorgetragen wurde. Eine National-Subscription, zu welcher vom böhmischen Adel die Grafen Sternberg, Klebelsberg, Lobkowic, Hartmann und Kolowrat, ferner Wratislaw und Hartig beisteuerten, hatte Ende Mai schon 61,379 Gulden 10 Kreuzer eingebracht, ungerechnet die werthvollen Geschenke an Büchern, Münzen, Thieren, Mineralien u. s. w. Hanka wurde beim neuerrichteten Museum als Bibliothekar angestellt, als welcher er die musterhafte Einrichtung des ganzen Instituts besorgte und bis zu seinem Tode Zeit und Liebe demselben widmete.

Die produktive Thätigkeit des glücklichen Slawisten, welcher für seinen Fund Ehren und Orden erndtete, wurde durch diesen Posten eher aufgestachelt als gelähmt. Hanka ward eine Zeitlang der rührigste böhmische Schriftsteller und Haupt einer ganz bestimmten Schule. Er gab 1819 eine neue Ausgabe seiner Gedichte heraus, setzte das deutsch-böhmische Wörterbuch Dobrowsky's fort, gab das alte Igorlied, welches 1795 vom Grafen Mussin-Puschkin wieder aufgefunden worden, in der von ihm erfundenen panslawisti-

schen Orthographie heraus und forschte daneben mit erklärlicher Leidenschaft allen alten Pergamenten nach, um noch weitere Trümmer des altczechischen Dichtungssaales aus dem Schutt der Zeiten hervorzuziehen, das Werk der Königinhofer Handschrift dadurch zu ergänzen. Es mögen ihm aus Patriotismus dabei manche Täuschungen vorgekommen sein; jedenfalls aber erhoben sich gegen die Echtheit der von ihm entdeckten und herausgegebenen Handschriften Zweifel und kritische Stimmen. Am auffälligsten war, daß Dobrowsky, Hanka's gefeierter Lehrer, zuerst und entschieden in Opposition zu dem Entdecker der altczechischen Poesiefragmente trat. Im Jahre 1824 erklärte Dobrowsky einzelne dieser Gedichte für „literarischen Betrug“ und für untergeschobene Werke von „Hyperpatrioten,“ als deren Verfasser er Joseph Linda und Hanka hielt. Nach dem Tode Dobrowsky's, 1829, entbrannte auf Grund dieser Ansicht ein heftiger literarischer Streit über die Echtheit der Handschriften, namentlich trat Kopitar, der Redakteur der Wiener Jahrbücher, entschieden gegen dieselbe auf, ja er verdächtigte selbst die Königinhofer Handschrift, indem er zu verstehen gab, dieselbe sei den serbischen Volksliedern erweislich nachgebildet und vielleicht von

Hanka geschrieben. Dagegen vertheidigte Palacky diese Fragmente und Schafarik trat für Hanka auf. Bekanntlich ist dieser Streit noch mehrfach wieder angeregt worden und hat das Leben Hanka's mannichfach verbittert. Auf wessen Seite dabei das Unrecht ist, lehrt der gesunde Menschenverstand wohl besser als alle spitzfindige Kritik. Zuvörderst war Hanka kein Dichter so routinirt und begabt, um Gedichte, und in Fragmenten zu machen, wie sie die Königinhofer Handschrift enthalten; er hatte ferner Zeugen bei seinem Fund in der Kirche zu Königinhof; er war endlich keine Natur, einen Betrug solcher Art zu begehen. Da die Königinhofer Handschrift in Wahrheit so mächtigen Einfluß auf die Wiederbelebung der cechischen Literatur ausübte, so wäre ihre „Erfindung," ihre Unechtheit ein sehr folgenreicher und durch den intensiven Erfolg sehr dankenswerther literarischer Spaß gewesen. Aber wer wäre alsdann der Dichter, der sich herbeigelassen, altböhmische Lieder auf altem Pergament zu dichten, um sie — finden zu lassen und der, nachdem sein Falsifikat so unendliches Glück gemacht, nicht schließlich hervorgetreten wäre, um den Ruhm für sich in Anspruch zu nehmen? Würde Hanka in solchem Falle nicht mehr Ehre und

Ruhm für seine Person gehabt haben, als durch den Fund, und wäre dieser Mann nicht hundertmal größer gewesen, wenn er seine Uneigennützigkeit, seine Vaterlandsliebe so weit getrieben hätte, für alte gefundene Dichtungen auszugeben, was sein Werk war? Das Mystifiziren wäre ja überdies keine ungewöhnliche und an sich tadelnswürdige That gewesen!

Wenzel Hanka, der persönlich diesem Streit taktvoll aus dem Wege ging, verfolgte unterdessen sein Ziel eifrig weiter. Er wollte nicht allein den czechischen Geist wieder zu kräftigem Leben aufrufen, sondern ihm auch die neue Bahn der Thätigkeit brechen. So ließ er mehrere böhmische Schriften erscheinen, besonders die „böhmischen historischen Gesänge" (1826), welche den Vaterlandssinn erwecken und die Schönheit der czechischen Sprache würdigen lehren sollten. Zugleich aber knüpfte er, von der Idee des Panslawismus erfüllt, Verbindungen mit Polen und vorzüglich mit russischen gelehrten Gesellschaften an, zu deren Ehrenmitglied er ernannt worden war. Er plaidirte in diesen Correspondenzen eifrig für Errichtung von Lehrkanzeln der Slawistik, die in Böhmen vorläufig nicht möglich waren. Er fühlte, daß das von der germanischen Welt umgebene, wie eine kleine slawische Oase gelegene

Czechenthum seine geistige Verbindung mit den politisch mächtigeren slawischen Völkern suchen müsse, um aufblühen und Früchte tragen zu können. Namentlich für diese Tendenz wurde 1827 die czechische Quartalschrift des böhmischen Museums gegründet. Hanka selbst arbeitete sehr fleißig an diesem Werke mit.

Im Jahre 1830 erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Rußland, um dort die Stelle eines Bibliothekars der russischen Akademie und Professors für slawische Philosophie zu bekleiden. Hanka zog es vor, in Böhmen zu bleiben. Eine Reihe neuer Schriften, namentlich philologischen Charakters, folgten darauf, ferner Uebersetzungen polnischer Gedichte, numismatische Arbeiten und literarische Fehden mit Kopitar, die erst endeten, als dieser ausgezeichnete Gelehrte 1844 starb.

Still und als unermüdlicher Gelehrter lebte Hanka in den Räumen der Bibliothek des böhmischen Museums, welche er in musterhaftester Weise einrichtete. Er sah die Früchte seiner Arbeit und es konnte nicht anders sein, als daß er, der so vielen Antheil an dem Aufleben des czechischen Geistes hatte, fast ängstlich darüber wachte. In Wahrheit ist Hanka auch wie ein Vater dieser jungen czechischen Generation anzusehen, die er erzogen, deren Bildung sein Antheil mit ist und

die vornehmlich ihm die Gesänge verdankt, mit der sie aufgewachsen. Er sah nur mit der Liebe eines Vaters auf dieses neue Czechengeschlecht und daher kam auch so manche Einseitigkeit, so manche Befangenheit. Wenn ihm irgend etwas noch als Ideal seines Strebens vorschwebte, so die faktische Einführung einer allgemeinen slawischen Schriftsprache. Wohl ist es interessant, darüber vertrauliche Worte Hanka's zu citiren: „Die Zeit ist sehr nahe, schrieb er 1842, wo Eine Schriftsprache den slawischen Männern ein unausweichliches Bedürfniß wird. Die slawischen Dialekte bleiben allerdings für den gemeinen Mann in status quo; aber derjenige unter den slawischen Dialekten, der den reichsten Schatz von Wendungen seiner Brüder in sich aufnehmen und die Wissenschaft in allen ihren Zweigen am glücklichsten cultiviren wird, der wird wohl auch die Palme davon tragen. Der böhmische Dialekt hätte wirklich sehr Vieles voraus, wenn ihm die erwähnte Pflege zu Statten käme. Er hat schöne Monumente, ist frühzeitig ausgebildet und war schon nahe daran, auch in Polen und Lithauen als Hof- und diplomatische Sprache aufgenommen zu werden — denn aus dem 15. Jahrhundert kann er Belege dazu aufweisen. Sein mächtigster Konkurrent ist gegen-

wärtig allerdings der russische Dialekt, der mit Riesenschritten, indem er sehr freigebig unterstützt wird, vorwärts eilt. Allein er hat durch seine ungewöhnliche Schrift für die Westslawen die größte Hemmung in sich selbst; wie denn ein Staatsmann treffend sagte: „„So lange die Russen ihre (cyrillische) Schrift behalten, mögen unsere Diplomaten ruhig schlafen; aber wehe, wenn ihnen die lateinische Schrift anzunehmen einfällt, — dann hätten sie alle Slawen für sich!"" — Die Vorsehung hat Böhmen an die äußerste Spitze der aufgeklärten Nachbarn gestellt; von dieser bedeutsamen Stelle aus würden alle slawischen Stämme freudig und willig das Licht der Aufklärung entgegen nehmen; wohingegen von der entgegengesetzten, wenn auch wahre Aufklärung dargeboten würde, große Vorurtheile, ja offener Widerwille herrschen. Böhmen hat es bei dem gänzlichen Mangel der Unterstützung durch undankbaren Eifer einiger Wenigen so weit gebracht, daß man sich über Alles das, was geschehen ist, wirklich wundern muß!" —

Am politischen öffentlichen Leben der Jahre 1848 bis 1849 nahm Hanka in gemäßigter Weise Antheil. Er schützte in den Pfingstereignissen von 1848 das böhmische Museum vor einer wahrscheinlich großen

Zerstörung Seitens der Truppen. Die Wahl zum Deputirten des Reichstages lehnte er ab. In seinen letzten Lebenstagen aber sah er noch Böhmen seine „historisch-politische Individualität,“ für die er in seiner Weise so beharrlich gekämpft, zurückgegeben; das Czechenthum nicht bloß als literarischen, sondern auch als politischen Faktor eine bedeutsame Rolle beginnen; das ganze Slawenreich, namentlich dessen Theile in Oesterreich, in einer Gährung, welche der Vorbote großer Ereignisse sein konnte. Er konnte ruhig sterben, der alte Hanka, denn er hatte seine Aufgabe erfüllt; was nun kommen wird, gehört der Arbeit einer jüngeren Generation an.

Inhalt.